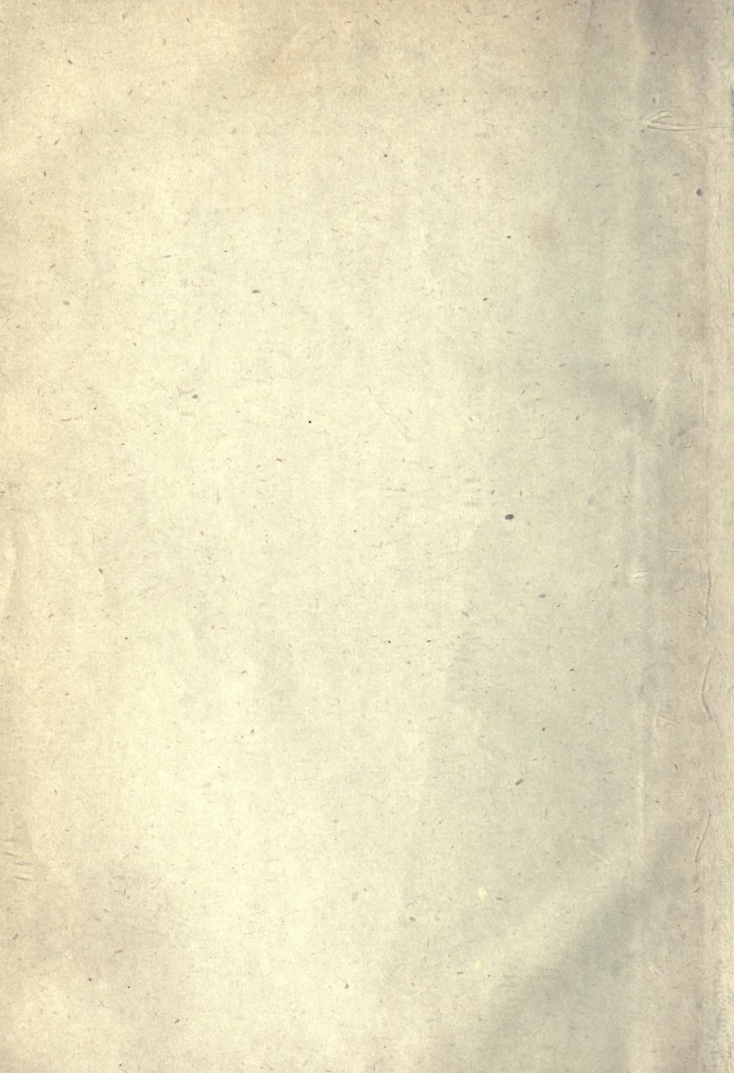

NOVELLEN




OTTO
STECHE
N°. 417.



LG
Z523

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

379817
6.5.40

Sechszehnter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1857.

Inhalt.

Das Goldmacherdorf.

1. Wie Oswald aus dem Kriege kommt und was die Leute sagen.

An einem Sonntag Nachmittag saßen im Dorfe Goldenthal die jüngern Knaben und Mädchen unter der alten Linde und sangen, oder lachten, wenn Einer aus dem Wirthshaus hervorstolperte, der zu tief ins Glas geschaut hatte. Die andern Bauern mit ihren Weibern saßen in drei Wirthshäusern, und tranken und spielten, und jauchzten oder balgten, wie es denn nun so geht, wenn Wein und Bier wohlfeil sind.

Da kam ein großer starker Mann ins Dorf. Er mochte in den Dreißigen sein, hatte einen grauen Rock an, einen langen Säbel an der Seite, auf dem Rücken einen Habersack. Er sah gar wild drein, denn er trug über der Stirne eine große Narbe, und unter der Nase einen schwarzen Schnurrbart, daß alle Kinder davonliefen.

Aber ein Paar alte Frauen, die er anredete, erkannten ihn sogleich, und schrien: „Ei das ist ja Schulmeisters Oswald, der vor siebenzehn Jahren unter die Soldaten ging. Nein, schaut auch, wie ist er gewachsen und groß geworden!“ Und wie die Weiber so schrien, kam Alt und Jung aus den Wirthshäusern und von der Linde herbeigelaufen, und bald war das ganze Dorf um den Oswald versammelt.

Oswald gab allen seinen ehemaligen Bekannten die Hand, war sehr freundlich mit Allen und sagte, er wolle nun wieder bei ihnen in Goldenthal wohnen, habe des Soldatenlebens satt, und sei froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Nun wollte ihn Jeder in

ein Wirthshaus ziehen, der Eine links, der Andere rechts: man müsse eins zum Willkommen trinken; er müsse von den Kriegsgeschichten erzählen. Oswald aber dankte ihnen und sprach: „Ich bin vom Wandern müde und will ausruhen. Wer wohnt in meines verstorbenen Vaters Haus, und wer besorgt die Aecker desselben?“

Alsobald trat der Müller hervor und sagte: „Ich habe den Weber Steffen hineingethan, und ihm Haus und Feld in Zins gegeben. Nun aber muß er ausziehen, da du wiedergekommen bist. Der Gemeindsrath hat mich zum Vogt gesetzt über dein Gütlein. Kannst ein paar Tage bei mir herbergen, bis Webers ausziehen und andere Wohnung haben. Da will ich dir auch Rechnung ablegen.“

Also ging der Müller mit seinem Gast zur Mühle und ließ ihm ein gutes Nachtessen und ein gutes Bett bereiten. Oswald hatte aber viel zu fragen nach dem und diesem, wie es seitdem im Dorfe ergangen sei; und der Müller und seine Frau hatten viel zu antworten. So plauderten sie bis Mitternacht in der Mühle. Und Oswald sah immer über den Tisch hinüber nach des Müllers zarter Tochter, die hieß Elsbeth. Und es war wohl der Mühe werth, ihr in die schwarzen Augen zu sehen, denn Elsbeth war schön. Elsbeth aber sah ihrerseits auch gern über den Tisch hinüber, denn Oswald war ein hübscher Mann, wenn man sich einmal an seinen erschrecklichen Schnurrbart gewöhnt hatte, und in seinen Geberden hatte er etwas Zierliches und Gefälliges, als wäre er ein Herr aus der Stadt gewesen. Darum scheute sie sich, mit ihm zu reden, und wenn er sie ansah, wußte sie nicht, wohin mit den Augen fliehen. Doch sagte sie ihm etwas vom Schnurrbart.

Und als er folgenden Morgens zum Frühstück kam, war unter seiner Nase der Schnurrbart schon verschwunden. Oswald hätte Zeitlebens in der Mühle wohnen mögen, denn der Müller und seine Frau waren gute Leute, und der Elsbeth sah die Güte hell und klar aus den Augen. Aber nach acht Tagen schon konnte Oswald

in das kleine Haus seines Vaters einziehen und nach seinen Feldern sehen. Er hatte fünf Juchart Baumgarten mit Wiesen und fünf Juchart Ackerland; dazu kaufte er sich eine schöne Kuh aus den vom Vogt ersparten Zinsen.

Und weil das Haus alt und zerfallen war, erhielt er Holz und Steine von der Gemeinde. Da ließ er alles ausbessern, weißen und hobeln und waschen. Er selber mauerte, handlangte, fegte vom Morgen bis in die Nacht, damit es schön werde, und ihn doch nicht viel koste.

Im Herbst war sein kleines Haus das sauberste und schönste im ganzen Dorf, mitten in einem Garten am Bach. Und der Garten war schön, wie einer in der Stadt. Er hatte sogar in die Wege zwischen den Beeten Sand und Grien getragen. Er hatte es gern, wenn Müllers Elsbeth zuweilen über den grün angestrichenen Hag in den Garten sah; sie hatte ihm auch Blumen beigesteuert, und versprach ihm zum Frühjahr noch mehr.

Die Leute zu Goldenthal wußten lange nicht, was aus dem Oswald machen? Er war so arm aus dem Kriege gekommen, als er hineingezogen war, das sahen sie wohl. Er hatte eine Kiste aus der Stadt bekommen mit Kleidern und Wäsche; sogar Bücher hatten darin gelegen. Das war sein Reichthum. Aber des Geldes wegen mochte die Kiste nicht schwer gewogen haben.

„Laßt ihn laufen!“ sagten die Einen: „Er ist ein armer Teufel, und ein dummer Teufel dazu, der im Kriege seine Sache nicht verstanden hat zu machen. Nicht einmal Sonntags kann er ins Wirthshaus gehen und sein Glas trinken, geschweige einen Tanz zahlen. Dabei muß er arbeiten wie ein Pferd, von Sonnenaufgang bis in die finstere Nacht. Ein Glück für ihn, daß er vom Vater noch etwas geerbt hat, sonst läge er der Gemeinde zur Last.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten die Andern: „Heldenthaten hat er nicht viel verrichtet, denn er weiß nicht viel zu erzählen. Und wer

weiß, wo der Narr den Hieb über die Stirn geholt hat. Der ist froh, daß er kein Pulver mehr riechen muß."

„Laßt ihn laufen!" sagten wieder Andere: „Er gibt nur Keinem ein gutes Wort, und meint, weil er Soldat gewesen, müsse man Respekt vor ihm haben. Wir wollen's ihm aber zeigen. Er ist ein hochmüthiger Bursch, der froh sein soll, wenn wir ihm keinen Tritt geben."

„Laßt ihn laufen!" sagten noch Andere: „Der hat im Kriege nichts Gutes gelernt. Er hat Bücher, die kein Mensch lesen kann, vielleicht der Pfarrer selber nicht. Und Zeichen und Karaktere stehen darin, daß es ein Graus ist. Was gilt's, der geht mit dem Teufel um und kann ihn beschwören."

„Gott sei bei uns!" riefen Andere: „Richtig ist es bei ihm nicht, das weiß man wohl. Er hat nach keinen Menschen in seine kleine Hinterstube gehen lassen, selbst Müllers nicht, die viel mit ihm zu thun haben. Da sieht der Wächter alle Nacht noch Licht brennen, was durch die Fensterladen schimmert. Die Stube hält er beständig verschlossen, und die Vorladen der Fenster sind auch bei hellem Tage nie auf."

So sprachen die Leute, und machten aus Oswald nicht viel.

---

2. Was Oswald im Dorfe sieht.

Wenn sich auch die Leute nicht viel aus dem Oswald machten, war er doch sehr zuthunlich und mit Allen freundlich. Anfangs ging er rechts und links zu Jedem ins Haus und besuchte Einen um den Andern, fragte nach den Kindern, nach den Gütern, nach der Art, die Felder zu bestellen und nach allen Umständen.

Vorzeiten war Goldenthal ein recht stattliches Dorf gewesen; zwar kein übergroßer Reichthum darin, doch Wohlhabenheit in allen Häusern. Nun aber, mit Ausnahme einiger reichen Bauern und

Wirthe, wie auch des Müllers, stand es überall schlecht. Das Elend schaute zu den Fenstern hinaus, und am Feuerherd kochte Schmalhans ungeschmalzte Suppen. Von hundert Haushaltungen schickten wohl zwanzig ihre Kinder zum Betteln aus; sechszig halfen sich kümmerlich im Druck von Schuldenlasten durch, und die andern waren zum Theil noch im Stande, die Gemeindesteuern ordentlich zu entrichten, und sich wohl aufrecht zu halten.

Man sah es den Häusern schon von außen an, wie übel es drinnen sein mochte; man sah es an den zerfallenen Dächern; an den Mauern, von welchen der Kalk abgefallen war; an den verschmierten Wänden und Thüren; an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenstern. Kam man hinein, war Koth und Gestank; Tisch und Bänke unsauber; der Spiegel, wenn noch einer war, seit Jahren von Fliegen blind; der Fußboden voller Löcher; die Dielen schwarz, wie Erde, vom verhärteten Unrath. In den Küchen befand sich wenig und schlechtes Geschirr, das nicht einmal rein gewaschen da stand. In den Gärten am Hause sah man keine Ordnung, keine Zierlichkeit, sondern etwas Gemüs ganz nachläßig hingepflanzt. Man schien froh zu sein, wenn man für Säue und Menschen nur Erdäpfel genug hatte. Vor den Häusern lagen Misthaufen, Ackergeräthe, Holz und was man sonst nicht unter Dach bringen konnte, bunt durcheinander. Männer und Weiber gingen in zerrissenen oder grob geflickten, besudelten Kleidern; Stroh und Federn in den struppigen, ungekämmten Haaren; Hände und Gesicht oft Tage lang nicht gewaschen. Die kleinen Kinder blieben oft einen halben Tag in ihren Wiegen im Unflath liegen, oder waren sie größer, spielten sie halbnackt vor den Häusern im Kothe.

Kein Wunder, daß bei solcher bettlerischen Unreinlichkeit häufig Krankheiten entstunden. Man ging aber lieber zu einem alten Weibe, zum Scharfrichter, zu einem Harnbeschauer und Quacksalber, wenn er es nur wohlfeil machte, als zu einem erfahrenen

und gelehrten Doktor. Wenn nun Mann oder Frau bettlägerig waren und nicht arbeiten konnten, ging es in der Wirthschaft den Krebsgang. Da mußte ein Stück Hausgeräth oder Vieh oder gar Land in der Noth verkauft, oder Geld gegen schweren Zins entliehen werden. Das dauerte dann, bis man mehr Schulden hatte, als man zahlen konnte; dann erfolgte Vergantung und der Bettelstab.

Wenn Oswald da und dort guten Rath geben wollte, oder wenn er die Unhäuslichkeit und Unordnung tadelte, so bekam er mürrische Gesichter zum Dank. Die Einen sagten: Arme Leute können nicht alles so schön haben, sondern müssen es nehmen, wie es ist! Andere sagten: Was geht es dich an? Steck' du die Nase in deinen eigenen Dreck!

Bei den reichen Bauern sah es nun im Hause wohl besser aus, und war mehr Hausgeräth und Kleidung vorhanden. Aber doch fand man auch bei ihnen viel Unsauberkeit und Nachlässigkeit. Denn weil sie beständig und überall Bettelwirthschaften vor Augen hatten, so gewöhnten sie sich daran, und trieben es nicht viel anders. Die Woche durch waren sie schmierig und zerrissen; nur Sonntags prunkten sie hoffärtig einher. Daher hörte man auch bei ihnen nichts, als Klagen über die bösen Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorf. Denn weil im Dorfe fast alle Haushaltungen in Schulden waren, so konnten die wenigsten zahlen. Und weil die Gemeinde selbst seit dem Kriege eine große Schuld von vielen tausend Gulden trug, fiel das Zahlen der Zinsen, der Gemeindesteuern und Landesabgaben nur auf die Vermöglichern. Das machte sie mißvergnügt und zornig.

Ueberhaupt war in Goldenthal Einer wider den Andern und beständig Streit und Zank. Keiner traute dem Andern; Jeder wußte dem Andern etwas Böses nachzusagen. Da war kein Treu und Glauben, sondern eitel Lug und Trug. Die Armen beneideten die Reichen; die Reichen drückten und plagten die Armen. Die Reichen

trieben, wenn sie Geld ausborgten, schändlichen Wucher, und nahmen von armen Leuten, die in der Noth waren, ihre zwölf, zwanzig und mehr Prozent Zinsen, ohne daß sich darüber das christliche Gewissen schämen und grämen wollte. Die Armen hinwieder rächten sich, wie Schelmen es machen; sie beschädigten den Reichen Bäume und Pflanzungen heimlich, stahlen ihnen Gemüs und Obst, Trauben und Holz und Hühner, und was sonst zugänglich oder leicht nehmbar war. Man konnte sich auf kein Wort, auf keinen Eid mehr verlassen. Selbst zwischen Eheleuten war eitel Haß und Gezänk. Das sahen die Kinder alle Tage und lernten nichts Besseres.

Trotz der sichtbaren Verarmung der Gemeinde, und wiewohl jeder über Regierung, Obrigkeit und schlechte Zeiten klagte, und kein Geld hatte, wenn er das Nothwendigste zahlen sollte, thaten die Leute doch insgesammt groß. Das Arbeiten ließ man sich nicht allzusauer werden. Die Vermöglichen, wenn sie später aufs Feld gingen, oder früher Feierabend machten, sprachen bei sich: „Gottlob, wir können's wohl so haben!“ Und die Armen und Taglöhner, wenn sie bei der Arbeit die Hände fallen ließen und umhergafften, sprachen sie: „Nun unsereins ist auch kein Vieh! Man muß auch geruht haben.“

Aber wenn der Samstag Abend kam, oder der Sonntag, hatte Jeder Geld, um sich im Wirthshaus bei Wein, Bier und Branntwein gütlich zu thun. Da hieß es: „Herr Wirth, noch eine Halbe! Juchhei, Karten her!“ — Da ward der Wochenverdienst durch die Gurgel gejagt, oft mehr noch. Man spielte. Der Eine verlor sein Geld, der Andere versoff oder vertanzte den Gewinnst. Zwischenein in der Woche ward auch das Wirthshaus nicht ganz vergessen. Die Leute litten die Kehle nicht ganz trocken. Unterdessen hatten die Weiber und Kinder kaum satt zu essen. War aber Geld im Haus, wenn auch nur wenig, da mußte Kaffee her und mußte geküchelt werden. Dann hieß es: „Lieber Gott, es kömmt an

unsereins selten. Man will doch auch einmal seinen guten Tag haben. Was hat man sonst vom Leben?“

An Feiertagen fehlte es nicht, und die wollte man doch gefeiert haben. War im benachbarten Städtlein Jahrmarkt, so mußte man doch auch hin und sehen, wie es in den Wirthshäusern der Stadt sei, und hören, was es Neues in der Welt gebe? Dann fehlte es außerdem nicht an allerlei Gängen unt Läufen, Prozeßhändeln und Schritten und Tritten vor Richter und Obrigkeit. Das brachte viel Versäumniß und Ausgaben, wenig Gewinn und Vortheil. Folglich nahm in allen Häusern das Vermögen eher ab als zu. Und darum fluchte Einer wie der Andere über schlechte Zeiten, über Regierung und über die Leute im Dorf.

---

3. Was der verständige Müller erzählt.

Als Oswald in seinem Dorfe so viel Laster und Sünden sah, ist ihm vor Zorn das Herz geschwollen. Er ging in die Mühle, wie er allemal that, wenn er voll Unmuths war. Und wenn ihn da die holdselige Elsbeth anlächelte, verschwand sein Verdruß, wie eine Nebelwolke an der Stirn des Berges vor dem Glanz der Sonne.

Oswald sprach zum Müller: „Nein, wie sind doch die Leute so gottlos und die Hütten so voll Jammers! Das ist vor Zeiten nicht so gewesen. Da war der Fleiß auf den Feldern, die Zierlichkeit im Dorfe, die Eintracht in den Häusern und der Reichthum in den Scheuern. Da wurden die Bauern hochgeehrt von den Städtern, und man nannte sie auch wohl die Herren Goldenthaler. Nun ist Alles umgekehrt, und die Armuth sitzt neben der Bosheit unter den Dächern. Wie hat der Krieg so viel Uebels angerichtet!“

Der Müller antwortete und sprach: „Unser Dorf hat vom Kriege viel gelitten, gleichwie andere Dörfer und Städte. Es lagerten

sich fremde Völker bei uns ein und verzehrten unsere Vorräthe; wir mußten den Kriegsleuten dienen und liefern, was sie wollten; wir mußten der Obrigkeit Zins und Steuern zahlen; wir hatten schlechten Verdienst, denn Handel und Wandel standen still, alles Gewerb war Verderb, und schlechte Jahre und Witterungen kamen dazu, daß das Gras auf den Feldern, das Getreide auf den Aekkern, das Obst an den Bäumen und die Traube an den Reben umkam. Aber unser Unglück stammt nicht von Krieg und Theurung her. Denn andere Städte und Dörfer haben gelitten, wie wir, und fangen doch wieder an, heiter aufzuschauen. Aber in unserm Dörflein wird es alle Tage schlimmer. Andere Städte waren in Trübsal und Armuth untergesunken, wie wir; doch heben sie sich wieder daraus mit Gottes Hülfe hervor. Aber, dem Himmel sei's geklagt, wir gehen nun darin unter."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Oswald: „Woher kommt das?"

Der Müller antwortete: „Das kommt daher: die Andern strengen ihre Kräfte an und schwimmen an das Ufer; wir überlassen uns dem Spiel der Unglückswogen und unsere Rettung dem Zufall. Ja diejenigen, welche uns helfen können, ziehen uns noch tiefer in den Wasserstrudel hinein."

„Wer sind die?"

„Ich will es dir wohl im Vertrauen unter vier Augen offenbaren!" sagte der Müller. „Wenn es mit einer Gemeinde den Krebsgang geht, so kannst du dich darauf verlassen, hat sie schlechte Obrigkeit. Und das ist bei uns der Fall. Unsere Ortsvorgesetzten sind entweder eigennützige Menschen, oder einfältige, schwache Leute. Zwei von ihnen haben eigene Wirthshäuser, und der Schwiegersohn des dritten hat auch ein Trinkhaus. Da ist es ihnen eben recht, wenn die Leute lieber bei ihnen hinterm Tisch, als bei der Arbeit sind. Wird die Gemeinde versammelt, so ist es bald in diesem, bald im andern Wirthshaus, und da muß am Ende eins

getrunken werden. Haben die Durstigen kein Geld, so wird ihnen geborgt. Können sie nicht zahlen, so kauft man ihnen ein wohlgelegenes Stück Land um das andere ab, oder nimmt es für die Schuld an; oder, was die Leute haben, wird öffentlich versteigert. Dann sind die Bettler fertig. Daher kommt nach und nach alles liegende Gut in die Hand einzelner reichen Leute. Wer Geld leihen will, geht zu ihnen und bekommt um doppelten und dreifachen Zins. So werden die Bedürftigen durch unchristlichen Wucher desto schneller zu Grunde gerichtet."

„Ei, warum borgen die, welche Geld brauchen, nicht lieber das Geld an andern Orten, oder in der Stadt bei rechtschaffenen Leuten?" rief Oswald.

„Weil man unserer Gemeinde an andern Orten keinen Kreuzer mehr anvertraut!" erwiederte der Müller. „Denn weil die Gemeindevorgesetzten bisher die Geldaufbruchscheine für Bedürftige auf die lüderlichste und leichtsinnigste Weise ausgestellt haben, sind die, welche Geld darauf liehen, hintennach darum halb oder ganz betrogen worden. So haben wir durch die Nachlässigkeit der Vorsteher allen Kredit verloren und alle Hoffnung auf fremde Hülfe. Weil uns Niemand in der Stadt mehr borgen will, so schimpfen und fluchen unsere Leute tagtäglich auf die Städter und drohen mit Mord und Brand. Widerführe einmal der Stadt ein Unglück, so würde das die größte Freude unsers Lumpengesindels sein, obgleich wir von der Stadt noch viel Verdienst und Almosen haben."

„Das ist abscheulich!" schrie Oswald: „Aber wir haben ja noch ein ordentliches Gemeingut."

„Ja, das Gemeingut ist auch verschuldet und wird nur von den Reichen benutzt!" antwortete der Müller: „Denn wenn die Vorgesetzten ein Geschäft abthun, einen Umgang an den Marchen und Grenzen halten, eine Holzanweisung machen, oder sonst etwas extra verrichten: so wird auf Kosten der Gemeinde geschmauset

und gezecht. Damit geht das Vermögen der Gemeinde durch die Gurgel der Vorsteher. Jeden Gang wollen sie bezahlt haben. Dazu kommt, daß, weil die Reichen Kühe halten können und die Armen keine, so benutzen sie den Weidgang im Wald und auf den Almenden allein für sich, und die Armen haben keinen Nutzen und Vortheil von den Gemeindsgütern."

„Wenn du das Alles weißt, Müller: warum sagst du das nicht der ganzen Gemeinde und öffnest ihr die Augen?" fragte Oswald zornig.

„Weil es nicht hilft!" erwiederte der Müller: „Denn da die Meisten im Dorfe bei den Reichen verschuldet sind, so thun die Reichen was sie wollen, und es darf ihnen Keiner widersprechen. Und wenn unsereins gegen Mißbräuche den Mund aufthun will, so toben und lärmen die Lumpenkerle alle, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Das wissen die Vorgesetzten und die Reichen wohl. Die betrachten die verlumpten Leute wie ihre Hunde, welche sie nach Belieben auf jeden loslassen können, der ihnen in die Quer kommt."

„Das ist entsetzlich!" schrie Oswald: „Wenn denn die Menschen keinen Verstand haben, so sollten sie doch ein Gewissen und Gottesfurcht haben."

„Ja, sie sollten wohl," sagte der Müller, „aber woher nehmen? Unser Herr Pfarrer ist ein alter Herr, der für seine Pfründe und Bequemlichkeit sorgt, immer vom Glauben predigt, von Himmel und Hölle, und seine Kirchengeschäfte verrichtet, wie ein Anderer sein Tagwerk, und hat er es gethan, sich um Anderes nicht bekümmert. Was man thun müsse, worin die christlichen Tugenden bestehen, und wie man sie erlangen und ausüben müsse — das lehrt er nicht. Er geht Jahre lang in keines Bauern Haus, als im Nothfall, wo er gerufen wird. Folglich ist er kein wahrer Rathgeber, kein wahrer Tröster, und kennt den Zustand der Familien

lange nicht genau genug, um auch im häuslichen Leben auf ihre Frömmigkeit und Besserung hin zu arbeiten. Die Leute gehen aus Gewohnheit in die Kirche, der Pfarrer predigt aus Gewohnheit, und mit dem Schritt aus der Kirche bleibt es bei den gewohnten Lastern und Lüderlichkeiten. Und weil die Menschen von innen in ihrem Herzen nicht besser werden, wird es auch von außen nicht besser. Und wie die Alten, so die Jungen."

„Was? Taugt der Schulmeister auch nichts?" fragte der Oswald.

Der Müller sagte: „Seit dein Vater gestorben ist, der ein gottesfürchtiger, verständiger Mann war, geht es mit der Schule schlecht. Die Knaben und Mädchen lernen zur Noth lesen, Schreiben und Rechnen, auch wohl ein Gebet. Aber von ihren Aeltern daheim lernen sie, was sie sehen, nämlich Lug und Trug, Schwören und Fluchen, Unzucht und Heuchelei, Raufen und Balgen, Betteln und Stehlen, Spielen und Saufen, Müßiggang und Muthwillen, Hader und Neid, Verleumden und Lästern."

Als Oswald diese Dinge hörte, schüttelte er den Kopf und ging in seiner Seele betrübt von dannen.

Wie der Oswald erschrecklich thut, und es ihm nicht hilft.

An einem Sonntage nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde versammelt; denn es war guter Rath theuer, woher Geld nehmen, weil im Lande eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben, und noch dazu der Gemeinde eine Schuld aufgekündet war, die bisher nicht gehörig verzinset worden. Und das ganze Dorf kam nach alter Uebung unter der großen Linde auf dem Platz zusammen. Die Vorsteher waren im Kreise der Bürgerschaft, und außer dem Kreise standen die Weiber, Töchter und Kinder, zu hören, was vorgehe.

Oswald war auch dahin gegangen, und hatte sich vorgenommen,

seinen Mitbürgern über ihren traurigen Zustand die Augen zu öffnen. Daher, als die Vorgesetzten ihre Anträge gemacht und ihre Reden geendet hatten, stieg Oswald auf einen Stein, der mitten auf dem Wege lag. Da ward er von Jedermann gesehen. Also hub er an zu reden:

„Liebe Mitbürger! Ich bin vorzeiten als ein Knabe von euch gegangen in den Krieg, und bin als Mann wieder zurückgekommen. Aber wie ich in unser Dorf kam, habe ich es kaum wieder gekannt, und mir ist in Wehmuth das Herz gebrochen, als ich sah, wie alles verändert worden ist. Denn vorzeiten hieß unser Dorf mit Recht Goldenthal, weil es ein goldenes Thal war, worin Gottes reicher Segen wohnte, mehr denn anderswo. Es waren bei uns die meisten Leute wohlhabend, nur wenige arm, und Bettler gar keine. Damals pflegte man uns, wegen unsers Wohlstandes, auch noch im ganzen Lande die Herren Goldenthaler zu heißen. Denn wir gingen nicht in zerrissenen Kleidern, wie Bettler, sondern stattlich einher, in sauberm doch einfachem Gewande; und hatten nicht nur im Hause zur Nothdurft, sondern auch einen Gulden darüber hinaus. Damals hatte die Gemeinde keine Schulden zu verzinsen, sondern sie bezog sogar von andern Orten Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, die wir erspart hatten. Damals war alles Land wohlgedüngt und angebaut, denn Jeder hatte seine Kuh und sein Roß im Stall, und auch wohl Geißen und Schaafe oder ein Paar Schweine daneben. Damals glich unser Dorf schon von außen einem zierlichen Marktflecken. Die Häuser standen schön und nett, von innen wie von außen, daß sich kein Herr aus der Stadt hätte schämen dürfen, darin zu wohnen. Haus- und Küchengeräth verkündeten, man sei wohl versorgt, und die Fenster glänzten wie Spiegel. Wenige Leute hatten Schulden, und wer sie hatte, dem war nicht bange, wie er sie zahlen müsse. Damals bekam ein Goldenthaler ohne Handschrift und Unterpfand aus der Stadt auf

sein ehrliches Wort hundert und mehr Gulden geborgt. Damals war für Goldenthal noch eine goldene Zeit."

Wie Oswald so redete, nickten ihm Alle freundlichen Beifall, und Einige sagten: „Der Oswald hat wohl Recht!"

Er aber redete weiter und sprach: „Nun ist es nicht mehr so. Man sollte unser Dorf nicht mehr Goldenthal nennen, sondern Koth- und Dreck-, Dornen- und Distelthal. Von unsern Aeckern ist meistens der Segen verschwunden; denn die Einen von uns haben zu viel Land, die Andern gar keines; die Uebrigen können es nicht in Ordnung anbauen und benutzen. Die Bettelei ist von Vielen nicht mehr für Schmach gehalten, sondern für einen ordentlichen Beruf und Erwerb angesehen. Die meisten Haushaltungen sind verschuldet, und eine um die andere sieht den Tag vor, da ihr Alles versteigert und sie ausgetrieben werden muß. Die Schuldboten verlassen unser Dorf nie. Mit den benachbarten Orten haben wir Zank und Prozeß, und unter uns selber Feindschaft und Parteien. Wir haben noch den alten Hochmuth, aber nicht mehr das alte Geld; auf den Straßen Koth und in den Häusern Unflath und Gestank, den meisten Unflath aber im Herzen. Denn hier versteht sich fast Jedermann besser aufs Saufen, als aufs Arbeiten; besser aufs Borgen, als aufs Bezahlen; besser aufs Prellen und Stehlen, als aufs Geben; besser auf Hinterlist, als auf Wahrheit. Wenn das so fortgeht, müssen wir in Elend und Schande Alle untergehen. Schon haben wir zu Stadt und Land keinen Kredit mehr, und wenn man Jemand einen Lump heißen will, so sagt man: er ist ein Goldenthaler!"

Bei diesen Worten des Oswald erhob sich ein großes Gemurmel und Dräuen im Volk, und jeder sah den Oswald mit finstern Blicken an; also, daß des Müllers Elsbeth in große Furcht gerieth. Denn sie stand auf einer Bank am Hause und verwandte kein Auge vom Oswald, der ihr von Herzen lieb war.

Oswald ließ sich jedoch von dem Gemurre und Gesurre nicht schrecken, sondern fuhr also fort:

„Liebe Mitbürger, wenn noch ein Tropfen redlichen und frommen Bluts in euern Adern wallt, so schlaget Hand in Hand und sprechet: es soll und muß anders werden! Woher kommt unser Verderben? Dahinten her kommt es, aus den Wirthshäusern! Da sind eure Ländereien in die Wein- und Bierfässer gefallen, und eure Kühe von den Spielkarten erschlagen. Da habt ihr das Sparen verlernt und das Arbeiten vergessen. Armuth macht Diebsmuth, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Das Geld eurer Väter ist verzehrt, und ihre Sonntagsröcke traget ihr mit Löchern in den Aermeln. Habet ihr ein paar Kreuzer im Sack, trinket ihr lustig, und Weib und Kind daheim hungern. Was soll daraus werden? — Ich frage die Vorgesetzten! Wo ist das Vermögen der Gemeinde, und wie habt ihr hausgehalten mit der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren? Warum leget ihr keine treue Rechnung ab, und gebet nicht aufrichtigen Rath, wie zu helfen sei? Warum schmauset ihr lieber auf Gemeindsunkosten, statt der Gemeinde Gut zu sparen? Warum verschließet ihr nicht die Wirthshäuser, und öffnet dafür Abzugsgraben für das Wasser im versumpften Gemeindswald oder bessert unsere halsbrechenden Dorfwege aus? Warum machet ihr's den Leuten so leicht, wenn sie Geld borgen wollen, und machet es ihnen so schwer, wenn sie sich vor dem Bettelstab retten möchten?"

Wie Oswald so redete, schrien einige der Vorgesetzten: „Schweig, du Landstreicher und Taugenichts, oder wir schicken dich bei Wasser und Brod in den Thurm, achtundvierzig Stunden lang!" — Und die ganze Gemeinde brüllte: „Schweig! Schweig!"

Aber Oswald erwiederte: „Ihr habet Macht, mich in den Thurm zu werfen; aber ich habe Macht, euch vor die hohe Landesregierung zu rufen. Wenn ich da eure Wirthschaft aufdecke, wird

euch übler zu Muth sein, als mir bei Wasser und Brod ist. Ihr alle aber, Mitbürger, beweiset mir, daß ich falsch rede, oder lästere. Fraget eure Gewissen, ob das Gemeindegut vermehrt oder verheert ist? Fraget eure Gewissen, ob ihr reicher oder ärmer geworden seid; ob Treu und Glauben noch unter uns gelten; ob Gottesfurcht und Menschenliebe unter uns herrschen, oder hartherziger Eigennutz, Wucher, Lüderlichkeit, Hinterlist, Tücke, Meineid und falsches Wesen? Und wenn euer Gewissen keine Zunge hat, so schauet eure zerfallenen Häuser und Ställe, eure verwilderten Felder und Gärten, eure leeren Geldbeutel und Truhen, eure zerrissenen Kleider und Hemden an; die sind meine Zeugen wider euch. Schauet eure armen verwahrlosten Kinder an, sie sind meine Zeugen wider euch. Ihr habet mehr Sorgfalt für eure Kühe, Säue und Ziegen, als für eure Kinder; und Kühe, Säue und Ziegen sind euch nicht so lieb, als euch Schwelgerei und Spiel, Fraß und Sauf sind."

Oswald wollte noch mehr sagen; aber sie stießen ihn mit mörderischem Gebrüll vom Stein, und ließen ihn nicht mehr reden. Einige wollten die Hand an ihn legen; aber er ergriff sie mit gewaltiger Faust und schleuderte sie gegen die Andern, daß sie mit den Köpfen zusammenschlugen. Er nahm einen gewaltigen Stecken, und drohte den Ersten zu Boden zu schlagen, der sich ihm nähern würde. Das Geschrei gegen ihn ward immer lauter und wilder. Einige hoben Steine auf. Oswald ging beherzt mit geschwungenem Prügel gegen den dicken Haufen, und mitten durch denselben nach Hause. Er wusch sich, verband seine verwundete Stirn und war ruhig.

Da kam, blaß wie der Tod, mit verweinten Augen Elsbeth und fragte: „Oswald, wie geht's dir?" Und sie konnte vor Wehmuth nichts mehr sagen, und er tröstete sie und drückte sie gerührt an sein Herz.

5. Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut.

Oswald hatte seit dem Tage, da er an die Gemeinde geredet, eitel Verdruß und Noth. Böse Buben warfen ihm Nachts die Fenster mit Steinen ein. In einer andern Nacht hatten sie ihm sechs junge Obstbäume abgebrochen, die er im Garten gepflanzt hatte. In einer andern Nacht hatten sie ihm den Salat von den Beeten gestohlen.

Als er zu den Vorgesetzten ging und Klage führte, lachten sie höhnisch und sprachen: „Du hättest wohl mehr Strafe verdient, wenn wir mit dir nach aller Strenge verfahren wollten. Packe dich von hinnen, du Lästermaul!“

Oswald sagte: „Wenn ihr mir gegen Bösewichter weder Recht noch Schutz verleihen wollet, so machet in der Gemeinde bekannt, daß ich mich selber zu beschirmen wissen werde, und sich Jeder vor Schaden hüten solle.“

Die Feinde aber fuhren fort, ihn zu plagen, doch nicht ohne ihren Schaden und Schrecken. Denn als er eines Abends in der Mühle war, und sie es wußten, und sich in seinen Garten schlichen, um ihm alles zu zerstören, geschahen plötzlich aus den Fenstern seines Hauses zwei Schüsse. Da liefen sie mit Entsetzen davon und meinten, er müsse den bösen Geist im Hause zum Wächter haben. Denn während sie noch liefen, begegnete ihnen Oswald, der von der Mühle kam; und er packte einen von ihnen und sprach mit donnernder Stimme: „Warum habt ihr, wie Diebe, in meinem Garten einbrechen wollen?“ Doch that er ihnen nichts zu leide. Ein andermal, da schlechte Kerls ihm einen Possen spielen wollten, und nach Mitternacht, vom Branntwein erhitzt, über den Hag stiegen, der sein kleines Gut umfing, wurden sie an den Füßen

blutig verwundet, daß sie vor Schmerzen laut aufschrien, und kaum über den Hag zurück konnten.

Diese und andere Geschichten verbreiteten im Dorfe große Furcht, und es wagte sich Keiner mehr des Nachts in die Gegend von Oswalds Haus.

Er aber blieb freundlich gegen Jedermann, wie zuvor; gab dem Einen guten Rath, dem Andern in der Noth ein Stück Geld. Doch that ihm der elende Zustand der Gemeinde leid, und er begab sich eines Tages zum Pfarrer und klagte es.

Der Pfarrer sprach: „Ich bin Pfarrer, und habe hier nicht zu befehlen, und kann mich in eure Händel nicht mischen. Alles Unglück dieses Dorfes kommt daher, daß die Leute im Schlamm und Unflath der Sünden untergehen. Sie fragen dem Worte Gottes nichts nach, und verkürzen aller Orten das Einkommen meiner Pfründe. Es wird aber ein schweres Zorngericht des Herrn über sie kommen, und die Langmuth des Himmels nicht länger ihren Sünden nachschauen.“

Oswald sagte: „Herr Pfarrer, mit Erlaubniß, Ihr könnet doch, wenn ihr wollet, Vieles zur Rettung der Gemeinde thun. Denn das Herz dieser Menschen ist verwildert, weil ihr Verstand verfinstert ist. Wenn Ihr Euch der Schule annehmen und die Jugend in guten Sitten und im christlichen Lebenswandel unterrichten wolltet, daß sie die Tugend lieben und das Laster scheuen lernte: es würden die guten Früchte der Besserung nicht ausbleiben.“

Der Pfarrer antwortete: „Dafür ist der Schulmeister und nicht der Pfarrer. Ich habe bei der Menge meiner wichtigen Amtsgeschäfte keine Zeit dazu übrig. Die Gemeinde selbst ist Schuld, daß sie keinen rechten Schulmeister haben kann, weil sie ihn schlecht besoldet.“

Oswald sagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ein guter Hirt, der seine Heerde wohl weidet, bekümmert sich auch um jedes Einzelne

in derselben. Die Leute sind unwissend, und verderben oft bloß aus Unverstand, weil sie nicht wissen, wie sich helfen und ihre Sachen einrichten? Wenn Ihr nun bald zu dieser, bald zu jener Haushaltung in müßigen Stunden ginget, und sähet die Unvernunft der armen Leute, die oft nur zu Grunde gehen, weil sie sich nicht recht zu rathen wissen; — sähet, wie sich die armen Menschen nach und nach an ihr Verderben gewöhnen, bis sie von Haus und Hof getrieben werden; — sähet, wie die Kinder, erbärmlich verwahrloset, unmöglich besser werden können, weil sie nur das Schlechteste auf der Welt hören und sehen; — o, Herr Pfarrer, wenn Ihr nun einmal . . ."

Der Pfarrer unterbrach den Oswald in seiner Rede und schrie: „Was ficht Euch an? Wollet Ihr dem Pfarrer gute Lehren geben und Unterricht, was er als Pfarrer zu thun habe? Hebet Euch weg von mir mit Euern Versuchungen. Ich bin ein geistlicher Hirt, der für die armen Seelen sorgt, und bete täglich für sie. Aber Ihr wollet mich, glaube ich, zum Säutreiber machen!"

Als der Herr Pfarrer so zornig sprach, ging Oswald von dannen und sein Herz war sehr betrübt. Aber er konnte doch nicht ruhen, und dachte: es muß und soll geholfen werden, und Gott wird mir beistehen.

Und er legte Feierkleider an, nahm den Stab, und wanderte in die Hauptstadt des Landes. Da ging er umher zu den obersten Staatsbeamten, von Haus zu Haus, sein schweres Anliegen vorzubringen. Aber der eine von den Herren hatte ein großes Gastmahl und konnte ihn nicht hören; der andere war spazieren gefahren und konnte ihn nicht hören; der dritte saß eben beim Spieltisch mit den Karten in der Hand und konnte ihn nicht hören; der vierte zählte die eingegangenen Zinsen und konnte ihn nicht hören; der fünfte führte ein junges Frauenzimmer zum Tanzhaus und konnte ihn nicht hören. Endlich kam er zu dem letzten, der

hörte ihn an. Es war ein steinalter Mann mit einer weißen Haarbeutelperrücke. Vor diesem schüttete Oswald sein Herz aus, sprach vom Elend seines Dorfes, von der Schlechtigkeit der Vorgesetzten, von der Gleichgültigkeit des Pfarrers, von der Unwissenheit des Schulmeisters.

Darauf antwortete der alte Herr in der Haarbeutelperrücke ganz freundlich und sprach zu ihm: „Du Flegel, der du geistliche und weltliche Obrigkeit verlästerst, packe dich und raisonnire nicht weiter, oder ich lasse dich ins Zuchthaus bringen. Euer Herr Pfarrer ist ein vortrefflicher Mann, denn er ist mein eigener Vetter."

Mit diesem Bescheid verließ Oswald die Hauptstadt. Als er wieder außer dem Stadtthor in die freie Luft kam, brach ihm das Herz, und er weinte laut.

---

6. Der neuerwählte Schulmeister.

Als er am Nachmittag in das Dorf zurückkam, ließ er keinen Menschen wissen, warum er in die Hauptstadt des Landes gereiset, und wie es ihm da ergangen sei. Vielmehr stellte er sich wohlvergnügt und redete Jedermann freundlich an, selbst seinen ärgsten Feind, den Löwenwirth Brenzel, welcher im Dorfe der reichste Mann, und im Gemeinderath der Vornehmste war. Der stand breitbeinig vor der Hausthür, die Kappe schief auf dem Ohr, die Hände über den Bauch gefaltet, und schaute gar gebieterisch rechts und links.

„Guten Abend, Herr Brenzel!" rief ihm Oswald zu: „Habt Ihr schon Feierabend?"

Brenzel nickte vornehm mit dem Kopfe und sprach, ohne den Oswald anzusehen: „Ich verdiene meinen Taglohn, wenn ich mit der Hundspeitsche daheim bleibe und die Bettler von meinem Hause treibe."

Wie Oswald diese unchristliche Rede von einem Vorsteher der Gemeinde hörte, welcher ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen sein sollte, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, und er verdoppelte seine Schritte, um davon zu kommen. Desto mehr erquickte ihn, da er an der Mühle vorüberging und er Elsbeth sah, die schöne Tochter des Müllers Siegfried. Sie saß auf der Bank vor dem Hause im spielenden Schatten eines jungen Kirschbaumes und nähte neue Hemden. Und sie ward feuerroth, wie sie den Oswald erblickte, reichte ihm die Hand zitternd, lächelte ihn holdselig an, und ihre Augen glänzten von Thränen.

„Warum weinest du Elsbeth?" fragte Oswald erschrocken.

Elsbeth wischte sich schnell die Augen, lächelte noch freundlicher und sagte, indem sie den Kopf schüttelte: „Heute sag' ich dir's nicht, lieber Oswald, du sollst es schon einmal erfahren." — Sie schien ihm schöner und zärtlicher, als er sie je gesehen. Aber wie viel er auch fragen mochte, er erfuhr nicht, warum sie geweint habe.

Darauf fragte ihn Elsbeth: „Du aber bist in der Hauptstadt gewesen. Gelt, da hast du dir ein paar lustige Tage gemacht, wohl gar mit den schönen Stadtjungfern getanzt? Wie? — Oswald, du seufzest? Ei, ei, Oswald, das will mir nicht gefallen. Nun hast du Heimweh zur Stadt, und in unserm armen Dörflein ist es dir nicht mehr schön genug."

So sprach sie, und er schlug traurig die Augen nieder, ohne zu antworten. Da trat sie näher, nahm seine Hand in die ihrige, und sagte wieder, mit einer zitternden Stimme, die man kaum hörte: „Oswald, lieber Oswald, was fehlt dir! Sage mir auch ehrlich: was quält dich?"

„Kind!" rief Oswald und schlug die Augen gen Himmel auf: „Gott weiß es, ich könnte glücklich sein, und ich bin es, und in der Welt nirgends mehr, als bei dir, denn du bist herzgut. Aber

mich jammern die Menschen, denn ich kenne ihrer so viele, und die meisten sind herzschlecht. Sieh' nur an das Elend der Leute in unserm armen Goldenthal. Es würde doch so wenig kosten, sie wieder zu erretten. Aber man macht die armen Leute, Gott erbarm's, zum Vieh, und den hartherzigen Reichen ist das eben recht. Die Ortsvorsteher haben ihre Stellen nur, um ihren Hochmuth zu kitzeln, und gewaltig zu sein, und sich allerlei Vortheil zu machen. Sie betrügen die Waisen, und plündern die Wittwen, und haben kein Gefühl und kein Gewissen. So wird es im Dorfe immer schlechter, die Noth der meisten Haushaltungen immer größer, und Keiner hilft. Wir haben eine Regierung — Gott sei's geklagt! Die Herren wollen nur regieren, um zu stolziren und sich Vortheile zu machen; aber des Volkes Noth aus dem Grunde zu heilen, das hält Keiner für seine Pflicht und Schuldigkeit. Es ist bei Allen nur auf Großthuerei, Lustbarkeit und Geld abgesehen. Da wollen sie nur ihre Familien bereichern, ihren Söhnen und Vettern aufhelfen; da wäscht eine Hand die andere, da hackt ein Rabe dem andern die Augen nicht aus, und das Land wird immer elender; und das kümmert die Herren nicht. Sie lassen sich noch dazu für ihre Weisheit und große Gnade loben, so niederträchtig und schamlos sind sie."

Elsbeth sagte: „Ach, Oswald, herzlieber Oswald, warum grämt dich doch das? Es ist ein gerechter Gott im Himmel, der wird die richten, die ihre Pflichten verachten. Du bist ja unschuldig an dem Elende des Volkes. Warum grämst du dich doch?"

Oswald sagte: „Kann mir denn wohl sein in der Hölle, wo ich die Abscheulichkeit der Teufel und die Pein der armen Seelen sehen soll? So kann mir auch nicht wohl sein auf Erden, wo ich die Schändlichkeit der Herren in den Städten, und die Schändlichkeit unserer groben, stolzen Dorfkönige sehe, die das arme Volk noch tiefer in den Koth und Staub niedertreten, statt es hervor-

zuziehen, wie ihre Schuldigkeit wäre. Wenn dann die Unglücklichen aus Verzweiflung zuletzt Verbrecher werden, betrügen und stehlen oder gar morden, läßt man sie recht rührend und feierlich hinrichten; oder wenn sie sich aus ihren Kindern weniger als aus ihrem Vieh machen, lacht man recht vornehm dazu. Ist das nicht ein Vorspiel der Hölle? Und sind nicht unsere meisten Goldenthaler durch ihre Armuth fast dem Vieh gleich geworden, roh, ekelhaft, grob, unreinlich, gefühllos? Und sind sie nicht durch die Laster der Armuth noch schlechter als das Vieh geworden, nämlich zänkisch, schlägerisch, verleumderisch, schadenfroh, diebisch, träg, nur aufgelegt zum Fressen und Saufen?"

Elsbeth sagte: „Der alte Schulmeister hat auch vom Saufen den Lohn davon. Vorgestern Nachts kam er betrunken vom Adlerwirth und zu nahe an den Weiher, stürzte ins Wasser und ertrank. Gestern Morgens fand man ihn. Heut ist er begraben. Zum Glück hat er nicht Weib noch Kind."

Diese Nachricht hörte Oswald nicht ohne Bestürzung. Er fragte noch dies und das. Er schien etwas Wichtiges zu überlegen, und ging gedankenvoll nach Hause. Elsbeth begriff nicht, was ihm so plötzlich durch den Kopf geflogen war. Aber sie erfuhr es am nächsten Sonntag.

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu thun war. Oswald ging auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu thun sei, und sagte: „Weil der Schulmeisterdienst

erledigt und ein geringer Dienst mit vieler Mühe sei, indem die Besoldung nur aus vierzig Gulden bestehe, sei es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackern Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sei der Schneider Specht, dessen Profession schlecht ginge, und der ihm mütterlicher Seits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Adlerwirth Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der um so eher Vorzüge verdiene, weil er, statt vierzig Gulden zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden sein wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd' und Schande, und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu sein. Der Geiger ward darüber so erboset, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß, und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen seiner Schimpfreden vor Gericht zu ziehen; aber um so geringen Lohn wolle er nicht schulmeistern.

Da sich nun weiter zu dem Dienst Niemand meldete, weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von jeher verachtet und nur von Leuten gesucht war, die sonst nichts hatten, so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck, als einen Nebenverdienst, zu geben. Denn dieser konnte doch nothdürftig schreiben und lesen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und roth im Gesicht und rief: „Dem Küh- und Säuhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll! Eure Kinder sind Menschen, geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu sein, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch

nicht der Sünde, die ihr thut? — Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindsseckel ist immer leer, wenn für das Nützlichste gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brod und Salz haben. So will ich denn ein Uebriges thun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister sein, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten!"

Die Leute sahen sich einander verwundert an und den Oswald. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die Meisten bedachten, daß kein Anderer den Dienst so wohlfeil übernähme, und lärmten und schrieen, Oswald solle Schulmeister sein. Also wurden die Stimmen abgehört und Oswald wurde zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war, außer dem Dorfwächter und dem Säuhirten, Keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz außer sich zur Mühle, als wäre ihr das größte Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller Siegfried schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ich glaube, der Oswald ist im Kopfe verrückt."

Jedoch Oswald blieb bei seinem Entschluß. So ward er von dem Gemeinderath nach Vorschrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorschlag gebracht. Er mußte sich in der Stadt prüfen lassen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, im Rechnen mehr verstand, als für Bauern nöthig zu sein schien, ward er förmlich bestätiget.

---

7. Wie Oswald Schule hält.

„Elsbeth, Elsbeth, quäle mich nicht mit deiner Unzufriedenheit und deinem niedergeschlagenen Wesen!“ sagte Oswald zu der betrübten Tochter Siegfrieds: „Siehe, die Alten sind verderbt und kaum zu bessern. Vielleicht kann ich unser armes Dorf wieder durch gute Erziehung der Kinder in Ansehen und Ehren bringen. Andern Weg gibt es nicht. Ein Dorfschulmeister ist freilich ein geringer und verachteter Mann; aber wie tief hat sich doch unser Herr und Heiland erniedrigt, um die Menschen zu bessern, zu belehren und selig zu machen. Hätten wir auch verständige und gewissenhafte Regierungen, denen es weniger um ihre, als um des Volkes Wohlfahrt zu thun wäre, für die sie eigentlich da sind, so würden sie mehr Sorgfalt und Achtung für die Landschullehrer, als für die Professoren an den hohen Schulen beweisen. Aber so ist es einmal nicht in der verkehrten Welt; Alles sieht und zieht nach oben, und versäumt, was unten ist. Darum wird es meistens oben zu schwer, und unten zu leicht, und viele Thronen stehen auf schwachen Füßen.“

„Ach Oswald, Oswald!“ rief Elsbeth: „Du weißt nicht, wie übel du gethan hast!“ Sie sagte jedoch nicht warum.

Inzwischen, sobald die Wintertage kamen, fing Oswald mit der Schule an. Den ersten Tag stellte er sich vor die Hausthüre und empfing daselbst die Schulkinder. Hatten sie kothige Schuhe, mußten sie dieselben erst mit Stroh rein fegen, und die Sohlen abkratzen am Eisen vor der Hausthüre, damit sie den saubern Fußboden des Zimmers nicht besudelten. Dann reichte er jedem zum Willkommen freundlich die Hand. Waren aber die Hände unreinlich, mußten sie erst zum Brunnen und Gesicht und Hände waschen. Waren ihre Haare nicht zierlich gekämmt, schickte er sie in ihre Häuser zurück, sich kämmen zu lassen. Die aber, welche reinlich und wohlgekämmt erschienen, küßte er freundlich auf die Stirn.

Die Buben und Mägdlein wunderten sich sehr; einige schämten sich, andere lachten, noch andere weinten. So etwas war ihnen nie widerfahren.

Den zweiten und dritten Tag stand Oswald wieder vor der Hausthüre, und so noch manchen Tag, bis alle so säuberlich zur Schule kamen, wie er es befohlen hatte. Nachher empfing er sie im Schulzimmer. Wer dann mit unreinlichem Haare und Gesicht oder unsaubern Händen und Schuhen kam, ward zum Gelächter Aller auf einen Tritt zur Schau gestellt, und nachdem er eine Stunde da gestanden war, heimgeschickt, um sich reinigen zu lassen.

Viele Leute im Dorfe verdroß das; allein sie hatten in der Schule nichts zu befehlen, und mußten geschehen lassen, wie es Oswald wollte. So kam es, daß in wenigen Wochen die Schulkinder, groß und klein, arm und reich, alle äußerst reinlich am Leibe wurden, wenigstens so lange sie beim Schulmeister waren.

Oswald ließ es aber dabei nicht bewenden. Nachdem die Kinder ein Vierteljahr lang zur Ordnung gewöhnt waren, gab er auf die Reinlichkeit der Kleider Acht. Schmutz, Staub und Koth durften nicht daran haften, wenn auch die Kleider alt und zerrissen waren. Letzteres verzieh er; das war nicht der Kinder Schuld. Wer die ganze Woche am reinlichsten erschienen war, sowohl in der Schule, als außer derselben, im Dorfe, auf den Gassen, in der Kirche, auf den Feldern, ward sein Liebling. Dem gab er die erste Woche ein Bild, oder ein Stücklein Seidenband, oder einen Bogen feines Papier zum Briefschreiben; die andere Woche abermals ein kleines Denkzeichen seiner Freundschaft; zuletzt öffentlich vor Allen einen Kuß auf den Mund, und das geküßte Kind empfing das Recht, am Sonntag mit Oswald spazieren zu gehen, oder wenn es schneite und unfreundliches Wetter war, bei ihm zu sein und sein großes Bilderbuch zu besehen, aus welchem Oswald schöne Geschichten zu erzählen wußte.

Oswald war ein Mann, der sich auch bei Erwachsenen in Ansehen zu setzen wußte, der zwar nie schwor und fluchte, aber keinen fürchtete; kein Wunder, daß alle Kinder Hochachtung für ihn empfanden, und ihn zuletzt fast mehr lieb hatten, als sie ihre Aeltern liebten. Da hätte man sehen sollen, wie ihm alle mit Ehrfurcht schmeichelten; wie freundlich sie zu ihm liefen, wenn er ihnen begegnete; wie sie ihm seine Wünsche aus den Augen zu lesen suchten; wie ein Wink genug war zum freudigen Gehorsam.

Das war den Bauern in Goldenthal ganz unbegreiflich, um so mehr, da dieser Schulmeister sich weder des Haselstockes, noch der Birkenruthe bediente. Manche Leute wurden ängstlich und erzählten sich die Historie von einem Ratzenfänger zu Hameln, der auch die Kinder an sich zu locken gewußt, und endlich alle in die Höhle eines Berges geführt habe, wo sie mit ihm verschwunden seien. Einige alte Bauernweiber sagten öffentlich, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und riethen, man solle keine Kinder mehr zum Schulmeister lassen. Doch dazu kam es nicht.

Oswald aber redete und sprach: „Reinheit des Herzens ist die Gesundheit der Seele; Reinlichkeit des Leibes ist die Gesundheit des Körpers. Die Thiere mögen sich wälzen im Koth, aber der Mensch als Gottes Ebenbild, soll sich rein erheben zum reinen Himmel. Solches muß der Anfang aller Kinderzucht sein, daß die Kindlein wissen, sie seien Menschen und viel besser als Thiere. Dann ist aus ihnen Alles zu machen; aus den Thieren läßt sich nichts machen.“

Ferner redete Oswald und sprach: „Ein Schulmeister, welcher nicht einmal versteht, die zarten Kinderherzen durch Ernst und Liebe zu leiten, daß sie ihm willig folgen, der versteht sein Handwerk schlecht. Und man sollte billig den Stock auf des Schulmeisters Rücken zerschlagen, womit er die Kinder züchtigt, als hätte er

Affen, Hunde und andere Thiere abzurichten, die keine Vernunft und kein menschliches Herz haben."

---

8. Was ferner in der Schule vorgeht.

Es ging aber ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder, und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sei erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran trieben, um in die Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gern mit dem Schulgehen zu thun hat; das sei wider die Natur. Desgleichen sei es den ganzen Tag in dem Schulhause todtenstill, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singstunden töne es nur wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ärgerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angeleitet würden, wozu sie schon die verdächtigsten Zeichen malen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräthe in der Stadt. Und weil in der That Niemand wußte und begriff, was der Oswald treibe, ward zur Untersuchung und Abhülfe der Beschwerden eine Kommission abgeordnet, die aus zwei Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer bestand. Diese traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und sagten, was ihr Auftrag sei, und er solle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder einzeln ankamen, war auch in armen und zerrissenen Kleidern Sauberkeit und Ordnung lieblich zu schauen, und wie alle erst zum Schulmeister gingen, ihm die Hand küßten, dann sich still zu ihren Sitzen begaben, wo sie fröhlich mit ein=

ander flüsterten und auf die Fremden schauten. Es waren der Kinder in allem fünfundfünfzig; die Knaben saßen auf der einen, die Mägdlein auf der andern Seite.

Nachdem sie Alle versammelt waren, sprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, lasset uns vor allen Dingen erst vor dem allgegenwärtigen lieben Gott, unserm Vater, uns demüthigen, und ihm unsere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen." Und wie er dies sprach, falteten alle fünfundfünfzig Kinder ihre Händlein und sanken auf die Knie, still vor sich zur Erde schauend. Auch Oswald kniete nieder; und der Herr Pfarrer und die Rathsherren aus der Stadt, da sie alles sich demüthigen sahen vor dem Ewigen, folgten dem Beispiel Aller und knieten auch. Dann las der Schulmeister ein schönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhle lag. Es war so verständlich abgefaßt, daß es auch dem Verstande des kleinen sechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Rathsherrn so tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann standen Alle auf, und die Aeltesten der Schule, indem sie auf eine mit Noten und Worten beschriebene schwarze Tafel sahen, sangen mit sanfter Stimme vierstimmig ein schönes Morgenlied. Die Kleinen sumseten den Gesang für sich ganz leise nach. Darauf lasen die bessern Leser aus einem Buche, abwechselnd einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgesprochen, dann das Buch geschlossen, und erst von der Schule, dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergesagt.

Nach diesem wandten sich die Kinder in vier Haufen nach vier verscheidenen Seiten vor eben so viele schwarze Tafeln, auf welchen theils lateinische, theils deutsche Buchstaben, theils Sylben, theils ganze Zeilen in großer Vorschrift geschrieben zu sehen waren. Alle schrieben und malten auf Rechentafeln mit Dinte und Feder die

Vorschriften nach. Oswald ging von Kind zu Kind, belobte das eine, belehrte das andere, ließ das dritte Feder und Griffel besser halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde theilten sich die Kinder wieder in vier Haufen, und man sah statt eines Schulmeisters vier Schulmeister. Denn die, welche am besten lesen konnten, stellten auf den schwarzen Tafeln gedruckte lateinische oder deutsche Buchstaben einzeln oder in Sylben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchstaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann sah Oswald nach, ob Alles recht gemacht sei; und jeder der kleinen Schulmeister ließ seinen Haufen die Buchstaben, die Sylben, die Wörter und Sätze sprechen mit halblauter Stimme. Keiner störte den Andern. Oswalds Auge und Ohr war bei Allen, und mit leiser Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde vertheilten sich die Haufen, und statt der Buchstaben kamen Zahlen und Rechenexempel auf die schwarzen Tafeln, und neue Lehrmeister und Lehrmeisterinnen dazu; und die Einen sprächen Zahlen zusammen, die Andern addirten, die Dritten subtrahirten, die Vierten sagten das Einmaleins, und so weiter. Den besten Rechnern gab Oswald geschriebene Exempel, die rechneten für sich. Am Ende sagte Jeder an, was er herausgebracht. Oswald sah in einem Büchlein nach, worin die gelöseten Aufgaben standen, und sagte auf der Stelle, ob recht oder falsch.

Gar bewundernswürdig war die Stille, die Ordnung, die Lernbegierde Aller. So etwas hatten die Rathsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Als nun so der Morgen vollbracht war, begaben sich die Kinder, den Schulmeister und die Fremden grüßend, still hinweg. Draußen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und Nachmittags sah man in der Schule die Kinder wieder vor den schwarzen Tafeln. Da zeichneten sie künstliche Figuren von

geraden und krummen Linien auf ihren Rechentafeln und Papieren, einige sogar schon Umrisse von Blumen und wunderbaren Gefäßen. Dies gethan, lasen die besten Leser aus einem Buche lustige und lehrreiche Geschichten und Gespräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen über alles das, was sie hörten. Dann befahl Oswald denen, die am besten schreiben konnten, die angehörte Geschichte aufzuschreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtschreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Lobspruch die Namen derer, die an diesem Tage ihre Sache am besten gethan. Und weil derselben sechs waren, machte er Allen die Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erschreckliche Geschichte von einem Manne, der in der strengsten Winterkälte auf der Landstraße schläfrig geworden und erfroren sei, daß man ihn todt in ein Dorf gebracht; und wie unwissende Bauern ihn haben sogleich in eine warme Stube legen und aufthauen wollen. Aber ein geschickter Arzt sei gekommen, habe den Erfrorenen entkleidet und bis an die Nase in Schnee vergraben, nachher sogar in eiskaltes Wasser gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Betten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wollentüchern stark gerieben, bis der Todtgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald Alles.

So war der Schultag zu Ende.

---

9. Von der Sonntagsschule, und dem Vorfall in der Mühle.

So und auf andere Weise unterrichtete Oswald die Schulkinder; alle Tage hatte er etwas Neues für sie. Die Rathsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobsprüche und nannten ihn den vortrefflichsten Schulmeister im Lande. Das konnten die

Bauern in Goldenthal nicht begreifen, und sprachen unter einander: „Wie will's doch der Oswald besser verstehen, als die alten Schulmeister, die wir in unserer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es selbst dem Pfarrer und den Rathsherren angethan. Ganz richtig ist es mit ihm nicht!“

Im Sommer war zu Goldenthal nie Schule gehalten worden; denn die größern Kinder mußten den Aeltern in Feld- und Hausgeschäften helfen. Aber Oswald nahm auch im Sommer die Kleinern zu sich, und unterrichtete sie einige Stunden, und gab ihnen bei sich zu spielen, oder kleine Geschäfte in seinem Garten und Feld, wohin sie ihn begleiteten und Steinchen aus dem Acker trugen, Unkraut jäteten und dergleichen. Als das die andern Kinder sahen, baten sie Oswald beweglich, sie nicht zu vergessen, und er nahm sie, wenn Feierabend war, auch noch zu sich und setzte den Unterricht mit ihnen fort. An Sonn- und Festtagen ging er mit ihnen sogar spazieren in Feld und Wald; zeigte ihnen die giftigen Kräuter und erzählte gräuelhafte Geschichten davon; oder er erzählte ihnen vom Leben und der Haushaltung der Thiere, der zahmen und wilden; von den Quellen, Strömen und Meeren; von den Bergen und Höhlen; von den Ländern und Menschen auf Erden; von den Sternen, und wie weit sie von uns entfernt wären und wie groß. Das hatte er Alles gesehen und in Büchern gelesen.

Als das die großen erwachsenen Bursche im Dorfe sahen, bekamen einige Lust, Sonntags ebenfalls bei Oswald zu sein. Und er erlaubte es ihnen, denn ihre große Unwissenheit jammerte ihn. Und er lehrte sie noch allerlei, und gab ihnen auf, was sie in müßigen Stunden der Woche zu Hause lesen, rechnen und schreiben mußten. Das ging er dann Sonntags mit ihnen durch. So ward es eine wahre Sonntagsschule. Und es kamen immer mehr junge Leute dazu. Wer aber nicht sehr reinlich einherging, wer die

Wirthshäuser besuchte, wer Karten spielte, wer jemals schwor und fluchte oder einen Raufhandel hatte, den stieß er von sich. Er war ihr Schiedsrichter, und that doch immer, als wäre er Ihresgleichen. Sie halfen ihm dankbar auch in der Woche gern bei der Feldarbeit, ohne daß er es forderte.

Die jungen Leute aber, welche es mit Oswald hielten, wurden von ihren Kameraden im Dorfe ausgelacht und verspottet; man hängte ihnen Uebelnamen an, hieß sie Schulmeister und Gelehrten, und spielte ihnen allerlei Possen. Und die Gemeindsvorsteher sahen es gern, wenn man den Oswald und seine Freunde verfolgte; denn sie fürchteten, er wolle sich Anhang machen, um einst an ihre Stelle gewählt zu werden. Darum sagten sie ihm alles ersinnliche Böse nach, und wiegelten bei jeder Gelegenheit die Bauern und deren Weiber gegen ihn auf. — Oswald kam daher auch zu Niemanden; nur regelmäßig besuchte er die Mühle, wo er allezeit willkommen war.

Wie er aber eines Abends in die Mühle kam, fand er die lieben Leute darin alle mit verstörten Gesichtern. Der alte Siegfried war still und nachdenkend, die Müllerin kalt und verdrießlich, im Hause umherfahrend und die Thüren hinter sich zuwerfend; Elsbeth hatte rothgeweinte Augen.

Sobald Oswald mit Elsbeth allein war, sprach er: „Welches Unglück ist hier geschehen, und welcher böse Geist ist in dieses Haus des Friedens eingezogen? Ihr Alle seid wie verwandelt. Sage mir, Elsbeth, was ist vorgegangen."

Elsbeth antwortete mit zitternder Stimme: „Gott sei's geklagt, Oswald, ich muß es dir sagen. Ja es muß heraus. Ich bin recht unglücklich." So sprach sie, und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter sprechen.

Nachdem er sie beruhigt hatte, sagte sie: „Nun ist's ein Jahr, Oswald, da fandest du mich mit verweinten Augen und fragtest

mich, und ich sagte dir's nicht. Damals war der Löwenwirth Brenzel zu uns gekommen, und hatte bei meinem Vater und meiner Mutter um mich angehalten für seinen Sohn, der schon eine Mühle im Dorfe Altenstein hat. Und Vater und Mutter hatten nichts dagegen, denn der Löwenwirth ist der reichste Mann im Dorf, und erster Vorsteher der Gemeinde, der uns viel schaden und nützen kann; und mein Vater will keinen Schwiegersohn, als einen Müller. Ich aber sagte, ich sei noch jung, und wolle noch ein Jahr warten, und blieb dabei, und sie richteten bei mir nichts aus. — Nun ist das Jahr vorbei, und auf den Tag kam der Löwenwirth mit seinem Sohne wieder. Sie haben bei uns gespeiset, und Vater und Mutter hatten mit dem Löwenwirth schon alles in Richtigkeit gebracht, und die Verlobung sollte heute geschehen. Aber ich habe gesagt, ich wollte mich nie verheirathen, und bin dabei geblieben. Denn der junge Brenzel ist ein wüster Gesell, gleichwie sein Vater ein harter und wüster Mann ist. Nun ist im Hause Unglück und Herzeleid."

Als Oswald dies hörte, ward er sehr unruhig. Er ging im Zimmer schweigend auf und ab. Er selber hatte sich im Stillen Hoffnung gemacht, daß Elsbeth einmal seine Frau werden müsse. Dann trat er mit hastigen Schritten zu ihr und sagte: „Elsbeth, liebe Elsbeth, du willst dich niemals verheirathen? So will auch ich ohne Weib bleiben mein Lebenlang, denn ich hätte kein anderes gewählt, als dich. Und ich habe dich allezeit mehr geliebt als mich selber, und hoffte immer, du würdest mir noch recht gut werden."

Da sank Elsbeth weinend an die Brust Oswalds und sprach mit gebrochener Stimme: „Ach Oswald, Gott weiß es, du bist mir allzulieb geworden, mehr denn recht ist. Aber mein Vater ist reich, und will einen reichen Sohn haben, und ändert seinen strengen Sinn nicht. Du aber bist nur ein geringer Schulmeister, und kannst noch lange keine Frau ernähren."

Da schloß Oswald die gute, weinende Elsbeth in seine Arme, und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen und sagte: „Nun bist du meine Braut und Verlobte, und keine Macht auf Erden soll dich wieder von mir nehmen. Fürchte dich nicht, du Holdselige, denn nun gehörst du mir an.“

Und er ging hinaus, den alten Siegfried und die Mutter zu suchen. Und Elsbeth hörte sie alle sehr laut und heftig mit einander reden, aber verstand nichts. Und sie zitterte vor großer Angst, und wußte in ihrer Noth keinen Rath. Da fiel sie an der Fensterbank auf ihre Knie, und faltete ihre Hände und betete inbrünstig mit thränenvollen Augen zum Himmel, während die Andern stritten. Und als es ihr leichter ums Herz ward und sie aufstand, sah sie draußen den Oswald, begleitet vom Vater und der Mutter, von der Mühle weg ins Dorf gehen.

Das vermehrte die Furcht und Angst über die Maßen. Keiner in der Mühle wußte, wohin die Aeltern mit dem Oswald gegangen. Sie wußte aber wohl, Oswald war hitzig und aufbrausend, und konnte gegen die Aeltern gefehlt haben und mit ihnen vor den Richter gegangen sein, und das war der Löwenwirth! In übergroßem Kummer betete sie viel für Oswald und sich.

Es war zehn Uhr Nachts, da hörte sie draußen Geräusch. Es kamen Vater und Mutter mit Oswald. Und Siegfried nahm seine Tochter und sprach: „Elsbeth, du hast also den Oswald lieb?“ Sie antwortete und sprach: „Kann ich dafür? Ihr hattet ihn ja auch lieb.“ Da legten die Aeltern die Hände Oswalds und Elsbeths in einander und segneten die Beiden als ihre Kinder. Elsbeth war ganz erschrocken, und wußte nicht, ob sie träume.

---

10. Oswald kommt in schlechten Ruf.

Als am folgenden Sonntag in der Kirche der Schulmeister Oswald und Elsbeth als Brautleute von der Kanzel herab verkündet wurden, da rissen die Goldenthaler Bauern die Augen gewaltig auf, und die Weiber zischelten beständig einander etwas in die Ohren, und der Löwenwirth ging aus der Kirche, wie ein grimmiger Löwe, und schwor, er wolle nicht ruhen, bis er den meineidigen Müller sammt seinem ganzen Hause und dem Schulmeister zu Grunde gerichtet, aus dem Dorfe vertrieben und Alle ins Zuchthaus gebracht hätte oder an den Galgen. Nichtsdestoweniger feierten Oswald und seine Elsbeth nach drei Wochen in der Mühle sehr vergnügt ihre Hochzeit, dem grimmigen Löwen zum Trotz.

Und als die Neuvermählten Abends aus der Mühle heim kamen in Oswalds Haus, fiel Esbeth ihrem Manne um den Hals und sagte: „Ach Gott, wie bin ich so glücklich! Ich kann noch nicht daran glauben, daß Alles wahr sei. Und man sagt wohl, es gibt betrübte, übelgerathene Ehen; könnten wir auch wohl Beide jemals aufhören, uns lieb zu haben, und könnten wir jemals wünschen, lieber getrennt, als ewig verbunden zu sein?"

Oswald antwortete und sprach: „Wir werden Beide mit einander glücklich sein, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun. Und so lange wir es redlich halten, wird Eintracht und Segen Gottes in unserer Ehe sein. Von heute an lebst du für mich, und ich lebe für dich; und wir wollen nie vor einander das geringste Geheimniß haben, und selbst wenn wir gefehlt haben, es uns einander sogleich offenbaren. Dadurch werden wir manchen Fehltritt und manches Mißverständniß verhüten, das oft schmerzliche Folgen haben kann. Dann aber wollen wir von unsern häuslichen Sachen

Niemandem, auch Vater und Mutter nichts offenbaren, daß Niemand in unsern Dingen reden könne, oder sich zwischen uns dränge. Nur so gehören wir Beide uns ganz an, als wären wir allein in der Welt. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden, und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun; denn aus Neckerei wird oft Ernst, und was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht."

So sprach Oswald. Und Beide thaten sich einander gegenseitig das Gelübde vor Gott. Und wie sie den Bund mit einem Kuß besiegelten, stieg vor dem Hause in nächtlicher Stille ein sanfter schöner Gesang von vielen Stimmen empor. Das waren Oswalds Schüler und Schülerinnen im Gesang, die doch auch ihrem Lehrer eine Freude machen wollten. — Und wie die Neuvermählten folgenden Morgens aufgestanden waren, sahen sie viele Männer, Weiber und Kinder in der Ferne zusammengelaufen stehen, und auf das Haus schauen und darauf zeigen. Oswald öffnete neugierig das Fenster, und sah sein ganzes Haus wunderbar mit Blumenkränzen und Blumenschnüren umhängt und umsponnen. Das hatten in der Nacht still und heimlich seine Schüler und Schülerinnen gethan. Auch die kleinsten Kinder hatten dazu Feld- und Gartenblumen gesammelt. So lange das Dorf Goldenthal auf Erden war, hatte man dergleichen nicht erlebt, und als Oswald wieder zur Schule ging, kamen am ersten Tage nach seiner Hochzeit alle Kinder, groß und klein, reich und arm, und hatten sich mit Blumensträußen geschmückt, als wäre es ein großer Festtag. Das freute den Oswald und seine junge Frau recht innig; denn das verrieth doch gute Herzen voll Liebe und Erkenntlichkeit. Und sie küßten die Kinder, ließen ihnen Kuchen backen und theilten Allen aus.

Im Dorfe aber war viel eitles Geschwätz über die Hochzeit, und Jeder hatte seine Meinung darüber. Denn Niemand konnte

begreifen, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen sein solle, sintemal unerhört war, daß der reichste Müller im Lande seine schöne Tochter und einzige Erbin einem armen Schulmeister zur Frau gegeben. Um die Elsbeth würden auch wohl vornehme Herren aus der Stadt gefreit haben, so schön und reich war sie. Man wollte daher gern wissen, warum der Müller einen so einfältigen Streich gemacht habe? Aber der alte Siegfried lachte nur, und die Leute brachten von ihm nichts heraus. Auch die alte Müllerin ward von ihren Gevatterinnen sehr geplagt und geneckt mit dem armen, schlechten Schulmeister, und daß man einem hergelaufenen Kerl eine solche Tochter anhänge. Die Müllerin war bei aller Gottesfurcht doch eine stolze Frau. Daher thaten ihr die verächtlichen Reden weh, und als sie darüber einst vor Zorn fast weinte, sagte sie zur Adlerwirthin heftig: „Schweigt mit euerm dummen Geschwätz; ihr wisset so viel als nichts. Der Oswald könnte wohl den Adlerwirth und Kreuzwirth auskaufen. Er hat mehr, als man glaubt. Das hab' ich mit meinen leiblichen Augen gesehen. Wenn ich nur reden dürfte, ich könnte euch Dinge sagen, ihr solltet Maul und Nase aufsperren." So sprach sie und schwieg plötzlich, und war verdrießlich, daß sie im Zorn mit etwas herausgeplatzt war, das sie verschweigen wollte. Auch erfuhr die Adlerwirthin weiter nichts, und mußte noch dazu versprechen, es Keinem wieder zu sagen.

Die Adlerwirthin sagte es auch Niemandem, als ihrer Schwester und ihrem Manne, die vorher geloben mußten, das Geheimniß bei sich zu behalten. Aber sie erklärten die Reden der Müllerin so, als habe diese mit leiblichen Augen ganze Haufen Goldes und Silbers bei Oswald gesehen; und Oswald könne, wenn er wolle, das ganze Dorf kaufen; und es gingen im Hause Oswalds manchmal Dinge vor, daß, wenn man sie sagen dürfte, den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Dem Adlerwirth und seiner Schwägerin, als sie dies hörten, standen vor Entsetzen wirklich schon die

Haare gen Berge, und sie konnten nicht anders, und vertrauten das Geheimniß nur einigen ihrer besten Freunde.

Nach wenigen Tagen wußten die Leute in Goldenthal weit mehr, als die Müllerin gesagt hatte. Da hieß es, der Oswald stünde mit dem Fürsten der Hölle im Bündniß; dem habe er mit eigenem Blute seine arme Seele verschrieben. Doch dreißig Jahre lang solle der Böse den Willen des Schulmeisters thun; am Ende des letzten Jahres werde der Teufel Oswalds Seele in der heiligen Christnacht zwischen Eilf und Zwölf holen, und dem Unglücklichen den Kopf umdrehen, daß das Antlitz im Nacken stehen bleibe. Der Schulmeister habe Gold, so viel er begehre, und der schönen Elsbeth habe er einen Liebestrank beigebracht, daran sie hätte entweder rasend werden oder jämmerlich sterben, oder ihn heirathen müssen. Ferner, der Oswald könne Geister bannen, Schätze heben, das Fieber besprechen, den Kühen es anthun, daß sie blaue Milch oder wohl gar Blut geben müßten; er könne das Feuer bannen, sich stich- und kugelfest machen, auf einem Besen durch die Luft reiten und viele andere Dinge mehr. Das habe er alles aus gefährlichen Büchern erlernt; er habe Doktor Fausts Höllenzwang, Kaiser Caroli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring.

Von diesem Augenblicke an fürchteten sich die Leute in Goldenthal vor dem Schulmeister entsetzlich. Keiner that ihm etwas zu leid, aus Angst vor Oswalds Rache und höllischem Bundesgenossen. Sogar der grimmige Löwenwirth unterstand sich nicht, ihm oder dem Müller etwas in den Weg zu legen. Manche Leute schlugen heimlich ein Kreuz, wenn sie dem Oswald von ungefähr begegneten.

---

11. Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn aber die jungen Leute des Dorfes der Elsbeth begegneten, die da blühte wie eine Rose, schlug Niemand vor ihr ein Kreuz, sondern Jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag; und wenn sie vorbei war, blieb wohl Mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber wunderten. - Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werkeltags, Morgens oder Abends, sie war immer, als wollte sie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze auf dem Felde und im Garten; sie ging in den Stall und besorgte Kuh und Schwein; trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war sie allezeit sauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch schon hexen!“ sagte die Löwenwirthin, indem sie eine Prise Schnupftabak nahm, und sich die Nase mit dem Aermel wischte.

„Ja wohl!“ sagten die jungen Männer alle: „Die kann es. Wenn Elsbeth nicht schon verheirathet wäre, sie würde uns allen die Herzen aus dem Leibe hexen, so schön ist sie!“

Und die verheiratheten Männer im Dorfe verfuhren gar oft grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß sie nicht auch so schön geblieben waren, wie die Schulmeisterin. Dann heulten die Weiber und fluchten und schworen und zerkratzten ihren Männern das Gesicht mit ihren langgewachsenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, welche Elsbeths Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und sprachen: „Du bist nun seit Jahr und Tag eine Frau, und bist so hübsch wie

eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müßen dich beneiden. O Elsbeth, sage uns an, wie du das machest? Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind, und den jungen Burschen gefallen wollen, schmük-ken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirn glänzt an der Sonne, und ihr Haar ist wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, da denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen, sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein werden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel handthiere. Dann muß gespart werden; der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr, wie als Tochter, in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt und beschmiert und schad-haft; das Ausbessern kostet viel Geld, und Selbermachen hat keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflath entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne selbst gleichgültig oder zum Ekel, und dann kommt der Unfriede ins Haus, sobald die Frau mit Löchern in den Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wohl Recht."

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr auf mich selber zu halten, als zuvor, und nie vor seinen Augen zu erscheinen, als gewaschen und zierlich, allzeit mit unbeflecktem

Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in Acht; darum mußt' es in meinem Stall und in Küche und Keller so sauber sein, als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider wie neu, und ich selber blieb darin meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich das sauberste Gewand; woher ein neues Kleid anschaffen, wenn der Mann kein Geld gibt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern, als Andere. Denn ich bessere mit wenigen Nadelstichen das kleinste Loch aus, damit es nicht größer werde. So kostet es nichts als Faden und Zwirn. Andere aber tragen ihr Zeug, bis es alt ist, und lassen daran, was schadhaft ist; dann wird aus einem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird alles zu Fetzen, und man muß neues Gewand kaufen, während ich immerfort mein altes trage und damit viel Geld erspare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verschwenden großes Geld und gehen doch wie aus dem Koth gezogen."

Als Elsbeth solche Worte redete, wurden die beiden Mädchen roth, und fingen an zu weinen und sprachen: „Wir haben nicht so sauber nähen und flicken gelernt, wie du. Das wird uns viel Schaden im Hause bringen, und wir sehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen gingen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Gespräch mit den Freundinnen und sagte, sie wolle beide nähen und flicken lehren, denn es erbarme sie, wenn die beiden Mädchen sollten unglücklich werden.

Oswald drückte seine gute Frau an sein Herz und sprach: „Damit wirst du dir einen Segen Gottes verdienen und selber ein Segen dieses Hauses werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, sondern Alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe

werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber nicht die rechte Haushaltungskunst verstehen. Sie verstehen nicht, ihre Gärten mit allerlei gesundem Gemüse zu bepflanzen, damit sie Abwechslung bei den Speisen haben. Wollen sie einmal gut kochen, thun sie viel Speck und Fett und Schmalz und Oel an, und kostet viel, und wird doch nichts Rechtes, sondern ein ungesundes Essen. Die schlechte Nahrung setzt schlechtes Blut ab und böse Säfte. Davon kommen Krankheiten, die kosten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten schlecht. — Eben so ist's mit den Kleidern. In den Dörfern sind wohl Näherinnen, aber weil sie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten sie sich wohl, Andere anzuweisen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Aermeln und Strümpfen, oder so grob geflickt, daß das Geflickte ärger dasteht, als das Zerrissene. Immer muß bald wieder Neues angeschafft werden, das kostet viel Geld und macht arm. Es ist wohl himmelschreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigstens eine brave, verständige Frau ist, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Amtmannsfrau oder eine Müllerin, oder Eine, die das Kochen und Gärtnen, das Nähen und Flicken versteht, und unentgeldlich die Bauerntöchter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten, und viele frohe, glückselige Ehen machen. Elsbeth, geh', verdiene dir einen großen Gotteslohn."

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges feine, gleichmäßige Stiche zu machen, abgeriebene oder schadhafte Stellen der Kleider, oder Risse in denselben so säuberlich zu vernähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie, Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der

Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; eben so Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn Alles hatte seinen Platz, und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an den Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie darin auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten, und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen könne zu schmackhafter Nahrung. Und sie führte sie in die Küche, und lehrte sie die Speisen sauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch alles sehr angenehm, nahrhaft und gesund ward. Zuweilen wurde sogar ein Braten gemacht und kostete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geschwindigkeit allerlei Suppen zuzubereiten und das Fleisch auf allerlei Weise zuzurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gewächs einzumachen.

Die beiden Mädchen wunderten sich sehr, denn sie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie gesehen, und freuten sich, wenn sie Hochzeit gehabt hätten, wie sie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr kostete, als sonst.

Da sie nun andern Mädchen sagten, was sie bei der Schulmeisterin alles erfuhren und lernten, und wie sie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eins um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswalds Frau hatte wohl Anfangs etwas Mühe, hintennach aber befand sie sich gar wohl dabei. Denn nun hatte sie viel Hülfe

im Garten und im Stall, und Andere mußten für sie zuweilen kochen, und Andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon folgendes Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sei. Und eine Nachbarin schaute der andern über den Hag, und sah, was sie pflanze oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Samen. Danach, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauernweiber vom Ueberfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Das machte allen große Freude, nur denen nicht, die es nicht so hatten. Die gingen dann auch zur Elsbeth und fragten um dies und das. Und Elsbeth gab guten Rath, und Alles, was sie wußte und, seitdem sie unterrichtete, noch selber gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht kostbar, zumal jungen Weibern.

Das erwarb der Schulmeisterin viele Liebe und angenehmen Ruf, und Jedermann lebte ihr zu Gefallen. Und alle Welt im Dorfe hatte rechtes Mitleiden mit der hübschen guten Frau, daß sie den Oswald zum Manne habe, weil er doch in die Hölle müsse. Denn man wußte wohl, er sei ein Herenmeister, der böse Künste treibe und mit Leib und Seele verloren gehe.

---

12. Wie der Löwenwirth auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat

Oswald mochte es anstellen, wie er wollte, man legte ihm alles übel aus. Wenn er die Kinder lehrte, daß es keine Gespenster gäbe, sondern daß das nur Einbildung furchtsamer und abergläubiger Leute wäre: so sagte man im Dorfe, er glaube weder einen Gott noch einen Teufel. Oder wenn er den Kindern in der Schule die giftigen Pflanzen in den Feldern und Wäldern zeigte,

damit sie solche kennen und sich vor dem Genuß der Beeren und Wurzeln hüten lernten: so sagte man im Dorfe, er wolle die Kinder Giftmischerei lehren. Besonders lauerte ihm der Löwenwirth Brenzel auf, und sammelte sorgfältig alle bösen Reden über Oswald.

Als er endlich genug wußte, sprach er: „Ich weiß genug, um ihm den Hals zu brechen. Er muß vor Gericht, und seine eigene Schwiegermutter, die Müllerin, soll wider ihn zeugen und vor Gericht bekennen, was sie von ihm weiß. Als Vorsteher ist es meine Pflicht, zu reden. Ich kann das nicht länger dulden, ohne verantwortlich zu werden."

Also machte er sich eines Sonntags auf und legte seine Staatskleider an, setzte den dreieckigen Hut recht majestätisch auf, nahm das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf, und ging mit breiten Schritten zum Dorf hinaus nach der Stadt. Er sagte aber keinem Menschen ein Wort davon, daß er im Sinne habe, dem Oswald bei der hohen Obrigkeit böses Spiel zu machen. Denn er fürchtete, wenn der Herenmeister Wind davon bekäme, der könne ihm Schaden zufügen, ehe er noch zur Stadt gelangt wäre.

Und wie er auf der Landstraße allein ging, sprach er im Eifer laut mit sich selber, als wenn er schon vor einem Herrn Rathsherrn stände; und er lief dabei immer schneller, und fuhr im Zorn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in der Luft herum, wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Bei diesem Eifer kam im Laufen der lange Stock zwischen die Beine, also daß er stolperte, und über den Stock auf den Erdboden fiel. Der Hut flog weit hinweg, die Nase schlug sich platt, und seine Beine stiegen hoch aufwärts, als wolle er gar auf den Kopf stehen. Er stand ächzend und fluchend auf, und nahm seinen Hut aus dem Staube. An seiner Stirn aber schwoll eine Beule, als wollte ein Horn heranwachsen, und seine blutende Nase war blau, wie eine dicke Pflaume. „Das hat

mir gewiß der Oswald angethan!“ dachte er, und fürchtete sich, weiter zu gehen, damit ihm nichts Schlimmeres begegne.

Indem er noch mit dem Schnupftuch das Blut von der Nase wischte, kam die Straße daher in vollem Gallopp ein Herr zu Pferde, Hut und Rock mit goldenen Tressen besetzt. Der hielt vor dem Löwenwirth still und fragte hastig: „Wohnt dort im Dorfe ein gewisser Herr Oswald, und ist er zu Hause?“

Der Löwenwirth sprach: „Ja, warum denn?“

Der Fremde rief: „Der Erbprinz will ihn besuchen.“ So sprach der Fremde und jagte davon nach Goldenthal.

Der Löwenwirth sperrte vor Verwunderung Maul und Nase auf und sagte: „Wa — wa — was? Der Erbprinz? Ein Prinz zu dem Oswald?“ Wie er dies sagte, fuhr im Galopp ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden daher, schöne Bediente vorn und hinten auf. Darin saß ein junger Herr im blauen Oberrock, der hatte auf der Brust einen silbernen Stern. Der Wagen fuhr vorbei nach Goldenthal.

„Der Blitz und der Hagel!“ schrie Brenzel: „Der Prinz will gewiß bei mir einkehren. Ich bin nicht zu Hause, und nun fährt er zum Adler!“ Brenzel lief, was er konnte, ins Dorf zurück. Da gerieth ihm abermals im vollen Sprung der lange Stock zwischen die langen Beine, daß er wiederum zu Boden fiel, wie ein Baum. Alle Rippen krachten ihm im Leibe, und seine Staatskleider waren gräßlich gesalbt. Er hinkte fluchend und langsam zum Dorfe. Da er vor seinem Hause keinen Wagen sah, ward er voll Gift und Galle, denn er dachte, der Prinz sei beim Adlerwirth Kreidemann eingekehrt. Er hinkte also weiter, aber er sah auch keinen Wagen beim Adler. So ging er in sein Haus zurück, und keine Seele war darin. Er legte andere Kleider an und wusch sein Gesicht, und erschrak, wie er sich mit der faustdicken Nase und gehörnten Stirn im Spiegel erblickte, wiewohl man im Spiegel wegen des

Fliegenkothes nicht viel sah. Nun wetterte er, wie ein grimmiger Löwe, auf seine Leute, die alle davon gelaufen waren. Da kam die Magd ganz odemlos und rief: „Herr, beim Schulmeister ist ein lebendiger Kaiser angekommen, oder wohl gar ein König! Das ganze Dorf ist vor Schulmeisters Haus zusammengelaufen."

Brenzel wußte nicht, was thun; ging endlich aber doch hinaus vor Schulmeisters Haus zu den Leuten. Nach einer halben Stunde kam der Erbprinz aus der Hausthür, und hatte Oswalden an der einen und Elsbethen an der andern Hand, und war gar freundlich mit ihnen. Und wie er in den Wagen gestiegen war, reichte er ihnen Beiden noch einmal die Hand zum Abschiede, und dann fuhr er im sausenden Galopp davon, Reiter voraus. Alle Bauern hatten die Hüte ab und vor Erstaunen das Maul auf.

Nun war's im ganzen Dorfe ausgemacht, der Schulmeister könne mehr als Brod essen. Der Prinz komme zu keinem Dorfschulmeister, bloß um ihn zu besuchen, und sei um nichts und wieder nichts so freundlich mit ihm gewesen. Große Herren brauchen viel Geld, und dazu brauchen sie Schatzgräber und Goldmacher und desgleichen. Große Herren seien nicht immer die frömmsten, das wisse man wohl, und machen sich nichts daraus, wenn sie schlimm aus der Welt gehen, sobald sie nur gut in der Welt leben können.

Diese und andere Reden gingen von der Zeit an im Dorfe, und vielen verlumpten und verarmten Bauern im Kopfe herum. Und Viele wurden vertraulicher und sprachen Einer zum Andern: „Wüßte ich nur, wie es anfangen, ich machte mir nichts daraus. Ich verschriebe mich heute noch dem Teufel, wenn's sein müßte, und wäre ich nur meine Schulden los und hätte Geld genug und vollauf. Ich wollte es ganz anders machen, wie der Schulmeister. Der Schulmeister ist ein dummer Teufel, daß er hier wohnt und lebt, wie unsereins. Ich führe, wie der Erbprinz, mit sechs Pfer-

den, Bedienten und Sternen, und hätte die Küchen voll Braten, den Keller voll Wein. Ja, noch heute gäb' ich meine arme Seele drum."

Solche ruchlose Reden führten die Leute ohne Scheu. Reichthum verdirbt das Herz; aber die Armuth verdirbt es nicht weniger. Und wenn Armuth und Dummheit und böse Lüste beisammen sind, ist des Teufels Kleeblatt fertig. So ist es in manchem Dorfe, und so war es leider auch in Goldenthal.

---

13. Der Goldmacher-Bund.

Oswald wunderte sich nicht wenig, wie von nun an bald Dieser, bald Jener zu ihm kam, heimlich mit ihm reden wollte, und dann mit der gottlosen Sprache herausrückte und sagte: „Oswald, du kannst Gold machen, das ganze Dorf weiß es. Lehre mich es auch. Du verstehst die schwarze Kunst. Wenn der Teufel erscheint, ich will mich gar nicht fürchten. Wenn er die Unterschrift mit meinem Blute verlangt, ich will mich ihm mit Leib und Seele zuschreiben. Siehst du, es thut mir Noth, sonst thät ich's nicht."

Lange wußte Oswald nicht, was er zu der Verderbtheit dieser Menschen sagen sollte. Da ihrer endlich aber immer mehr kamen, und nicht mit Bitten nachließen, beschied er sie alle, doch jeden einzeln, auf eine und dieselbe Mitternachtsstunde zu sich.

Und alle kamen in der finstern Nacht, die er ihnen angesagt, zu seinem Hause geschlichen, sobald es im Thurm der Dorfkirche eilf Uhr geschlagen. Er führte Jeden, wie er ankam, schweigend in eine finstere Stube. Es waren ihrer zweiunddreißig Hausväter. Jeder erschrak entsetzlich, wenn er in der Dunkelheit an den Andern stieß und etwas Lebendiges neben sich spürte. Denn Keiner wußte von den Uebrigen. Vielen floß der Angstschweiß vom Gesicht, und einige hatten so große Furcht, daß sie wieder davon gelaufen

wären. Aber sie zitterten, es könne ihnen dann das Lebenslicht ausgeblasen werden.

So standen sie eine Stunde in tiefer Stille und Angst, und wagten kaum, zu athmen. Da schlug's im Thurm zwölf Uhr. Und mit dem letzten Glockenschlage ging abermals die Thüre auf. Es trat ein Offizier herein, prächtig gekleidet mit hohem Federbusch und langem Säbel, auf der Brust einen Orden. Der trug in den Händen zwei brennende Kerzen; die setzte er vor ihnen auf den Tisch. Als nun Alle sich einander erkannten, schämten sie sich erst vor einander; denn sie merkten, daß sie Alle aus gleicher Absicht gekommen wären. Und sie sahen wieder auf den glänzenden Offizier, den sie für den bösen Geist hielten; aber sie erkannten in ihm den leibhaftigen Oswald.

Oswald hatte ein ernstvolles Gesicht und sprach: „Sehet mich nur an, ihr Unglücklichen; nun erkennet ihr, wer ich bin. Ich treibe keine schwarze Kunst; ich halte es mit Gott. Ihr aber seid längst von Gott abgefallen; ihr habet gesoffen und geschwelgt; ihr habet betrogen und gelogen; ihr habet gestohlen und verrathen; ihr habet gespielt und Weib und Kind vergessen; ihr habet Teufelei getrieben und Teufelswerk. Darum seid ihr arm und verzweifelt geworden. Ehrlichkeit aber währt am längsten; Gottesfurcht macht reich. In Gottes Wegen ist Gottes Segen. Ich will nicht reich sein, aber ich bin nicht arm. Wollt ihr's nun haben, wie ich, so machet es wie ich."

So sprach Oswald, und zog einen großen Beutel hervor und leerte ihn auf den Tisch aus. Da fielen klingend eitel schöne Goldmünzen auf den Tisch, und rollten umher und verblendeten die Augen. Die Bauern hatten in ihrem Leben so viel Gold nicht beisammen erblickt. Ihre Herzen schlugen gewaltig.

Oswald aber that den Mund auf und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, das hier macht mich nicht glücklich, aber die Weis-

heit macht glücklich, mit der man dies Geld erwirbt und benutzt. Ihr seid zu mir gekommen, ich sollte euch die Kunst lehren, Gold zu machen. Ich will euch diese Kunst lehren. Sie ist die beste Weisheit des Lebens, und mehr als das Gold selbst werth. Habet ihr die Weisheit, so werdet ihr das Gold haben und es nicht mehr hochachten Aber ihr kommet nicht zu dem Glücke, ohne vorher geprüft worden zu sein. Und die Zeit der Prüfung währt sieben Jahre und sieben Wochen. Wer ausharrt bis ans Ende, wird Freuden über Freuden ärnten. Wahrlich, ich sage euch, wenn diese Zeit erfüllt ist, wird Jeder von euch mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen. — Die Prüfung aber ist dem Gottlosen schwer und dem Sünder hart. Denn er muß sein ganzes Herz umkehren und ein neuer Mensch werden."

Die zweiunddreißig Hausväter hörten in banger Stille die Worte Oswalds. Sie betrachteten ihn alle mit starren Augen.

„Wer von euch," sprach Oswald, „die sieben Jahre und sieben Wochen der Prüfung bestehen will, kann bleiben. Wer sich fürchtet oder im Glauben wankt, gehe fort von hier."

Keiner ging.

„Wohlan," rief Oswald, „so müsset ihr mir vor dem allgegenwärtigen Gott sieben Gelübde geloben, und solche während sieben Jahren getreu halten."

Erstens: Ihr müsset sieben Jahre und sieben Wochen lang alle Wirthshäuser meiden, aber desto fleißiger zur Kirche gehen und Gottes Wort hören, und darnach thun.

Zweitens: Sieben Jahre und sieben Wochen lang keine Karten, keine Würfel berühren, und nichts, womit man um Geld spielt.

Drittens: Sieben Jahre und sieben Wochen darf kein Fluch, kein Scheltwort aus euerm Munde gehen, auch keine Bosheit, Lästerung und unwahre Rede.

Viertens: Sieben Jahre und sieben Wochen muß euer Tage=

werk Gebet und Arbeit sein. Morgens und Abends sollt ihr feierlich mit Weib und Kindern auf die Knie fallen, zu Gott beten, eure Sünden bereuen. Euere Arbeit sollt ihr mit Fleiß und Treue verrichten, keine Schulden mehr machen.

Fünftens: Wer binnen sieben Jahren und sieben Wochen sich mit Wein und Branntwein ein einziges Mal berauscht und vergeht, ist aus unserer Gemeinschaft verstoßen.

Sechstens: Auf dem Acker, welchen ihr bauet, soll kein Unkraut wachsen, in euern Wohnungen kein Unflath liegen. Euere Hütten und die Ställe des Viehes und alles Geräthe, was ihr habet, soll von Reinlichkeit glänzen. Daran werde ich euch erkennen.

Siebentens: Euer Leib soll sein ein Tempel Gottes, darum keusch, züchtig und ehrbar; auch von aller Unreinigkeit frei an Haut und Haar und Gewand. So auch bei Kindern. Das soll unser Zeichen sein.

„Wer nun diese sieben Gelübde geloben und halten will, der trete hervor und reiche mir die Hand zum Bunde. Dem Schwachen wollen wir helfen."

Als Oswald so gesprochen hatte, traten die Zweiunddreißig einer nach dem andern hervor, jeder reichte dem Oswald die Hand über den Tisch voller Gold, und sprach: „Ich will!"

„So gehet denn heim in Frieden und wendet euch noch vor Schlafengehen im Gebet zu Gott, daß er euch Stärke verleihe, das Gelübde zu halten. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird Jeder mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen!" So sprach Oswald, und ermahnte die Leute, von Allem, was sie diese Nacht gesehen und gehört hätten, keinem Menschenkinde etwas zu verrathen, ja sogar selbst nie von dem zu reden, noch auf das zu deuten, was diese Nacht angehe.

Damit entfernten sich die Zweiunddreißig in großer Stille.

Unterwegs sprach Keiner mit dem Andern ein Wort. So voll waren sie von allen dem Wunderbaren, das sie vernommen hatten. Sie hatten ganz andere Dinge erwartet zu erleben, und gerade das Gegentheil erfahren. Mancher, wenn er an die Gelübde dachte, fühlte er zwar Bangigkeit, denn sie waren auch gar zu streng. Aber das Geheimnißvolle, und die sieben Jahre und sieben Wochen, und die Reden des Oswald, und der Tisch voll Goldes, und der prächtige Offizier mit dem Orden auf der Brust und die schwarze Mitternachtsstunde, das konnte Keiner wieder vergessen, und es war wie ein seltsamer Traum.

---

14. Die Leute verwundern sich sehr.

„Was gibt's denn, Velten? Kaspar, was gibt's denn?" fragte der alte lahme Wächter, als er am andern Tage durchs Dorf entlang ging: „Was gibt's denn? Kommt wieder ein Prinz oder Kaiser, oder gar ein Bürgermeister aus der Stadt? Was ist denn los, daß ihr so aufputzet?" So fragte er, und man lachte.

Es fiel aber wirklich vielen Menschen auf, und war in vielen Häusern ein sonderbares Leben. Da wurden Fenster gewaschen, Fußboden gescheuert, Thüren gesäubert, Tische, Schemel und Bänke gefegt. Sogar vor den Häusern wurde Alles in Ordnung gebracht, Schutt und Unflath auf die Seite geschafft, und allem, was herum lag, ein besserer Ort gegeben. Die zweiunddreißig Hausväter wußten es wohl, sagten aber nichts. Denn sie dachten: in sieben Jahren haben wir alle Kisten und Kasten voll Geld.

Als Oswald die Geschäftigkeit der armen Leute sah, sprach er zu Elsbeth: „Ich weiß nicht, ob ich darüber traurig werden oder lachen soll. Denn siehe, was die Leute nicht aus eigenem Gefühl, nicht aus Liebe zu Weib und Kind, nicht aus Liebe zu Gott, nicht aus Noth und Ueberzeugung früher gethan haben, das thun sie

jetzt aus abergläubischer Furcht und Hoffnung. Wie thöricht sind doch die Menschenkinder! — Aber sie sollen durch den Aberglauben zur Erkenntniß der Wahrheit, und durch ihre Verderbtheit zur Rechtschaffenheit eingehen."

Die Verwunderung im Dorfe ward aber von Woche zu Woche größer. Denn die Wirthshäuser wurden fast leer. Sonntags hörte man auf der Kegelbahn weder Kegel, noch Flüche, noch Gelächter. Kartenspiel und Würfel rührte fast Keiner mehr an. Den Wirthen ward im Keller das Bier sauer, weil es Keiner mehr trank. Von Wein und Branntewein hatten sie nur einen geringen Absatz. Die meisten Leute blieben daheim bei Frau und Kindern, oder gingen auf die Felder und besahen ihre wenigen Aecker und beriethen, was in der Woche daran zu machen und zu bessern sei. Die, welche vormals zu den lustigen Brüdern gehörten, thaten jetzt gar ernsthaft und altklug; die, welche sonst ein wüstes Leben führten, waren in der Kirche sehr andächtig. Die, welche sonst gern herumlagerten und müßig gingen, waren jetzt vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit, im Taglohn oder auf ihren Feldern.

Der Adlerwirth, wenn er Sonntags seine leeren Bänke und Tische beschaute, brach vor Wehmuth fast in Thränen aus. „Sind denn die Leute alle verrückt geworden im Kopf?" schrie er. Was für ein Kukuk ist ihnen in den Leib gefahren. Das kann so nicht gehen. Dabei kann kein Ehrenmann länger bestehen. Es muß im Dorfe andere Ordnung werden. Das ist schändliche Ordnung!"

Der Gemeindsvorsteher Brenzel sagte: „Wenn das Unwesen so fortgeht, muß ich die Wirthschaft aufgeben. Aber ich merk' es wohl, das ist ein infames Komplott gegen mich. Man will mich zu Grunde richten. Aber ehe das geschieht, soll das Dorf zu Grunde gehen. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer diese Teufelei angerichtet hat.

Sogar dem Herrn Pfarrer war die Sache aufgefallen. Er

rechnete nach und fand, daß die Aenderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte, damit habe er Alles ausgerichtet, und sagte es auch. Nun aber verfolgten ihn seit einiger Zeit die Gemeindsvorsteher, wo sie konnten, und die Wirthe spielten ihm allerlei böse Streiche hinterrücks, und gingen fast gar nicht mehr zur Kirche.

Der Adlerwirth, um sein saures Bier anzubringen, verkaufte es um halben Preis; er schwefelte seinen Wein, und machte ihn süß, und bezahlte alle Sonntage Spielleute, die mußten lustig aufspielen. Aber von den zweiunddreißig Hausvätern, ihren Söhnen und Töchtern kam Niemand.

Der Löwenwirth suchte gleichfalls seine Kunden wieder an sich zu locken, that freundlich, schenkte Manchem umsonst ein und fragte: „Warum kommst du gar nicht mehr trinken?“ Sie antworteten: „Wir haben kein Geld!“ — Dann rief er: „Ei, Dummheit! Ihr wisset ja, ich bin nicht so streng, und borge schon. Ihr seid mir lange gut genug.“ — Aber die Leute kamen doch nicht.

Da gerieth der grimmige Löwe in Wuth und sprach: „Wenn ihr mir's so macht, will ich euch die Faust auch zeigen. Ihr sollt an den Löwenwirth Brenzel glauben lernen!“

---

15. Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkasse und die Garküche.

Nun schlich bald der Eine, bald der Andere von den armen Leuten, die zu dem Goldmacherbund gehörten, in das Haus des Schulmeisters, und klagte seine Noth und sprach: „Siehe, Oswald, meine Gelübde, so schwer sie sind, halte ich sie doch pünktlich. Nun ist's ein halbes Jahr, ich bete und arbeite. Nun ist's ein halbes Jahr, ich spiele, saufe und zanke nicht mehr. Mein Haus

ist schön säuberlich, Weib und Kind gehen reinlich. Keiner kann über mich klagen. Aber die Ortsvorsteher plagen mich auf allerlei Weise. Ich bin dem und diesem von ihnen schuldig. Nun drohen sie, mich aus meinem Hause zu treiben, wenn ich ihnen nicht zahle, oder nicht bei ihnen trinke. Hilf mir, Oswald, sonst kann ich das Gelübde nicht halten. In sechs und einem halben Jahre habe ich Geld vollauf; strecke mir eine Summe vor, ich will sie dir dann wieder zahlen."

Oswald antwortete: „Das vierte Gelübde heißt: Beten, arbeiten, keine Schulden mehr machen. Ich darf dir also kein Geld borgen. Aber laß sehen, wem und wie viel du schuldig bist; dann wollen wir nachdenken, wie aus der Noth kommen."

So sprach er, nahm eine Schreibfeder und Papier, setzte sich hin und schrieb das auf, was man ihm antwortete, wenn er fragte. Er fragte aber Jeden einzeln: „Wem bist du schuldig? Wie viel und mit welchem Zins? Wofür hast du die Schuld gemacht, und hast du Unterpfand gegeben?"

Nachdem er die ganze Schuldsumme des Mannes kannte, fragte er wieder: „Womit willst du bezahlen? Wie viel kannst du, oder können Weib und Kind in der Woche mit Taglohn verdienen? Wie viel Land und Vieh hast du, und was kannst du wohl in mittlern Jahren von dem verkaufen, was du ärntest? Wie ernährst du dich mit den Deinigen? Was brauchst du zur Nahrung in einer Woche, in einem Tag? Wie steht es mit den Kleidern und Wäsche und Geräth? Was muß angeschafft werden, und wo kann man ohne Schaden sparen?"

Das alles schrieb Oswald von Jedem sorgfältig auf. Nun kam die lüderliche Haushaltungsordnung erst recht ans Tageslicht. Denn Mancher wußte nicht einmal genau, wie viel er schuldig war, und hatte nichts aufgezeichnet. Da mußte man sich erst bei den Gläubigern erkundigen. Mancher war drei, vier, fünf Zinse zu bezahlen

rückständig. Da mußte man erst für diese sorgen. Mancher mußte an Gemeindsvorsteher, von denen er in der Noth Geld entliehen hatte, acht, auch zwölf vom Hundert verzinsen. Da mußte Oswald in die Stadt gehen, an drei und vier Prozent Geld aufnehmen, und gut dafür sprechen, damit die Wucherer bezahlt wurden, und nicht mehr durch Wucher einen armen Mann zu Grunde richten konnten. Mancher hatte wohl gar mehr Schulden als Vermögen. Da war schwer helfen. Doch sprach Oswald Allen Muth ein und sagte: „Sparen und arbeiten soll euch mit Gottes Hülfe schuldenfrei machen. Folget nur in allen Dingen meinem Rath!“

Nun erst sah er von diesen Leuten, wie schlecht sie gehauset hatten; und dies that den Leuten nun selbst in der Seele weh. Nun erst erfuhr Jeder, was er nach Abzug aller Schulden von seinem Vermögen, als wahres Eigenthum, betrachten könne. Das war oft blutwenig, und ihnen schauderte die Haut vor Angst und Entsetzen darüber. Nun wollten Alle sparen, Alle arbeiten. Aber wie sollten sie es anfangen?

Oswald hatte unbeschreiblich viel Mühe. Aber die Mühe machte ihm Freude, weil er ein wahrer Menschenfreund war. Er machte Jedem ein Haus- und Schuldenbüchlein, worin Jeder den Zustand seines Vermögens deutlich sah. Dann ging er wieder in die Stadt, und suchte für Kinder und Erwachsene Arbeit von allerlei Art. Das gelang ihm nach und nach. Und was so mit Taglöhnen verdient wurde, das mußte wöchentlich aufgeschrieben und aufgespart werden. Einige gaben das Geld dem Oswald in Verwahrung; Andere gaben es ihm wöchentlich, um damit nach und nach ein für sie aufgenommenes Kapital abzutragen.

Als dies Mehrere thaten, und Oswald am Ende hundert und mehr Gulden beisammenliegen sah, dachte er: „Wozu soll dies Geld da todt und ohne Nutzen liegen? Wenn es jährlich Zins

trüge, hülfe es den armen Leuten ohne ihre Mühe schon wieder zu einem kleinen Gewinn und verminderte die Schuld."

Also machte er sich ein Buch und schrieb hinein, was Jeder wöchentlich von seinem Verdienst in die Ersparnißkasse zurücklegte. Dann ging er in die Stadt und beredete einen rechtschaffenen Herrn, daß er monatlich das ersparte Geld, wären es auch nur zehn oder zwanzig Gulden, annehmen und auf Zins austhun wolle. Es wäre zum Besten armer, sparsamer Leute. Der Herr, welcher ein reicher Kaufmann war und gern das Gute beförderte, nahm das Geld und that es an Zins, und wenn am Ende des Jahres die Zinsen einkamen, that er sie wieder als ein kleines Kapital aus, also, daß die Zinsen wieder Zinsen eintragen mußten. Oswald aber schrieb in sein Ersparnißkassenbuch zu Hause immer auf, wie viel jeder von seinen Leuten an den Zinsen Antheil habe.

Es war aber ein großes Glück, daß die Leute und ihre Kinder, da sie Arbeit bekamen, auch arbeiten konnten, und fast nie krank wurden. Das war sonst nicht so. Denn wenn sie sich ehemals am Sonntage vollgesoffen hatten, waren sie am Montage nicht zum Arbeiten aufgelegt, und hatten Kopfweh und Uebelkeit. Und weil sie sich insgesammt oft kämmten, wuschen, und gar reinlich hielten, waren sie von allen Uebeln und Krankheiten befreit, welche die natürlichen Strafen und Folgen der Unreinlichkeit sind.

Wie nun Oswald den mit ihm Verbündeten erzählte, daß er eine Ersparnißkasse errichtet habe, und daß das Geld, welches sie ihm wöchentlich zum Aufbewahren brächten, Zinsen tragen müsse, erstaunten sie gar sehr und freuten sich. Und Jeder sah im Buche nach, wie viel Geld er schon zusammengebracht habe, und wie viel Zins er am Ende des Jahres dafür zu erwarten habe. Anfangs hatten nur wenige Haushaltungen dem Oswald ihr Geld gebracht. Nun aber sagten es die Einen den Andern. Und wie Einer hörte, der Andere habe schon fünfzehn, zwanzig

und dreißig Gulden und mehr zurückgelegt, wurde er mißvergnügt und wollte es auch so haben, und nahm sein weniges Geld und trug es auch zum Oswald und sprach: „Ei, Lieber, warum hast du mir nichts von der Ersparnißkasse gesagt? Lege mein Geld, das ich wöchentlich entbehren kann, auch hinein, es sei viel oder wenig. Denn wenn ich es im Hause habe, will es sich nicht vermehren, sondern es schwindet immer. Hat man es, so verbraucht man es wieder. Drum besser, aus den Augen, aus dem Sinn! Kann ich's nicht so haben bei dir, so kann ich noch lange nicht an Abzahlen meiner Schulden denken."

So brachte nun Jeder alle Wochen Etwas, das er von seinem Verdienst erübrigen konnte, und Einer bemühte sich mehr, als der Andere, in die Ersparnißkasse zu legen. Einige wurden so begierig, daß sie beinahe Weib und Kind hungern ließen, um desto mehr Geld zusammenzuscharren.

Das verdroß den Schulmeister, und er hob an zu reden: „Es ist wohl gut, daß ihr mäßig seid, aber Weib und Kind müssen nicht hungern. Wer wohlgenährt ist, der hat auch Kraft und Muth, zu arbeiten. Freilich, manche Frau, die auch wohl im Felde arbeiten, oder sonst Geld verdienen könnte, muß jetzt zu Hause bleiben, und ihre Zeit beim Kochen verlieren. Wäre für jede Haushaltung von selbst schon Gekochtes da, so würde man kein Holz kaufen und bezahlen, oder es mit Zeitverlust im Walde zusammenlesen müssen, sondern man könnte vielleicht sogar jährlich von dem Gabenholz, das die Gemeinde gibt, an Andere verkaufen und Geld daraus lösen. Dabei wäre schön zu sparen. Aber wir müssen das auf andere Weise anfangen."

„Ihr wisset, wir haben in theuern Zeiten elende Sparsuppen gegessen. Warum sparten wir damals, da wir nichts hatten, und nicht weit lieber jetzt, wo etwas zu sparen wäre? — Wir haben jetzt Erdäpfel, Obst und Mehl und Brod und Fleisch

in wohlfeilerm Preis. Wir können jetzt mit demselben Gelde, wie in der theuern Zeit, bessere Kost haben und viel ersparen. Wenn jetzt Einer für uns Alle kocht, ersparen viele Frauen Zeit, und können auf andere Weise arbeiten und verdienen. Unter dreißig Kesseln und Häfen braucht es zwanzigmal mehr Holz an einem Tage, als unter einem einzigen Kessel für dreißig Haushaltungen. Das begreift ihr; dabei ist Gewinn. Aber wo für viele Menschen zusammen gekocht wird, ist auch an Salz und Schmalz und Zuthat und Geschirr Ersparniß. Lasset uns einen Versuch machen."

So sprach Oswald. Viele wollten; Andere wollten nicht. Oswald ging zum Müller und beredete ihn, die Sparsuppe zu kochen, und dreimal wöchentlich Fleisch dazu, besonders zum Verkauf. Diejenigen, welche dazu einstanden, sagten, wie viel Suppe und Fleisch sie täglich begehrten; es waren ihrer zuerst siebenzehn Haushaltungen.

Nun mußte der Reihe nach jede Haushaltung, eine um die andere, wenn der Tag an sie kam, das Holz zum Kochen, und beim Kochen einen Aufwärter oder Gehülfen geben. Die Müllerin führte beim Kochen die Aufsicht. Alle Tage war Abwechslung in Suppe und Gemüse. Wer kein Geld hatte, konnte seine Portionen mit Mehl, Obst, Gemüs und Erdäpfeln zahlen. Das ward Keinem zu schwer. Nur wer Fleisch nahm, zahlte Geld dafür. — Die Frau Müllerin verstand das Kochen. Die andern Bauernweiber und Mädchen, wenn der Tag an sie kam, da sie helfen mußten, lernten viel dabei, was sie vorher nicht wußten.

So geschah, daß die zusammenstehenden Familien, wozu auch der Schulmeister und der Müller gehörten, besser und nahrhafter aßen, als andere Leute im Dorfe und doch weit wohlfeiler. Alle Tage Suppe und Gemüs dazu, dreimal wöchentlich Fleisch und Braten auf allerlei Art zugerichtet. — Wie dies die Andern sahen, daß es da keine Säutränke oder elende Sparsuppen gab, und daß es noch für kranke Personen und Genesende gesunde Nahrung neben-

bei gab, traten sie auch bei, und Viele, die gar nicht zum Goldmacherbund gehörten. Denn sie merkten bald, daß da viel an Holz, Mühe und Zeit, viel an Speisezuthat erspart und Alles weit wohlfeiler gemacht werden konnte.

Es wurden für die Garküche der Müllerin endlich der Theilhaber zu viel, obgleich sie täglich mehrere Gehülfinnen erhielt. Da legte der Adlerwirth zu seinem Vortheil auch eine solche Küche an. Aber alle, die zum Goldmacherbund gehörten, blieben beim Müller. Sie hatten die verständigsten Hausväter unter sich ausgeschossen, die mußten den Ankauf der Vorräthe und deren Verwendung beaufsichtigen. Denn die Garküche sollte keinem Einzelnen zum Gewinn dienen, sondern Allen zum Vortheil gereichen.

---

16. Wie sich die Wirthshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen.

In der Küche des Adlerwirths ging es anders zu. Er kochte Sausuppen. Davon wollte Keiner essen. So blieben seine Kunden weg, weil sie nicht ihr theures Geld dafür geben wollten. Sie traten unter einander zusammen, und wollten es machen, wie die Leute bei der Müllerin. Aber es ging nicht, weil keine Ordnung war und weil Einer den Andern betrog. Da lachte der Adlerwirth und freute sich, daß es bei Andern nicht besser ging, als bei ihm.

Bei ihm ging es aber doch schlechter als bei Andern, weil er ein hartherziger, schlechter Mann war. Er hatte viel Geld auf böse Weise zusammengescharrt; aber unrecht Gut gedeiht nicht. Wenn in der theuern Zeit Steuern und milde Gaben für die armen Leute nach Goldenthal gekommen waren, damit man Sparsuppen kochen und austheilen könne, hatte er die Gemeindsvorsteher beredet, lieber das baare Geld an die armen Leute auszuzahlen. Dann trat er mit dem Löwenwirth zusammen, und sie

verkauften den armen Leuten Mehl und Brod in ganz ungeheuerm Preise. So kam das Geld alles wieder in ihren eigenen Sack zurück. Wenn Leute im Dorfe von ihrem Heu, Vieh oder liegenden Gütern aus Noth etwas öffentlich an die Steigerung bringen wollten, so trat er mit dem Löwenwirth und andern Vorstehern zusammen, und sie machten Satz mit einander, um alles wohlfeil zu bekommen. Sie boten erst kleine Summen, und legten etwas zu. Dann trat einer nach dem Andern zurück, und bot nicht mehr, weil es zu viel und die Waare zu schlecht sei. So sagte Einer nach dem Andern. Und weil man sie für die verständigsten Männer hielt, getraute sich kein Anderer, mehr zu bieten. So bekamen sie die Sachen wohlfeil. Wenn aber doch ein Anderer klug war und mehr bieten wollte, schreckte man ihn mit Drohworten, zumal wenn ein solcher ihnen schuldig war; und sie sagten: „Hast du Geld genug für so schlechte Waare, und willst du meinen Freund überbieten: so verlange ich, du sollst mir vorher deine Schuld bezahlen.“

So machte es der Adlerwirth. Aber unrecht Gut gedeiht nicht. Er war ein stolzer und zornmüthiger Mann, und hatte beständig Händel und Prozesse vor Gericht. Sogar mit seinen Brüdern und Schwestern hatte er einen Rechtsstreit gehabt, weil er sie in der väterlichen Erbschaft durch Betrug und List bei der Theilung sehr verkürzt hatte. Viele Leute im Dorfe waren von ihm durch das Prozessiren zu Grunde gerichtet worden.

Ueberhaupt war die Streitsucht in Goldenthal eine Hauptursache von der Verarmung des Dorfs gewesen. Denn so lange die Leute noch im Wohlstand waren, wollten sie großthun; wer einen Prozeß zu führen hatte, meinte, er habe etwas Großes und Ehrenvolles, weil Jedermann mit ihm davon sprach. Dann kamen arglistige Advokaten und hetzten noch mehr auf, weil sie gern durch die Dummheit und Prozeßwuth der Bauern Verdienst hatten. Die

prozeßlustigen Leute waren dann so sehr auf ihre Sache erpicht, daß sie tausendmal schworen, lieber Alles daran zu setzen, als nachzugeben. Das gefiel den Advokaten sehr wohl. Da wurden die Prozesse durch allerlei Kunst in die Länge gezogen, Jahr ein Jahr aus; da wurde replizirt, triplizirt, appellirt und den einfältigen Leuten das Geld aus dem Sack herausgeführt, bis der Handel zehnmal mehr gekostet, als er werth war. Wer dann verlor, schimpfte über Parteilichkeit der Richter und sog an den Hungerpfoten. Die Advokaten aber aßen Braten.

Seit Oswald ins Dorf gekommen, hatte er viele Leute vom Prozessiren abgehalten. Denn wenn ihn Einer um Rath befragte, richtete er es immer so ein, daß die Sache in der Güte abgethan wurde. Und er redete und sprach: „Einst fanden zween Hunde, die sich auf einem schmalen Steg über dem Wasser begegneten, ein Stück Fleisch auf dem Brücklein. Und sie geriethen in Streit, wem es gehöre. Ein dritter Hund, der das Fleisch auch gern gehabt hätte, kam dazu und sagte bald diesem, bald jenem ins Ohr: „Gib nicht nach. Es gehört dir von Rechtswegen allein!“ Also fingen die Beiden an, sich zu raufen und zu beißen, bis Beide in der Balgerei hinab ins tiefe Wasser fielen. Dann ging der Dritte gemächlich zum Fleisch und fraß es, und sah zu wie die Andern schwammen. So geht es den streitführenden Parteien in Prozessen.

„Rechthaberei kostet viel Geld, und bringt Spott und Schande nach. Wer einen Prozeß anhebt, hat schon die Hälfte von dem verloren, was er gewinnen will. Boshafte Advokaten sind wie die zwei Schneiden einer Scheere; sie vereinigen sich, um das zu trennen, was man zwischen beide legt. Wenn du am Ende Alles gewinnst, hast du doch mehr verloren, als dir ersetzt werden kann: Zeit und Arbeit, wohl gar an der Gesundheit Schaden genommen durch Verdruß und Aerger, Furcht, Sorge und schlaflose Nächte.“

So sprach Oswald. Der Adlerwirth aber fragte ihn nie, son-

dern hatte fast alle Jahre einen neuen Prozeß. Die vielen Unkosten und Geschenke an Advokaten und Schreiber, die vielen Läufe und Gänge und Reisen brachten ihn nach und nach um das Seinige. Als er nun einen Streit gegen eine benachbarte Gemeinde verlor, den er mit derselben wegen einer alten Eiche geführt hatte, von der er behauptete, sie stände auf seinem Lande und gehöre nicht der Gemeinde, so kam er in große Noth. Denn die Eiche hatte ihn über tausend Gulden gekostet, und er wußte nicht, woher das Geld nehmen, weil er mehr auf Haus und Land schuldig war, als man glaubte. Und da er überall Geld aufnehmen wollte und nichts erhielt, geriethen die in Sorgen, denen er schon schuldig war. Und sie begehrten zurück, was sie ihm geborgt hatten. Also blieb ihm nichts übrig, als all sein Gut den Gläubigern heimzuschlagen. Er mußte Haus und Hof verkaufen. Das war die Folge seiner Prozeßsucht.

Weil er seine Felder schlecht besorgt hatte, gingen sie in mäßigen Preisen ab. Da die Leute nicht mehr häufig ins Wirthshaus gingen, weil sie entweder kein Geld hatten, oder keins versaufen wollten, brachte auch die Wirthshausgerechtigkeit nicht viel ein. Der Käufer des Hauses, als er sah, daß Niemand bei ihm einkehren und Geld verzehren wollte, stellte das Wirthen ganz ein. So blieb nur der Löwenwirth noch Meister; denn die andern Wirthe und Bier= und Weinschenken hatten gar nichts mehr zu verdienen, und die Wirthschaft schon früher aufgegeben.

Einige alte Bauern schüttelten den Kopf und sprachen: „Es ist doch böse Zeit und wir sehen wohl, unser armes Dorf geht gänzlich zu Grunde. Vorzeiten hatten drei Wirthe und noch einige Bier= und Weinschenken bei uns vollauf zu thun; jetzt ist kaum Nahrung für einen einzigen vorhanden! Wohl ist das eine Schande für unser Goldenthal, und ein Beweis, wie schlecht es bei uns steht.“

Oswald aber sprach zu ihnen und sagte: „Mit nichten, ihr guten Leute! sondern nun habe ich Hoffnung, daß es bei uns bald besser gehen werde. Ich bin viel in der Welt umhergereiset, und habe viele Dörfer gesehen. Wo die meisten Wirthshäuser waren, da habe ich immer die meiste Armuth gefunden. Und wo kein Wirthshaus war, als etwa, Reisende zu beherbergen, da sah man einen gewissen Wohlstand in den Häusern. Die Wirthe hängen nicht umsonst in ihre Schilde das Bild eines Raubthieres aus, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Thiere leben von Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen ein goldenes Kreuz aus, weil sie Gold haben wollen, und den Leuten Kreuz und Kummer dafür lassen. Sie hängen einen goldenen Engel aus, aber es ist ein böser Engel, der Rekruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus und Gefängniß.

„Wir haben im Dorfe nur noch ein Wirthshaus, aber nur zu viel daran. Stände es nicht da, ständen die Nachbarshäuser besser. Wer am Wirthstische die Spielkarten nicht braucht, kauft sich eine Bibel und Gotteswort ins Haus. Wer nicht bei den Zechern um theures Geld Kopfweh kauft, freut sich daheim bei Weib und Kind unentgeldlich. Wer dem Wirth kein Geld zahlt, behält es im Sack. Es ist mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flasche Wein, als im Wirthskeller ein ganzes Faß voll zu haben."

So redete Oswald, und die alten Bauern nickten mit dem Kopf, denn sie merkten wohl, er habe nicht Unrecht. Aber der Löwenwirth wollte bersten vor Zorn, zumal, da er hörte, daß Oswald den goldenen Löwen ein Raubthier geheißen hatte. Und er würde dem Oswald gern einen Prozeß angehängt haben, wenn es möglich gewesen wäre. Aber der Schulmeister war klug, nahm sich in Acht und ging dem grimmigen Löwen überall aus dem Wege, und ließ denselben brüllen und schmähen.

17. Vom Blitzstrahle im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer.

Zu dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos blieben, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereuten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange, bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder wie vorhin.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz ins Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus; doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte Niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte, und der alte Herr Pfarrer war vom Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung, und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück Schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können; jetzt ist das verboten. Diese großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück." — So sprachen die Goldenthaler.

Oswald aber sagte: „Wie denket ihr doch in euerm Herzen so thöricht, und sprechet mit euerm Munde so lästerlich. Die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauses gezogen, sondern der metallene Knopf mit der eisernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Wasser oder den Metallen auf der Erde nachzugehen, besonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Mensch erkenne, wie er sich vor der Gewalt des Blitzes verwahren

könne. Denn sobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, ist er unschädlich."

So sprach Oswald, und führte die Bauern auf das Dach des Pfarrhauses. Da sahen sie Alle in dem vergoldeten Knopf kleine eingeschmolzene Löcher, und sahen, wie der Blitz den aufrechtstehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eisendrath, an welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Herrn Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz solch einen eisernen Weg zur Stunde gefunden, war das übrige Haus von ihm verschont worden, und ein kalter Schlag geblieben, wie die Bauern sagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eisenzeug nicht gefunden, wohl leicht ein gar heißer Schlag geworden.

Oswald sprach ferner: „Weil die Kirchthürme hohe Spitzen tragen und viel Eisenwerk im Innern, geschieht es oft, daß der Blitz sie trifft. Und weil daher schon mancher arme Mensch beim Gewitterläuten erschlagen worden ist, hat die hohe Obrigkeit das unnütze und abergläubige Läuten verboten."

So sprach Oswald; und weil er merkte, daß sich seit der Zeit viele Leute vor dem Blitzstrahl mehr als vorher fürchteten, that es ihm leid. Und er sprach: „Angst und Schrecken beim Gewitter sind ein Unglück; das Gewitter selbst ist ein Segen des barmherzigen Gottes für die Länder, deren Lüfte er reinigen und deren Boden er befruchten will. Darum leget euern Kummer ab. Gehet hin, befestiget auf dem Giebel eures Hauses eine eiserne Spitze, eines Schuhes hoch; knüpfet daran einen eisernen Drath, nicht dicker als die Spule einer großen Schreibfeder, der muß über das Dach herab bis zur Erde gehen in eine feuchte Stelle. So habet ihr dem Blitz einen Weg gemacht, auf dem er unschädlich zur Erde fährt, wenn der Drath ein einziges Stück ist von oben bis unten, und ihr ihn sauber haltet von allem Rost und Schmutz.

Ein Blitzableiter ist ein Furchtableiter, und bewahrt zugleich Haus und Dorf gegen ein mögliches Unglück und Feuersbrunst durch den Strahl.“

Also redete der Schulmeister, und setzte auf sein eigenes Haus eine Eisenspitze mit dem daran herabhängenden Drath (denn Elsbeth fürchtete sich stark bei Gewittern). Der Müller hatte dergleichen schon längst in der Stadt gesehen und that es auch. Viele Bauern folgten dem Beispiel nach, denn es kostete nicht viel und half doch zur Beruhigung.

Andere aber nahmen in ihrer Dummheit daran großes Hinderniß und sagten: „Heißt das nicht, unserm Herrgott nach den Augen stechen und ihm Gesetze vorschreiben? Kann er nicht mit seinen Blitzen treffen, wen er will? Werden die vielen Wetterstangen nicht die fruchtbringenden Gewitter verhindern und schlechte Witterung machen?“

Da antwortete der Schulmeister und sprach: „Ihr Thoren, die Wetter Gottes gehen über tausend Spitzen der Bäume des Waldes, wie über kahle Ebenen; und seine Blitze befruchten den Erdboden, sie mögen in den Wipfel der Eiche oder in Eisenstäbe, oder in See'n, Flüsse und Meere fallen. Aber der Herr gab uns Einsicht, auf daß wir uns bewahren sollen vor dem Schaden, den die herrlichste Sache am unrechten Ort stiftet. Das Feuer ist mit Licht und Wärme wohl ein herrliches Ding, aber nicht wenn das Haus brennt. Darum gab uns Gott das Wasser zum Löschen des Feuers. Brauchet ihr nun das Wasser zum Löschen des Feuers, warum traget ihr Bedenken, das Eisen zum Löschen des Blitzes zu gebrauchen? Es ist kein Uebel in der Welt, Gott hat uns dagegen ein Mittel gegeben. Aber der Mensch soll es erkennen und mit Dank empfangen. Wer nun in blinder Verstocktheit das Mittel verschmäht, ist ein Verächter von Gottes theuersten Gaben, und leidet gerechte Strafe, es sei, daß sein Haus verbrenne von der

Flamme des Feuers, oder daß sein Haupt vom Blitzstrahl getroffen werde.

Viele glaubten an diese verständigen Reden. Andere aber, die Blöden und Hochmüthigen, verachteten solche Worte in ihrem Herzen, und wollten nicht zugeben, daß es der Schulmeister besser verstehe, als sie; denn sie schämten sich dumm zu sein, und wollten ihrer Unverständigkeit das Ansehen der Klugheit verleihen.

Die Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers blieb nicht lange unbesetzt. Der neu erwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, kam ins Dorf.

„Ei!" riefen einige Bauern: „was soll uns dieser Knabe? Wenn die Regierung keinen Glauben mehr hat, so soll sie uns doch bei unserm Glauben lassen, und einen würdigen Mann schicken, der Jahre und Erfahrung hat." Andere sprachen: „Der Herr Pfarrer ist auch einer von der neuen Mode. Gott sei es geklagt. Wenn er predigt, spricht er so wie unsereins, und man kann wahrhaftig alles begreifen und behalten. Das taugt nichts. Er ist nicht gelehrt genug und sollte mehr lernen. Da muß man den alten Herrn Pfarrer selig in Ehren halten. Das war ein ganz anderer Mann! Der predigte so schön und gründlich gelehrt, daß ihn unsereins nur nicht verstand, und wenn er anderthalb Stunden auf der Kanzel war. Der wußte unsereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Pein anfing und von Buße und Glaubeu, und wenn er das ganze Sündenregister hersagte. Zumal im Winter, wenn er in der Kirche fror, daß man hätte Ach und Weh schreien mögen, dann machte er's am längsten!" — Wieder Andere sagten: „Ja, der alte Herr selig, das war ein Mann! Wenn er auf der Kanzel stand oder beim Altar, da war doch von seiner großen, breiten Gestalt etwas zu sehen. Der neue Herr Pfarrer ist viel zu schmal, und dünn wie ein Zwirnfaden. Ja, und wenn der alte Herr selig einmal

eifern wollte, hörte man ihn weit übers Dorf hinaus richtig beim Vieh auf der Almende; und den Leuten, wenn sie aus der Kirche kamen, klangen die Ohren zwei Stunden hernach. Der hatte eine Stimme! Aber der neue Herr Pfarrer spricht so, als wäre er bei uns in der Stube."

So urtheilten die Leute zu Goldenthal, doch auch nicht alle.

---

18. Noch etwas von dem neuen Pfarrer.

Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl ein, daß der Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Mann war, ungeachtet seiner Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem zu Muthe, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll Ernstes; er war demüthig, und flößte doch in seiner Demuth große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zürnte nie, und war immerdar voll Sanftmuth und Geduld; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den Verirrten zurechtwies.

Als er in Goldenthal angekommen war, besuchte er alle Familien im Dorfe und machte sich mit allen bekannt. Nachher verging kein Tag, daß er nicht bald in dieses, bald in jenes Haus ging. Er verstand da die rechte Kunst, Vertrauen zu erwecken. Immer wußte er guten Rath zu geben, immer die Bekümmerten zu trösten, das Herz der Frechen zu bewegen und zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften. Gleichwie Christus der Herr, ward auch er bei armen Leuten gesehen, oder bei denen, die im schlechtesten Ruf standen und wegen der Ruchlosigkeit ihres Herzens bekannt waren.

Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es ein wunderbares Wesen. Denn Jeder glaubte, der Herr Pfarrer

rede und predige nur zu ihm allein. Jeder hörte gleichsam da die Geschichte seines eigenen Herzens, das Geheimniß seiner eigenen Fehler, und die wahren Ursachen, wie man zu denselben gekommen und von Gott abgefallen sei, und die Art und Weise, wie man wieder zum himmlischen Vater zurückkehren müsse. Und dabei wies er immer auf Jesum Christum und die Heiligen Gottes, als die Vorbilder des Wandels zu Gott. Das erweckte dann in jedem Zuhörer großes Nachdenken, weil Jeglicher meinte, es sei nur von ihm die Rede. Und man vergaß die Jugend des Lehrers, und seine zarte Gestalt, und die Mildigkeit seiner Stimme. Denn seine Worte waren Himmelsworte, die da an das Herz drangen mit Süßigkeit und Entsetzen.

Als der Herr Pfarrer zum ersten Male die Schule des Dorfes besuchte, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, machte die Reinlichkeit, Stille und Ordnung der Kinder, wie sie kamen, ihm große Freude. Wie nun aber Oswald auf die Knie fiel und die ganze Schule niedersank zum Gebet, rührte ihn der schöne Anblick der betenden Jugend. Und er kniete und beugte sich vor Gott, und die hellen Thränen flossen bei Oswalds Gebet von seinen Augen. Und er blieb liegen, als Oswald geendet hatte, und streckte die gefalteten Hände zum Himmel und sprach: „Mein Vater im Himmel, höre auch mein Gebet und Seufzen! Bleibe mit deiner Gnade gegenwärtig diesen unschuldsvollen Kindern, daß sie sich nie von dir verlieren; bleibe, bis es bei ihnen Abend wird, und du sie aus der Welt voll Prüfungen hinwegrufst an dein Vaterherz. Dann, o dann, Barmherziger! vergib um Jesu willen auch mir meine Sünden, daß ich knien darf mit diesen verklärten Engeln um deinen Thron, und drüben keiner fehle von uns. Und segne den Lehrer dieser frommen Jugend, segne sein Wort und Werk, daß er mächtig bleibe durch deine Macht, dein Reich herrlich zu erweitern!“

So sprach er; dann stand er auf und sagte zu den Kindern: „Liebe Kindlein, betet fleißig für diesen euern Lehrer, daß ihn Gott euch erhalte; denn wahrlich, dieser Mann ist euer Vater, und ohne ihn wäret ihr trostlose, verlassene arme Waisen!“ — Dies und anderes Schöne redete er; und die Knaben und Mägdlein schluchzten laut, und hatten nun den Schulmeister noch viel lieber, als sonst, denn sie bedachten, er könne ihnen einst sterben. Und viele falteten die Hände, und sahen still und stumm mit betenden Augen durch die fallenden Thränen gen Himmel!

Und als endlich die Morgenschule vollendet war, ging der Herr Pfarrer zum Schulmeister und umarmte ihn vor allen Kindern und drückte ihn an sein Herz und sprach: „O du frommer und gerechter Mann, du säest Saaten, die dir herrlich in der Ewigkeit aufblühen; lehre mich deinem Beispiele nachfolgen, denn du hast vieles gethan und ich noch so wenig. Und wenn ich je den Muth verlieren sollte, will ich herkommen und mich zu den Kindern setzen, und will werden wie sie, hoffend, glaubend, liebend, und mich durch den Anblick deines Beispiels und deiner Beharrlichkeit stärken.“

Das war ein rechter Feiertag für alle Kinder im Dorfe gewesen. Sie hatten zwar den Oswald und die Elsbeth schon vorher lieb gehabt von Herzen. Nun sie aber gesehen hatten, wie große Ehrfurcht selbst der Herr Pfarrer ihren Lehrern bewies, betrachteten sie Oswalden und Elsbethen recht wie höhere Wesen, und in ihre Liebe mischte sich eine wunderbare Hochachtung.

Pfarrer Roderich war kein halbes Jahr im Dorfe, so war er schon der rechte Hausfreund und Rathgeber der meisten Familien. Von ihm kam allezeit die beste Meinung, der beste Trost. Die Mühseligen und Beladenen fanden bei ihm Erquickung. In den Hütten sprach er als ein irdischer Freund. Sonntags aber ward den Leuten immer zu Muth, als sei der liebe, heilige Mann gestorben, und er rede in der Kirche als ein Verklärter, der aus den Him-

meln gekommen oben herab, und wolle sie nachziehen in das Ewig-lich-Schöne.

Und er that den Armen viel Gutes; man wußte es nur kaum, so bescheiden that er das Gute. Und wo Kranke waren, fehlte er nicht. Er hatte in seinem Hause eine kleine Apotheke von einfachen Hausmitteln. Daraus half er oft. Er las gern die Schriften der Aerzte, und wußte vieles zu heilen, ohne große Kunst. So ward er nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein leiblicher Arzt der Seinen. Das brachte ihm großes Vertrauen und vielen Gehorsam. Also that er, wie Christus der Herr und seine Jünger, und heilete die Kranken und predigte das Reich Gottes.

Und so geschah, daß er die unwissenden Leute von allerlei abergläubigen, sympathetischen und oft grundschädlichen Mitteln in Krankheiten abgewöhnte. Sie liefen nicht mehr zu den Kapuzinern um geweihte Zettel, nicht mehr zu den Henkern, Scharfrichtern, Wasserbeschauern und Quacksalbern. Denn er forderte für seine Mühe und Arznei kein Geld, und half doch besser, als zwei Pfuscher. Wenn aber eine Krankheit zu wichtig und schwer ward, mußten die Leute sogleich auf seinen Rath zu einem erfahrenen und gelehrten Doktor in die Stadt senden. Anfänglich sträubten sich zwar viele dagegen und hatten mehr Zutrauen zu einem alten Weibe oder einem verschmitzten Harngucker, als zu einem rechtschaffenen Mann, der die Arzneikunst gründlich erlernt hatte; oder sie liefen von einem Doktor zum andern, wenn die Arznei von dem einen nicht jählings half, und gebrauchten allerlei Mittel durch einander, daß das Uebel immer schlimmer werden mußte. Der Herr Pfarrer aber wußte die Leute bald auf andern Sinn zu bringen, denn er mußte es wohl besser verstehen, da er selber im Heilen Erfahrung hatte. Das brachte ihm Vertrauen und Gehorsam.

Er wußte auch sonst noch viele Dinge, die man bei ihm nicht

vermuthete. Er war ein geschickter Bienenvater, und wußte die Bienen aufs beste zu pflegen, vor Unfall zu hüten und ihnen gesunde Nahrung zu bereiten, wenn es daran fehlen wollte. Er hatte seine Bienenstöcke aber nicht lange bei sich, sondern verschenkte sie an die ärmsten Haushaltungen, und lehrte diese, wie sie die nützlichen Thiere besorgen mußten. Nur behielt er sich vor, wenn es neue Schwärme gab, sie aufzufangen und denen zu geben, die noch keine besaßen, bis fast alle Familien mit Bienen versehen waren. Und weil er die Sache meisterlich verstand, gedieh sie bei Allen. Da ward viel Honig und Wachs zur Stadt getragen und schönes Geld dafür heimgenommen. Und mit der Zeit ist Goldenthal im ganzen Lande berühmt geworden durch seinen Bienenstand, also daß aus entlegenen Ortschaften die Käufer kamen, und den Preis des Wachses und Honigs im Dorfe steigerten, weil jeder den Goldenthaler Honig pries. Und sie hatten Heerden, für die sie kein Land und Futter gebrauchten, sondern die auf ihren zarten Flügeln über Felder und Wälder schwärmten und ihren Besitzern Gold ins Haus trugen.

Und wie der Herr Pfarrer diese und andere löbliche Einrichtungen in den Häusern machte, so machte er auch dergleichen in der Kirche. Hier aber hielt es fast schwer, besonders bei den alten Leuten, die sehr hartnäckig am Alten hingen. Wenn die Gemeinde in der Kirche sang, war es ein gewaltiges Durcheinanderschreien, ohne Lieblichkeit und Wohllaut. Jeder schrie aus Leibeskräften um die Wette mit dem Nachbar, als sollten die Fenster springen und die Gewölbe des Tempels zerbersten. Die Leute wurden dabei zuweilen von der Anstrengung kirschbraun im Gesicht.

Schon Oswald hatte gegen dieses andachtlose Zetergeschrei viel geredet; aber er redete in den Wind und hatte das Ansehen nicht. Darum ließ er die ältern Leute gehen, und hielt es mit den jüngern und Kindern. Die lehrte er feinen, lieblichen Gesang, vier-

stimmig, daß es recht erbaulich und rührend anzuhören war. Die Bauern und ihre Weiber hörten recht gern zu; doch sie meinten, das sei wohl gut in der Schule, aber nicht in der Kirche, und ließen es beim alten Geschrei bewenden.

Da griff es der Herr Pfarrer anders an. Ob er gleich die alten Lieder in Ehren hielt, theilte er doch, als Anhang zu den alten Liedern, in den Haushaltungen ein kleines Büchlein mit; das enthielt allerlei schöne Gebete in Versen für solche Fälle, die in den alten Liedern fehlen mochten. Und dies Büchlein war dasselbe, was die Kinder schon längst in der Schule gehabt und gesungen hatten. Das war den Alten schon recht, denn es kostete sie nichts.

Nachdem manche Woche und mancher Monat vergangen war, hielt eines Sonntags der Herr Pfarrer eine bewegliche Predigt über den Nutzen der Feierlichkeit beim öffentlichen Gottesdienst. Und er sprach von König Davids heiligem Harfenspiel und vom Halleluja der Engel am Throne Gottes. Und jeder Bauer verspürte, daß er bisher nicht mit gehöriger Andacht gesungen habe, wie die Engel Gottes singen. Dann sagte der Herr Pfarrer zuletzt: „Der Heiland hat gesprochen: lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Also wollen wir auch unsern Söhnen und Töchtern nicht wehren, zum Heiland zu kommen. Und alle Sonntage sollen sie zuerst, ehe wir singen, einen Satz aus dem Anhang singen zu unserer Herzenserweckung; künftigen Sonntag das erste Mal."

So sprach er. Und am nächsten Sonntage war die Kirche gedrängt voll; und an den schwarzen Tafeln der Kirchthüren stand erst ein Vers aus dem Anhang, dann ein altes Lied angezeichnet. Die Leute hatten von selbst das Anhangbüchlein mitgebracht. Und es scholl der Gesang der Jugend wie sanfter Engelgesang durch die Kirchengewölbe. Es wurden vielen Leuten vor Rührung die

Augen feucht, die Herzen warm. Manche von den Alten sumseten leise und heimlich das schöne Lied nach. Dann ward von der ganzen Gemeinde das alte Lied gesungen. Der Herr Pfarrer sprach aber zuvor: „Ihr Männer, lieben Brüder, und ihr christlichen Frauen, vergesset nicht, daß unser Gott allgegenwärtig ist, und er euch höret, ob ihr gleich vor ihm sanft singet, wie Harfen Davids.“ So sprach er. Die Gemeinde sang, und so sanft, daß man die schönen vierstimmigen Töne der jungen Leute hell und deutlich dazwischen hörte. Das klang wunderlieblich. Und wenn ein altes Weib einmal allzulaut hineinkreischte, stieß sie der Nachbar an, sie solle die Andacht nicht stören.

So ging es manchen Sonntag. Und jeden Sonntag mischten mehrere von den Alten ihre Stimmen zu dem Gesang der Jugend, denn er gefiel ihnen wohl. Zuletzt sang die gesammte Gemeinde leise mit, sogar der Herr Pfarrer. Oft geschah, daß man bloß aus dem Anhang singen mußte.

Wenn Fremde aus der Stadt oder aus benachbarten Dörfern einmal von Ungefähr in die Goldenthaler Kirche kamen und dem Gottesdienst beiwohnten, ward ihnen wundersam zu Muth. Und sie waren andächtiger hier, als anderswo. Und im ganzen Lande redeten sie davon.

---

19. Glück führt oft zur Unglücks-Schwelle, Unglück oft zur Glückes-Quelle.

In denselben Tagen aber begab sich ein großes Unglück im benachbarten Dorfe Ferkelhausen, wo am hellen Tage eine Feuersbrunst ausbrach, während die Leute dort auf dem Felde gearbeitet hatten. Zwar aus Goldenthal, wie aus andern naheliegenden Ortschaften, war man sogleich zur Hülfe dahin geeilt. Allein binnen wenigen Stunden lagen sechs Wohnhäuser von den Flammen in

Schutt und Asche verwandelt, und einige Stücke Viehs blieben in den Ställen lebendig verbrannt. Solches Unheil war durch Unvorsichtigkeit von Kindern gestiftet worden, die in einem der Häuser zurückgelassen worden waren, als sich die Erwachsenen zur Arbeit auf ihre Aecker und Wiesen begeben hatten. Die Kinder hatten in der Küche mit der Kohlenglut auf dem Herde gespielt. — Ein Unglück kömmt selten allein, sagt man. Und diesmal war's der Fall.

Als Abends die Goldenthaler vom Löschen heimkamen, sahen sie vor der Hausthür des Adlerwirthes Kreidenmann einen Haufen Weiber, Knechte, Mägde versammelt. Einige trockneten sich die Thränen vom Auge, Andere seufzten mitleidig; Alle standen ernst und niedergeschlagen da. Aus dem Hause aber erschollen Stimmen lauten Jammers und Wehklagens. Denn das jüngste vierjährige Töchterlein hatte auf entsetzliche Weise sein junges Leben eingebüßt. Es war hinter dem Hause, beim Stalle, in die Mistjauche gefallen, und elendiglich in der stinkenden Pfütze ertrunken. Jedermann hatte das Kind lieb gehabt, denn es war artig und hübsch, wie ein kleiner Engel, gewesen. Darum sah man überall so großes Herzeleid.

Als Herr Pfarrer Roderich zwei Tage nachher beim Begräbniß des Mägdleins rührende Worte des Trostes gesprochen hatte, begab er sich zu seinem Freunde Oswald und sagte: „Lieber Freund, gute Worte sind allerdings löblich; aber gute Thaten viel löblicher. Es ist besser, Unglück verhüten, als darüber trösten. Es ist unverantwortlich, daß Leute zur Feldarbeit gehen und ihre unmündigen Kleinen ohne Aufsicht zu Hause sich selbst überlassen! Es ist unverantwortlich, weil unverständig, gegen alle Aelternpflichten gesündigt, und gefahrvoll für sie selbst und Andre. Warum richtet man bei uns kein Bewahrhaus der Unmündigen ein, keine sogenannte Kleinkinderschule, wie man in vielen Städten und Ortschaften hat? Das ist ja gar nicht kostspielig; erspart den Ael-

tern Angst und Sorge, wenn sie, um Geld zu verdienen, vom Hause sich entfernen müssen, und beugt manchem Jammer und Elend vor."

Oswald schüttelte den Kopf. Er gestand, er habe von dergleichen Bewahrhäusern, oder Kleinkinderschulen nie gehört, noch weniger solche gesehen. Dessen verwunderte sich der Herr Pfarrer sehr. Er ertheilte ihm darüber Auskunft und sagte: man gebe die Kinder, welche noch nicht alt genug wären die Schulen zu besuchen, der Aufsicht einer verständigen Frau. Diese hüte und besorge die Kleinen den ganzen Tag über, während die Aeltern außer Hauses in der Arbeit wären; spiele mit ihnen in der Stube, oder, bei gutem Wetter, im Freien; gewöhne sie zur Reinlichkeit und zum Gehorsam; lehre sie im Spielen mancherlei Nützliches; und gebe ihnen zu essen, was man Morgens für sie geschickt hätte.

Es hörte Oswald die Worte des Pfarrers mit großer Aufmerksamkeit; schüttelte dann aber mit bedenklicher Miene den Kopf, und sprach: „Die Bauern hier zu Lande sind noch etwas rohes Volk. Viele Aeltern sind gewissenlose Menschen, die sich um ihre Schweine, Ziegen und Kühe weit mehr, als um ihre eignen armen Kinder bekümmern. Ich fürchte, sie würden, wenn sie ihre Kleinen anderswo aufgehoben wissen, ihre Aelternpflicht noch mehr vergessen lernen! — Dann aber, glaub' ich auch, taugt es nicht, daß man die kleinen Geschöpfe, ehe sie das sechste Jahr zurückgelegt haben, schon zum Lernen anhalte. Es ist zu früh. Man muß, in so zartem Alter, vor allen Dingen nur für Pflege ihrer Gesundheit, und für Stärkung ihrer schwachen Kräfte Sorge tragen."

Der Herr Pfarrer konnte diesen Einwürfen des vorsichtigen Gemeinde-Vorstehers nicht ganz unrecht geben; doch that er die Gegenfrage: Ob sich denn die Aeltern von ihrem Pflichtgefühl und ihren Kindern wohl mehr entwöhnten, wenn sie diese, statt ohne alle Aufsicht, den ganzen Tag unter guter Obhut und Auf-

sicht ließen? Und, fügte er hinzu: auch ist keine Rede davon, daß die jungen Geschöpfe dort schon Lesen, Schreiben, Rechnen lernen, oder was sonst in der Schule gelehrt wird; sondern sie sollen beim Spielen nur allerlei Dinge erfahren, nennen und kennen lernen, die auch ihrer zarten Jugend nützlich sind, und neben Uebung ihrer geringen Leibeskräfte auch zur Vorübung ihrer Verstandeskräfte dienen können. Dazu führte der würdige Pfarrer manche Beispiele aus Bewahrhäusern an, die er selber gesehen, und bewies die Wohlthat solcher Anstalten so sonnenklar und deutlich, daß Oswald ihm endlich ganz überzeugt Hand und Wort darauf gab, der Plan müsse ausgeführt werden.

Und von Stund' an überlegte und sann Oswald, wie die Sache am besten anzustellen sei? Er besprach sich mit dem braven Schullehrer Johannes Heiter, der neulich geheirathet hatte, und dessen junge Frau geneigt schien, unter Elsbeths und ihres Mannes Rath und Beistand, die Aufsicht zu übernehmen. Er sprach mit dem Adlerwirth Kreidemann, der in seinem Hause einen großen Saal besaß, welcher allsonntäglich sonst mit Trinkern und Karten- und Würfelspielern gefüllt war, jetzt aber leer stand; dazu befand sich auch hinter dessen Hause ein geräumiger Baumgarten, der zum Tummelplatz für Kinder dienen konnte. Er sprach mit den Beisitzern des Gemeinderaths; mit den zweiunddreißig geheimen Bundesgenossen, und vielen Andern im Dorfe. Er nicht allein, sondern überall war ihm auch der thätige Seelsorger in der Gemeinde mit Rath und That und Zuspruch zur Hülfe.

Nachdem nun Alles und Jedes bedächtig eingeleitet und vorbereitet war, trat Oswald an einem Sonntag-Nachmittag vor der versammelten Gemeinde auf, redete und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, vor wenigen Wochen haben die Rauchsäulen und Feuerflammen von Ferkelhausen uns schreckhaft gewarnt, junge Kinder, welche noch nicht zur Schule geschickt werden können,

tagelang ohne Beaufsichtigung zu lassen. Gedenket des gräßlichen Todes, welchen das Töchterlein eines unserer Mitbürger sterben mußte, als es im unbedeckten Jauchebehälter ertrank! Viele andere ähnliche Unglücksfälle könnten angeführt werden und können wohl gar Euch selbst noch bevorstehen. Ich habe gelesen, wie eine Frau, die, um einige Stunden außer dem Hause zu arbeiten, ihr zweijähriges Kind in der Wiege festband, und in Koth und Unflath liegen und schreien ließ, bis es einschlief. Als aber die Rabenmutter zurückkam, stürzte ihr durch die Stubenthür des Nachbars Schwein entgegen. Sie fand die Wiege blutig; das arme Kind todt darin, und halb aufgefressen.

„Deshalb laßt uns thun, um ähnliches Unglück zu vermeiden, wie anderer Orten geschieht. Da schicken die Leute, welche bei ihren Geschäften im Hause, oder im Felde, oder in den Fabriken nicht selber auf die Kinder Acht haben können, dieselben zu einer verständigen Person im Dorfe. Die gibt ihnen die Nahrung, welche von den Aeltern mitgeschickt worden ist. Die hütet und bewacht die unruhigen Kleinen; hegt und pflegt sie, spielt mit ihnen, und hält sie säuberlich bis der Abend kömmt.“

Oswald schilderte das Alles ausführlich, also, daß der Vorschlag Vielen einleuchtete. Besonders waren sämmtliche Bauern in dem Punkt wohl zufrieden damit, daß es ihnen gar nichts kosten solle, außer was sie den Kindern jeden Tag zum Essen mitgeben würden. Denn der Adlerwirth sei bereit, um billigen Zins seinen großen Saal und den Baumgarten herzuleihen; und die junge Frau des Schulmeisters Heiter willig, um mäßigen Lohn die Aufsicht zu übernehmen. Zins und Lohn werde aus der Gemeindekasse, und Beiträgen einiger hablichen Leute bestritten werden. Man solle es doch nur wenigstens auf einen Versuch ankommen lassen.

Auch der Herr Pfarrer sprach dann sein lehrreiches und frommes Wort dazu: daß man die Kindlein, mit welchen Gott die

Aeltern gesegnet und erfreut habe, nicht schon von der Wiege an, wie unvernünftige Thiere, in Koth und Unflath solle verwildern, sondern frühzeitig an Zucht und Gehorsam, Liebe und Gottesfurcht gewöhnen lassen. Darum habe schon Christus der Herr gerufen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Nach diesen Reden, zu denen auch einige andere verständige Männer ihren Beifall vernehmen ließen, und sagten, man läßt ja Pferde, Ochsen und Schafe hüten, daß sie nicht Schaden nehmen und Schaden stiften: warum denn nicht unsre armen lieben Kinder? willigten die Versammelten in den Vorschlag ein; doch blieb jedem überlassen, wer Lust dazu habe, sich, für seine Kleinen, beim Schulmeister Heiter zu melden und einschreiben zu lassen.

In den ersten Wochen war die Anzahl der Unmündigen gering, welche man dieser neuen Anstalt anvertraute. Allein das Beispiel der Einen zog bald die Andern nach, zumal da selbst bemittelte Haushaltungen keinen Anstand nahmen, ihre Allerjüngsten dahin zu geben. Frau Heiter war sogar endlich genöthigt, Gehülfinnen anzunehmen, die sich freiwillig dazu erboten und abwechselnd Beistand leisteten. Auch Elsbeth und Oswald zeigten sich dabei sehr thätig, bis Alles im rechten Gang war; nicht minder der gute Pfarrer und mancher rechtschaffene Hausvater im Dorfe. Anfangs liefen viele Mütter neugierig dahin, das fröhliche Leben in der Bewahrschule zu schauen, und sie konnten die artige Einrichtung nicht laut genug loben und rühmen.

Aber es war recht lustig, das muntre Getümmel und Treiben der Heerde von Kindern zu sehen; wie die Einen mit einander spielten, die Andern beisammen plauderten; Andre umherhüpften und tanzten; Andre zankten; Andre schliefen; Andre aßen; Andre um die Aufseherin standen, kleine Geschichten zu hören, die sie ganz kindlich erzählte.

Gab dann die junge Frau Heiter mit einem Glöckchen das

Zeichen, ward Alles still. Mädchen und Bübchen nahmen durch einander auf niedrigen, langen Bänken ihren Sitz. Dann zeigte ihnen ein Lehrer, oder die Lehrerin, allerlei Dinge vor, einen Vogel im Käfig, ein Kleidungsstück, eine Kugel, einen Degen, eine Feldfrucht und dergleichen, und fragte um den Namen solcher Dinge, oder sprach den Namen vor, und alle sprachen ihn nach. So lernten sie vielerlei Sachen kennen und nennen; das heißt, sie lernten reden. Auch hörten sie gern, wozu man dies und das gebrauche, wozu es nützen oder schaden könne, und wovon es verfertigt sei.

Recht erbaulich war es zum Beispiel mit anzuhören, wenn sich, während die Kleinern Spiele machten, die Größern um die Lehrerin stellten; diese dann einen Bogen Papier in die Höhe hielt, und fragte: wo das Papier wachse? und Alle gar altklug über die Frage lachten und riefen: „Nein, Papier wächst nicht auf den Aeckern; es wird von Menschen gemacht." Dann aber ward ein Lumpen von Linnenzeug vorgewiesen und erzählt, wie daraus auf der Papiermühle Papier bereitet werde; dann wie Flachs und Hanf auf den Aeckern wachse, gebrecht, gehechelt, gesponnen und zu Leinwand gewoben, und wenn diese verbraucht wäre, zu Papier benutzt würde. Das unterhielt und belustigte die wißbegierigen Kleinen sehr; sie bekamen dabei noch allerlei zu sehen, wie Samen, Pflanze, Flachs, Zwirn u. s. w.

War's Wetter irgend leidlich, trieb sich die jugendliche Horde lärmend, schwärmend, singend, springend im Garten umher, oder ward in Reih' und Glied aufgestellt, Soldaten zu spielen. Die Schulmeisterin ward General; machte Hauptleute aus denen, die schon bis 10 und 20 abzählen und anführen konnten; ließ sie marschiren, links und rechts schwenken, und mit ihren einzelnen Reihen bald ein Dreieck, bald in Viereck, bald einen Kreis u. s. w. bilden. Das gab immer Jubel; und immer neuen Wechsel der Spiele.

Niemand war dabei besser mit Rath und That zur Hand, als der würdige Pfarrer.

Seitdem ist in Goldenthal allezeit eine Bewahrschule der unmündigen Kleinen beibehalten worden. Schon nach Jahr und Tag gaben die Aeltern gern einen geringen Beitrag zum Wochenlohn der Lehrerinnen, oder Abwärterinnen. In Ferkelhausen und andern benachbarten Dörfern folgte man dem Vorgang der Goldenthaler bald nach; denn man sah, wie dort die Kinder, auch die ärmsten, viel reinlicher, gehorsamer, gesünder und verständiger wurden, als anderswo.

So mußte das Unglück einer Feuersbrunst und eines ertrunkenen Mägdleins, zum großen Glück und Segen vieler Haushaltungen gereichen.

---

20. Was man von den Goldenthalern im Lande redet.

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern gab es über die Goldenthaler mancherlei Gespräch. Diese Leute hatten bisher immer Lumpen geheißen, waren als Saufbrüder bekannt, als lüderliche Vögel, als Schuldenmacher, denen man keinen Heller anvertrauen mochte. Nun war es gar sonderbar, daß es bei ihnen im Dorfe gar nicht aussah, wie bei armen Leuten. Ihre Häuser waren saüber und reinlich; eben so Alles in schönster Ordnung auf der Gasse, hinter den Häusern und in den Gärten. Es war bei ihnen artiger, als in den reichsten Dörfern. Man sah im Sommer die Männer, Weiber und Kinder schon früh Morgens auf den Feldern. Da trugen und streuten die Einen den Dünger, Andere jäteten Unkraut aus. Immer hatten diese Leute etwas zu thun. Und es war eine Lust, sie arbeiten zu sehen. Es ging ihnen alles gar geläufig von der Hand. Brauchte man in der Stadt

Taglöhner, so fragte man am liebsten nach Goldenthalern. Gingen die Bürgerfrauen zum Einkauf auf den Markt, so gingen sie am liebsten zu den Goldenthalerinnen. Denn diese waren immer sehr nett, in frischen weißen Hemden, und reinlichen Kleidern und saubern Händen, daß sie rechte Lust machten, von ihrem Gemüs, ihrem Gespinnst und andern Waaren zu kaufen.

Die Goldenthaler waren arm, das wußte man wohl. Aber sie verzinseten jedesmal ihre Schulden richtig auf den Tag. Und was gar außerordentlich war, sie hatten in der Stadt kleine Geldsummen an Zins ausgethan. Das brachte den Leuten Kredit und Glauben. Wenn der Pfarrer Roderich und der Schulmeister Oswald für einen Goldenthaler gutsprachen, lieh man lieber einem solchen, als einem aus andern Gemeinden. Und man lieh das Kapital lieber um einen sehr mäßigen Zins aus, weil man vorher wußte, daß es sicher stehe und richtig verzinset werde. Das schaffte den Goldenthalern gar ansehnliche Vortheile. Denn sie kündigten ihre Kapitalien ab, wo sie große Zinsen zu bezahlen hatten, und nahmen da Geld auf, wo sie es in niedrigerem Zins erhielten.

Man urtheilte allerlei über das Dorf. Man sagte wohl, es sei da ein braver Pfarrer, ein sehr verständiger Schulmeister. Allein Vielen war doch die Sache ein Räthsel. Denn ein Pfarrer und Schulmeister können doch auch nicht Alles; und jeder Pfarrer im Lande glaubte so klug zu sein, oder auch noch klüger, als die Beiden in Goldenthal waren. Das machte viel Kopfbrechens. Die Bauern in der Gegend sagten geradezu, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu. Man hatte etwas vom Oswald gehört, und er könne Gold machen, und lehre es in seinem Dorfe Den und Diesen. Und man neckte und höhnte die Goldenthaler damit, sie könnten Gold machen.

In der That war es auffallend, daß die Goldenthaler Dinge

zu Markte brachten, man wußte nicht, woher sie Alles hatten. Ihr Gemüse, ihr Obst, ihr Flachs, ihr Hanf, ihr Getreide, Alles war gut. Die Kinder handelten sogar mit den schönsten Blumen und brachten solche in die Stadt. Honigwaben, ausgelassenen Honig und Wachs hatten sie mehr, als weit umher alle übrigen Dörfer zusammen. Man wußte sehr gut, sie besaßen keine ansehnliche Viehheerden, viele Haushaltungen hatten etwa jede ein Paar Kühe und ein Paar Ziegen. Demungeachtet brachten arme Leute, die bloß eine Kuh hatten, zentnerschwere Käse und große Ballen der reinsten Butter zum Verkauf. Es war ganz unbegreiflich, wie eine Kuh so viele Butter und Käse liefern konnte. Ebenso hatten die Goldenthaler jederzeit im Herbst die feinsten Obstsorten, schmackhafte Aepfel und Birnen, wie Niemand anders. Woher kam das so plötzlich in wenigen Jahren?

Die Goldenthaler mußten oft selbst bei sich lachen, wenn man ihr Dorf im Scherz das Goldmacherdorf nannte. Denn der Oswald verstand sich auf die Obstbäume, und wo er in den Gärten der vornehmen Herren in der Stadt gute, feine Obstarten wußte, ging er und bat um Zweige. Dann hatte er seine jungen Leute an der Hand, die von ihm das Pfropfen, Zweien und Aeugeln gelernt hatten. Recht wie ein Gärtner gingen sie damit um. Sie hatten wirklich besondere Messer dazu. Nun wollte der Nachbar links und der Nachbar rechts in seinem Garten und auf seinem Felde bessere Frucht vom Baum. Da ward nun okulirt und gepfropft nach Herzenslust. Manche Bauern hatten sich junge Wildlinge aus den Wäldern geholt und veredelt. Andere hatten aus Samen Bäume gezogen und Baumschulen angelegt. Jeder wollte es besser machen und besser haben, als der Andere. Im Eifer wurde die Sache oft von Manchem übertrieben.

Nun konnte man sich's in der Stadt wohl erklären, wie die Goldenthaler von Jahr zu Jahr immer schöneres und immer mehr

Obst hatten, woraus sie bei gutem Jahrgang so viel Geld löseten. Das war kein Herenstreich. Aber keine große Viehheerden haben, und doch viel Käse und Butter machen, das war allerdings ein Kunststück!

Das Kunststück hatte Oswald aber, während seines Kriegslebens, irgendwo in einem Dorfe gesehen und gelernt, und mit sich nach Goldenthal gebracht. Es war gar artig. Die Leute wollten anfangs gar nicht daran; hintennach aber wußten sie ihm großen Dank. Er machte es nämlich so:

Er ging herum mit seinen Verbündeten, die Kühe hatten, und sagte: „Ihr habet von euern Kühen schlechten Nutzen. Man muß von einer Kuh jährlich wenigstens fünfzig bis hundert Gulden baares Geld lösen. Wollet ihr mit mir einstehen, so will ich's machen. Werbet dazu noch Andere an, die Kühe haben. Es gehören wenigstens vierzig bis fünfzig Kühe zusammen; dann geht's."

Als nun die vierzig bis fünfzig Kühe gefunden waren, sagte er: „Nun geht's!" Er kannte einen geschickten, rechtschaffenen Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister verstand. Dem versprach er zweihundert Gulden Jahrlohn; dafür mußte sich derselbe aber Kerzenlicht, Tücher und Waschlumpen selbst anschaffen, so zum Käsemachen und Reinhalten der Gefäße und der Waare nöthig waren. Geschirr und Salz schaffte Oswald auf Rechnung der Theilnehmer an, von denen drei redliche Männer zu Aufsehern bei dem neuen Gewerbe ernannt wurden für das erste Jahr.

Im ehemaligen Wirthshause zum Adler war der beste Platz zum Käsemachen; ein guter kalter Milchkeller, ein großer Keller in dem geräumigen Waschhaus. Der Eigenthümer gab den Platz her, denn er hatte fünf Kühe, und wollte die Probe mitmachen und sehen, was dabei herauskomme. — Nun mußte Holz auf Unkosten Aller herbeigeschafft werden. Es kam. Dann bestimmte

Oswald einen Tag, da mußten Alle, die zur neuen Käserei gehörten, ihre Kuhmilch in äußerst sauber gewaschenen Gefäßen bringen. War das Gefäß nicht sauber, nahm der Senn die Milch gar nicht an; das war Gesetz. Nachher machte man aber das Gesetz noch schärfer.

Der Senn maß die Milch, und schrieb unter eines Jeden Namen auf, wie viel derselbe gebracht habe. Jeder konnte es für sich auch aufzeichnen. So brachte jede Haushaltung alle Tage Morgens und Abends die Milch ihrer Kühe. Von fremden Kühen aber durfte man bei schwerer Strafe keine Milch bringen.

Die gesammte Milch eines Tages goß der Senn in der Milchkammer zusammen, und bereitete daraus Butter und Käse. Das gab schöne, frische, große Ballen; zudem noch Käsewasser, im Sommer ein gesundes, kühlendes Getränk.

Nun war die Frage: Wem gehört die schöne Menge Butter und Käse von jedem Tage? Denn alle Tage war eine solche Parthie von der Milch aller Kühe der Beigetretenen fertig. Es hätte sie gern Jeder gehabt, um in die Stadt damit zu laufen.

Das richtete man folgendermaßen ein: Alles, was die zusammengebrachte Milch eines einzigen Tages an Butter, Käse u. s. w. abtrug, ward auch nur einem einzigen Theilhaber mit einem Male gegeben, und zwar demjenigen, dem man die meiste Menge Milch in der Käserei schuldig geworden war. — In den ersten paar Tagen freilich bekamen die Ersten weit mehr an Käse und Butter, als sie Milch gebracht hatten; denn sie bekamen ja das, was aus der Milch von allen Theilhabern gemacht war. Allein nun wurden sie für so viel, als sie zu viel bekommen hatten, den Uebrigen schuldig, und was sie schuldig geworden waren, ward ihnen von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die sie brachten. Das ging so lange, bis sie alle Schuld abgethan und an Milch wieder mehr zu gut hatten, als die Uebrigen. Dann bekamen sie wieder die an

einem Tage bereitete Waare. Unterdessen hatte aber auch der, welcher nur eine einzige Kuh besaß, und alle Tage nur ein paar Maas Milch bringen konnte, nach und nach mehr zusammengebracht, als Jeder von den Uebrigen, wie man das wohl im Milchbuche aufgeschrieben fand. Und nun empfing er die Frucht des Tages, bei anderthalb Zentner Butter und Käse mit einem Male.

Die Butter konnte Jeder den Tag gleich mit sich nehmen, da sie fertig war; Buttermilch, Käsewasser gehörten ihm auch. Den Käse aber ließ man so lange im Keller, bis er gehörig fest und gut war. Allemal an dem Tage, da Einer das Recht hatte, die aus der Milch bereitete Waare zu beziehen, mußte er dem Senn bei der Arbeit helfen und ihm handlangen, und saubere Handtücher, Linnen, und was nöthig war, herbeischaffen.

Zuerst war den Goldenthalern das ganze Wesen bedenklich, und es meinte Jeglicher, er komme zu kurz dabei. Wenn Einer aber seine Menge Käse und Butter empfing, und nun nachrechnete, wie viel Milch er gegeben: so war er hocherfreut. Und es fand sich am Ende des ersten Jahres schon, daß auf diese Weise der mittlere Ertrag und Gewinn von einer Kuh über 166 Gulden jährlich stieg, und zwar nach Abzug aller Unkosten. Das war doch ein schöner Zins!

Nun begriff man auch bald, woher das komme. Denn je frischer die Milch und je mehr, je besser wird die Waare daraus. So was konnte eine einzelne Familie für sich allein beim Aufsammeln ihrer Milch nicht leisten. — Ferner: sonst war in den Haushaltungen manche Maas Milch verschlampt und verzehrt, jetzt in den Milchkeller der Käserei an Zins gelegt. Sonst verlor man viel Zeit, oder hatte keine Zeit, selber Käse zu machen; jetzt ging das von selbst. Sonst kostete es Jedem mehr Holz zum Kochen; jetzt war es ein großes Holzersparniß.

Einige Goldenthaler versuchten anfangs zwar mit ihrer Milch

Betrügereien; aber man machte bald so strenge Gesetze, daß es Keinem mehr in Sinn kam, zu betrügen, er hätte denn um alle seine gebrachte Milch bestraft und aus der Gesellschaft gestoßen sein wollen.

Die Einrichtung aber brachte noch einen Vortheil, an den vorher kein Mensch gedacht hatte. Nämlich, weil Jeder gern viel Milch gebracht hätte, um bald viel Käse und Butter davon zu haben, besorgte Jeder sein Vieh besser, als ehemals; baute künstliche Grasarten an, die viel Milch erzeugen; suchte sich eine größere Kuh zu verschaffen, statt der schlechten kleinen, oder stellte zwei Kühe in den Stall, wo er vorher nur eine hatte. Und weil Jedem daran gelegen war, daß man keine Milch von einer kranken oder kalbenden Kuh bekomme, hatten die drei erwählten Aufseher Macht und Recht, zu jeder Zeit in die Ställe zu gehen, und die Pflicht, alle halbe Jahre darin Umgang zu halten. So ward über die Gesundheit alles Viehes wachsames Auge gehalten.

---

21. Vom neuen Gemeindevorsteher und dem Löwenwirth.

„Der Oswald ist doch ein Hexenmeister und Tausendsasa!" sagten die Goldenthaler lachend, wenn er wieder etwas angegeben hatte, das gelungen war. Und es gelang ihm ziemlich Alles, was er anfing, denn er fing nichts ohne Vorbedacht an; er übereilte und überhaspelte nichts, sondern that einen Schritt um den andern, und nahm nie mehr auf seine Schultern, als er tragen konnte.

Nun hätte man wohl glauben sollen, der Schulmeister habe sich und seine herzige Elsbeth mit Arbeiten überladen gehabt. Keineswegs; er wußte Alles so einzurichten, daß zuletzt immer Andere ihm einen guten Theil der Arbeit abnehmen konnten. Sogar in der Schule hatte er wenig zu thun, denn er hatte sich da

einen geschickten jungen Bauerssohn, Namens Johannes Heiter, nachgezogen. Der war von armen Aeltern, und Oswald gab ihm bei sich Wohnung und Kost aus der Garküche, und unterrichtete ihn in gelehrten Dingen. Oswald hatte seinen Johannes sehr lieb, und dieser war in der Schule so meisterlich zum Unterricht, daß er Oswalden gleich kam. Und die Kinder liebten den Johannes, denn er war sanft und freundlich, und machte ihnen das Lernen beinahe noch leichter, als Oswald. Dieser ging oft ganze Tage seiner Feld- und Gartenarbeit nach, und freute sich, wenn er sah, wie im Dorfe Alles nach und nach anders ward.

Und wirklich war es seltsam zu sehen, wie Leute, die vorher arme Schlucker gewesen, nach und nach sich von Schulden frei machten, und wie ihre Häuser ein stattliches Ansehen bekamen; hingegen, wie vormals wohlhabende Bauern, die in ihrer alten Gewohnheit verblieben, nach und nach arm wurden, weil sie das Ihrige verwahrloseten, verlumpten, versoffen, verprozessirten, verspielten.

Die zweiunddreißig Bundesgenossen Oswalds hielten sich wacker und waren allenthalben voran, wo eine neue Einrichtung von ihm gemacht ward. Ihr Beispiel munterte dann viele Nachbarn auf, es auch so zu machen. Die jungen Bursche, welche Oswald am Sonntage unterrichtete, und die Mädchen aus Elsbeths Nähschule trugen bei ihren Aeltern nicht wenig zum Guten bei. Andere aber waren und blieben im Dorfe unverbesserliche Lumpen. Und an der Spitze des schlechten Volks stand der Löwenwirth Brenzel. Dieser war ein geschworner Feind aller neuen Einrichtungen. Er fluchte beständig auf die Neuerer, und sagte, die Religion gehe dabei zu Grunde; es müsse anders kommen; so könne es nicht länger gehen. Doch hielt ihn der Herr Pfarrer, welcher ihn viel besuchte, immer im Zaum, daß er nicht viel Böses thun konnte. Dazu kam, daß Brenzel seine Hauptstütze, nämlich den dritten Gemeindsvorsteher,

von seiner Seite verlor. Dieser hatte schon längst bemerkt, daß es mit seiner Wirthschaft den Krebsgang gehe, und sich darüber aus Verdruß dem Trunk ergeben, daß er keinen Tag nüchtern war. Und um schnell wieder reich zu werden, hatte er in mehrere Lotterien gesetzt und sein Geld verlottert, bis er nichts mehr hatte. Da kamen die Gläubiger, denen er schuldig war, und nahmen ihm das Letzte.

Nun mußten neue Gemeindsvorsteher gewählt und der hohen Landesobrigkeit vorgeschlagen werden. Da gab es im Dorfe zwei Parteien. Die Lumpen wollten Einen oder Zwei ihres Gleichen, denen sie schuldig waren, die rechtschaffenen Leute aber wollten das nicht. Es war viel Zanks. Viele fragten den Herrn Pfarrer darüber, wenn er sie nach seiner Gewohnheit besuchte. Er aber antwortete ihnen und sprach:

„Ich wundere mich sehr, daß Keiner von euch noch an den braven Mann gedacht hat, der euch schon so viel Nutzen gestiftet, der so klug, so menschenfreundlich und so thätig ist. Ich meine den Schulmeister. Wenn ihr den wählet, so habet ihr den rechten Mann an der Spitze. Freilich, er gehört nicht zu denen, die sich zu einer Ehrenstelle drängen. Aber eben deswegen muß man zuerst auf ihn achten. Denn die, welche um Ehrenstellen werben, und Andern den Rang ablaufen wollen, haben gemeiniglich Nebenabsichten. Sie sind stolz und ehrgeizig, wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern ihren Hochmuth befriedigt sehen."

Ferner sprach er: „Es ist wohl gut, daß man einen wohlhabenden Mann zum Gemeindsvorsteher wählt; aber Reichthum nicht, sondern Uneigennützigkeit ist die höchste Tugend. Wehe der Gemeinde, die den zum Varsteher macht, dem die meisten Bürger schuldig sind. Denn sie machen ihn zum Gewalthaber und Richter in seinen eigenen Angelegenheiten, und sie werden Sklaven eines Dorftyrannen durch eigene Thorheit. Sie sollen lieber den wählen,

der auch den hartherzigen Gläubiger und den reichen Tyrannen in Schranken halten kann.“

Ferner sprach er: „Ein guter Kopf thut viel, aber ein redliches Herz thut noch weit mehr. Darum fraget erst: ist der Mann ein grundredlicher, hülfreicher Mann? nachher fraget: hat er Klugheit genug, und ist er keines Reichen Schuldner? — Der Vorsteher einer Gemeinde soll unabhängig sein, sonst ist nicht er, sondern sein Gläubiger, den er fürchtet, Vorsteher des Ortes.“

„Ihr könnet nicht leicht irren, den würdigsten Mann zu finden. Denket nur nach, welchen Mann würdet ihr auf euerm Sterbebette am liebsten zum Vogt eurer Wittwen und hinterlassenen Waisen machen, in der Ueberzeugung, er werde das Glück der Eurigen wohl besorgen? Nun, diesen machet zum Vorsteher. — Oder, wenn ihr zu einem eurer Mitbürger in Dienst treten müßtet, welchen wünschtet ihr am liebsten zu euerm Herrn? Nun, diesen machet zum Vorsteher!“

„Wenn an einem Orte die Mehrheit der Vorsteher guten Willen und redliches Gemüth hat, welche das Unrecht verabscheut; so findet sich leicht zu Allem guter Rath. Ein einziger guter Kopf ist genug. Drei gute Köpfe, ohne gutes Herz, werden sich beisammen nicht vertragen. Denn Jeder will es besser verstehen, als der Andere, und so kommt Zwietracht unter sie, und von ihnen in die Gemeinde.“

„Saget mir, wer ist der beste Vater bei seinen Kindern; liebreich und doch nicht schwach, streng und doch nicht hartherzig? Oder saget mir, wer ist der beste Hausherr, dem sein Gesinde gern dienet und zugethan ist, aber den es doch fürchten muß; der Alles in seinem Hauswesen geschickt ordnet und leitet ohne Lärmen und Geräusch, ohne Zank, ohne Zorn, und daß doch Alles dabei gut geht, wie von selber? — Diesen macht zum Hausvater der ganzen Gemeinde.“

So sprach der weise Herr Pfarrer, und Jeder dachte nun anders als vorher. Und als die Gemeinde sich versammelte, um zween Vorsteher zu wählen, ward von den Meisten verlangt, man solle nicht offen wählen, sondern Jeder solle seine Stimme auf einem verschlossenen Zettel eingeben, damit Niemand wisse, wer sie gegeben, auf daß Jeder frei und ohne Furcht und Rücksicht den wählen könne, der ihm der Würdigste scheine. Der Löwenwirth Brenzel wollte zwar dagegen lärmen; denn er hatte schon bestimmt, wen er zum Amtsgenossen verlange, und nun wollte er gern diejenigen sehen, die es mit ihm hielten oder von ihm abtrünnig wären. Aber der grimmige Löwenwirth setzte es nicht durch. Und es ward geheimes Stimmenmehr gesammelt, und in der ersten Wahl der Schulmeister Oswald, in der zweiten der Müller Siegfried zu Vorstehern des Dorfes erwählt. Letzterer nahm aber die Stelle nicht an, dieweil er Oswalds Schwiegervater wäre; das tauge nicht, daß aus einer Verwandschaft zwei Glieder beisammen im Rath säßen. Also ward, statt des Müllers, gewählt Ulrich Stark, ein stiller, fleißiger, verständiger Mann.

Dem Löwenwirth, da er diese Wahl sah, ward es ganz grün und gelb vor den Augen. Er hoffte noch, Oswald werde sich ebenfalls weigern, die Stelle anzunehmen. Aber er betrog sich; Oswald dankte der Gemeinde für das Zutrauen, und empfahl nun seinen lieben Johannes Heiter zum Schulmeister. Und Heiter ward Schulmeister.

Der Löwenwirth ging betäubt, als wäre ihm ein Kirchthurm auf den Kopf gefallen, nach Hause. Daselbst ließ er seine Wuth erst an der Katze aus, die ihm schmeichelnd zwischen die Beine kam; dann an dem Hunde, der freundlich an ihm hinaufspringen wollte; dann an der Magd, die ihn nicht gleich verstand, als er ein Glas Branntewein begehrte; dann an der Frau, als die sagte, der Ulrich Stark sei eine ehrliche Haut.

---

22. Der Gemeindsstall muß ausgemistet werden.

„O Herr Jerum! O Herr Jerum!“ rief der Löwenwirth und kratzte sich hinter den Ohren, so oft er daran dachte, daß Oswald nun Ortsvorsteher geworden. Doch besann er sich, und lief spornstreichs zum Oswald hin, umarmte ihn als seinen Kollegen, gratulirte von ganzem Herzen, sagte: nun wollten sie beide rechte Herzensfreunde werden und wie Brüder leben.

Elsbeth wunderte sich über die gar zu schnelle Höflichkeit des Löwenwirths, und sprach, als er fortgegangen war, zu ihrem Manne: „Oswald, Oswald, hättest du doch die Stelle nicht angenommen! Denn Brenzel ist ein falscher Mann, und er wird dir eine Grube graben und dich in die Falle bringen. Oswald, lieber Oswald, hüte dich vor dem Löwenwirth!“

Oswald küßte Elsbeths finstere Stirn und sprach: „Brenzel ist kein grimmiger Löwe; ich sehe, er ist nur ein feiger, schmeichelnder, tückischer Kater. Aber ich will ihm die Pfoten schon lähmen.“

Als nun die Vorsteher das erste Mal nebst dem Gemeindsschreiber beisammen saßen, verlangten Ulrich Stark und Oswald vor allen Dingen, die Rechnungen einzusehen und die Gemeindsbücher. Aber da fand sich Alles in großer Unordnung. Vieles war gar nicht ins Protokoll eingetragen. Die Gemeinde hatte bei siebentausend Gulden Schulden. Beinahe die Hälfte war sie dem Löwenwirth schuldig, der sich fünf Prozent zinsen ließ, während er Geld zu drei und vier Prozent für sich aufgenommen hatte. Die jährlichen Gemeindssteuern waren meistens für allerlei Unkosten, Bemühungen, Augenscheine und Besichtigungen, für Reisen, Entschädigungen und dergleichen der bisherigen Gemeindsvorsteher darauf gegangen. Besondere Rechnung war darüber nicht geführt, sondern Alles nur in runden Summen ausgestellt. Eben so war es mit den Einkünften des Dorfspitals oder Armenguts gegangen.

Mit den Vormundschaftsrechnungen für die Wittwen und Waisen stand es nicht besser. Aus den Waldungen hatte man im Einverständniß mit dem Förster nach Belieben Holz geschlagen und verkauft, wie es hieß, zum Besten der Gemeinde, ohne daß man jetzt wußte, wohin und wie viel: Hatte sich doch der Löwenwirth manchmal selbst gerühmt: „Mein Beil hat schon mehr Holz angeschlagen, als der beste Hof im ganzen Lande werth ist.“ — Genug, es war mit dem Gut der Gemeinde übel gehauset, übel Rechnung gehalten; hingegen sah man wohl, die Herren Vorgesetzten hatten sich dabei nicht vergessen. Es fand sich sogar, daß um den Spottpreis von tausend Gulden ein großes Stück Gemeindsland verkauft worden war, daß es die Vorsteher gekauft, das Geld noch nicht einmal bezahlt und seit fünf Jahren nicht verzinset hatten. Ferner, daß der Löwenwirth schon vor eilf Jahren, im Einverständniß mit seinen Beisitzern, viertausend Gulden Kapital aufgenommen hatte, Namens der Gemeinde; daß dafür die Gemeindswälder unterpfändlich verhaftet worden waren; daß die Gemeinde den Zins unter den übrigen Steuern hatte mitzahlen müssen, und daß das Kapital in den Händen der Vorgesetzten geblieben war.

Da ergrimmte Oswald in seinem Gemüth, und sprach: „Man hat mich nicht in den Gemeindsrath gesetzt, sondern in den Gemeindsstall, der da ist voller Unflath und Verderben. Aber wir wollen den Stall ausmisten, und sollte der Gestank auch durch das ganze Land dringen. Ihr habet, als Vorsteher, nicht das Gemeinbeste vertreten, sondern ihr habet es zertreten. Ihr Väter der Wittwen und Waisen habet eure Kinder bestohlen, und den armen Leuten verschimmeltes Brod zugeworfen, während ihr aus ihrem Gute euch Wein und Braten auftischtet. Ihr habet den, der vom Felde zwo Rüben stahl, in den harten Kerker geworfen, aber euch weiche Betten gekauft vom Gelde, das ihr der Gemeinde geraubet. Ihr Ottergezüchte, die ihr immer von Ge-

rechtigkeit redet und in Ungerechtigkeit schwelget, die ihr immer die Religion im Maule habet und den Teufel in der Brust — wahrlich, wahrlich, ihr sollt ärnten, was ihr gesäet habt: Armuth für Hochmuth, Galgenholz für Räuberstolz!“

Als dies der Löwenwirth hörte, kam großes Entsetzen über ihn, daß er im Innersten erzitterte. Er schob die Schuld auf seine ehemaligen Beisitzer, und fiel vor Oswald weinend und heulend nieder, und beschwor denselben bei Allem, was heilig ist, ihn nicht unglücklich zu machen.

Aber noch denselben Tag sendete Oswald einen Bericht an die hohe Obrigkeit, und deckte Alles auf. Und im ganzen Dorfe war großer Schrecken und allgemeine Bestürzung; denn so viel Betrug hatte Keiner den ehemaligen Vorstehern zugetraut. Viele wollten es gar nicht glauben, und schalten den Oswald einen Verleumder und Bösewicht, der sich großes Ansehen geben und unschuldige Leute ins Verderben bringen wolle. Und der Löwenwirth lief umher im Dorfe und suchte bei seinen Freunden allerlei Zeugniß, um sich gegen die schwersten Beschuldigungen sicher zu stellen. Jedoch seine besten Freunde zuckten die Achseln, und wollten sich in das Geschäft nicht mischen. Und schneller, als er vermuthete, erschien eine Untersuchungskommission der Regierung. Da kam alle Schändlichkeit ans Tageslicht. Der Löwenwirth ward gefangen hinweggeführt, um vor Gericht beurtheilt zu werden. Er ward seiner Stelle entsetzt und kam ins Zuchthaus. Aus seinem Vermögen wurde Vieles von dem wieder ersetzt, um was er die Gemeinde betrogen hatte. So endete der stolze Löwenwirth; denn unrecht Gut gedeihet nicht, und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Oswald aber wurde zum ersten Vorsteher der Gemeinde ernannt, und ihm ein Ehrenmann aus dem Dorfe zum dritten Beisitzer erwählt.

Ueber diese schrecklichen Begebenheiten hielt der Pfarrer Rode-

rich eine schöne lehrreiche Predigt. Er sagte: „Wenn Aeltern ungerathene Kinder haben, so muß man nicht nur die Kinder, sondern auch die Aeltern wegen schlechter Zucht anklagen. Und wenn in einer Gemeinde Schande, Armuth und Laster zunehmen, so ist es ein Beweis, daß die Vorgesetzten nichts taugen, sondern Schuld an dem Unglück sind. Aber Gott sendet Jedem seinen jüngsten Tag zu.“

23. Die Schulden müssen getilgt werden.

Der Oswald hatte jetzt gar viel zu schaffen. Keiner wußte, was er trieb. Bald lief er in allen Feldern herum, bald tagelang in den Wäldern, bald wieder in die Stadt.

„Ach, du armer Oswald!“ seufzte Elsbeth, wenn sie ihm am Abend vor dem Dorfe entgegenging und ihn mitleidig bewillkommte: „Warum kümmerst du dich so sehr, armer Oswald, und plagest dich? Du wirst am Ende doch nur Undank und Verdruß von aller deiner Mühe haben.“

Oswald sprach: „Undank ist die Münze, womit das Volk am liebsten zahlt. Wer aber einer Gemeinde vorsteht, der soll an seinen Gott und seine Pflicht denken, nicht aber auf Lohn und Dank. Siehst du, liebes Herz, Gott lohnt endlich auch gewiß alles Gute, gleich wie er Böses straft.“

So redete Oswald, und that, was er sollte.

Es ergab sich aber, daß die Gemeinde noch über sechstausend Gulden schuldig war, theils von den Zeiten des Krieges und der Theurung her, theils durch die schlechte Haushaltung der ehemaligen Vorgesetzten. — Und Oswald sann Tag und Nacht, wie er diese Last von dem armen Goldenthal nehmen, oder doch vermindern könne. Und als sein Plan endlich reif war, legte er ihn seinen Amtsgenossen vor; die hießen ihn nach langer Berathschla-

gung gut, und sprachen: „Wollte Gott, die Schulden wären abgethan, so wüßte doch auch Jeder wieder, was er Eigenes hätte, und könnte frei athmen, und müßte nicht fort und fort an das Zinsen denken.“

Darauf ward eine Besichtigung und Schätzung aller liegenden Gründe der Ortsbürger angeordnet, damit man ungefähr wisse, wie arm oder reich Jedermann sei; und damit Jeder auf gerechte Weise in Zukunft wegen der Steuer angelegt werden könne. Und Jeder mußte bei den Gemeindsvorstehern angeben und beweisen, wie viel Schulden er auf Haus und Gütern stehen habe; und das ward treulich in ein Buch eingetragen und darnach Jedermann geschätzt.

Dann trat Oswald am Sonntage nach der Kirche mit seinen zween Beisitzern vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, unser Dorf hat sechstausend vierhundert Gulden Schulden. Das Geld haben wir theils in den benachbarten Städten zu verzinsen, theils sind wir es hier im Dorfe uns selber für Heu, Haber, Fuhren und Requisitionen schuldig. Was wir auswärts zu zahlen haben, wollen wir ein andermal besprechen. Jetzt wollen wir abthun, was sich die Gemeinde selber schuldig geworden ist.“

„Viele von uns haben an der Gemeinde noch beträchtlich für Stroh, Haber und andere Lieferungen aus dem letzten Kriege zu fordern. Man verzinset ihnen zwar jährlich, aber sie müssen doch allemal erst ihren Beitrag zur allgemeinen Zinssumme geben. Also verzinsen sich im Grunde Viele nur ihre Sache selber. Das ist mühsam und thöricht. Nun haben wir diese Schuld auf alle Bürger, nach Maßgabe ihres Vermögens, vertheilt. Den Reichen trifft davon mehr, den Armen weniger. So wird die Gemeindschuld in eine Partikularschuld verwandelt. Wer auf diese Art so viel schuldig wird, als er selber zu fordern hat, der streicht Schuld

und Forderung, und ist frei, bekommt und zahlt keinen Zins mehr. Wer mehr zu fordern hat, als er durch die Eintheilung schuldig wird, streicht erst so viel von seiner Schuld weg, als ihm die Gemeinde selbst schuldig ist, und sagt: „Wer zahlt mir den Ueberschuß dessen, was mir herausgebührt?“ — Antwort: Diejenigen zahlen ihn, die nichts an die Gemeinde geliefert haben im Kriege. Diese sind als Schuldner an die Zuguthaber vertheilt, und tragen denselben entweder die kleine Summe, die sie trifft, gleich baar ab, oder verzinsen solche zu Vier vom Hundert.“

So redete Oswald. Viele verstanden es anfangs nicht recht. Da sie aber einsahen, daß dabei Keiner zu kurz kam, waren sie es sehr zufrieden. Denn die Reichen, welche am meisten zu fordern hatten, die hatten auch nach Maßgabe mehr an Abtragung der Gemeindsschuld zu zahlen. So blieb für die Aermern weniger zu entrichten übrig, und Jeder fand die Einrichtung darum billig, weil die Schatzung der Güter und des Vermögens sehr unparteiisch gemacht war.

Am Sonntage darauf ward die Gemeinde abermals versammelt, und Oswald redete also: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, es ist uns gelungen, das Geld, was die Gemeinde schuldig ist, in benachbarten Städten zu geringerm Zins zu erhalten, also, daß Goldenthal jährlich nur zweihundert und zwanzig Gulden Zins zu entrichten hat. Aber es wird manchem Hausvater schwer fallen, den Beitrag zu diesem Zins zu erschwingen aus seinem Gut. Daher ist es besser, es zahle Keiner von euch den Zinsbetrag aus seinem Gut!“

Da erhoben alle Goldenthaler ein Gelächter, und sie riefen: „Das läßt sich hören und gefällt uns über die Maßen.“

Oswald erhob die Stimme und redete weiter: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, wir haben noch ein großes Stück Gemeinweide. Das ist elendes Land, vom Vieh zertreten, mit alten einzelnen

Eichen darauf. Jeder von euch, dem dies Land gehörte, würde es besser benutzen. Aber wer benutzt es jetzt? — Niemand. Denn die Reichen, welche viel Vieh haben und es im Sommer darauf weiden lassen, haben offenbaren Schaden daran. Nicht nur kommen ihre Kühe magerer und hungriger Abends heim, als sie des Morgens hinausgingen, sondern es geht auch für die Aecker aller Dünger vom Vieh dabei verloren. Die Armen aber, die keine Kuh halten können, haben gar keinen Nutzen davon, und müssen ihn den Reichen überlassen. Ist das billig? Warum sollen reiche Bürger mehr Vortheil vom Eigenthum der Gemeinde haben, als arme? Sind wir nicht allesammt Goldenthaler? Hat Einer nicht so viel Recht, wie der Andere? Wer hat denn den Reichen den Nutzen des Gemeinlandes allein gegeben? — Wenn die Armen ein Stück Feld davon hätten, und könnten Klee oder andere Grasarten darauf bauen, so hätten sie für ihre Ziegen und Schafe doppelt so viel und gesünderes, nahrhafteres Futter, als jetzt. Also ist unser Rath, daß wir das Gemeinland in gleiche Theile unter die Bürger vertheilen, daß Jeder seinen Theil davon benutzen könne, wie er wolle. Das Land bleibt aber ewiges Eigenthum der Gemeinde; Jeglicher empfängt seinen Antheil nur in Pacht, und kann ihn weder verkaufen, noch verleihen, noch vererben, noch sonst veräußern; sondern derselbe fällt jedesmal nach des Besitzers Tode an die Gemeinde zurück. Diese gibt ihn dann an einen jungen Bürger, der eigene Haushaltung führt und noch ohne Gemeinland ist. Jeder zahlt jährlich einen geringen Pachtzins von seinem Stück, und damit wird der Zins von der Gemeindsschuld abgetragen. Also zahlt Niemand diesen Zins aus seinem eigenen Gut, sondern aus dem, was er von der Gemeinde zum Lehen hat."

Nachdem Oswald geredet hatte, entstand großes Nachdenken im Volk, Gemurmel, Streit, Wortwechsel, Geschrei und Lärmen, als wäre Mord und Todtschlag. Denn die reichen Bauern, welche

das Weidland bisher ausschließlich mit ihrem Vieh benutzt hatten, wollten die Theilung nicht zugeben, schrien über Ungerechtigkeit und drohten mit der Regierung. Andere sagten: „Wir sehen wohl, man will die Lumpen reich machen, und die Ehrenleute im Dorfe zu Lumpen. Wer Vieh hat, der kann es zur Weide schicken; das ist eine alte Rechtsame, die von den Vätern vererbt ist, und die lassen wir uns nicht nehmen!"

Doch die Mehrheit der Bauern, die nicht reich waren, oder die ihr Vieh, um mehr Dünger zu gewinnen, im Stall fütterten, setzte es durch und hob den Weidgang auf. Alsbald mußte ein Feldmesser kommen, alles Gemeinland in so viel Theile, als Haushaltungen waren, vertheilen, und dann wurden die Stücke verlooset. Die reichen Bauern gingen jammernd und klagend vor die Regierung und beschwerten sich wegen der Bedrückung ihrer Rechtsame. Die Regierung aber gab folgenden Bescheid: „Das Gemeinland ist eine Rechtsame der Bürger und nicht der Kühe von Goldenthal. Also kann jeder Bürger das Gemeinland oder seinen Theil benutzen wie er will. Ihr Herren aber vertheidiget nicht eure alten Rechtsame, sondern euern von Alter stinkenden Eigennutz, und verstehet noch dazu euern Vortheil schlecht. Derohalben bleibt von nun an der Weidgang aufgehoben. Damit packet euch, ihr Esel, und ziehet hin in Frieden!"

Die reichen Bauern bedankten sich für den gnädigen Bescheid, und zogen heim. Nun erst bedauerten sie den Löwenwirth Brenzel im Zuchthause, und sagten: „Er war doch bei allen seinen Fehlern ein braver Mann; er hielt auf alte Gerechtigkeiten und Herkommen; unter ihm wäre so etwas nie geschehen. Der Oswald ist ein Franzos, ein Jakobiner, ein Neuerer, ein Bonapartler und dergleichen."

---

24. Und abermals die Schulden müssen getilgt werden.

Schon im folgenden Frühjahre war Jubel und Freude in der vormaligen Wüste des Gemeinlandes. Denn wo sonst einsame Kühe am kurzen schlechten oder sauern Grase rupften und zupften, blühete nun ein wahrer Garten. Da sah man nun Bohnen, Hopfen und Hanf, Erbsen und Flachs, Kohl und Erdäpfel, Klee und Getreide in bunter Mannigfaltigkeit. Jeder konnte leicht berechnen, daß er mit der Aernte nicht nur den kleinen Zins abtragen, sondern Ueberschuß haben würde. Selbst die reichen Bauern, sobald sie einmal zum rechten Verstand kamen, was oft sehr schwer bei ihnen hielt, erkannten ihren Vortheil dabei. Denn nicht nur hatten sie Gewinn am Futter für ihre Kühe im Stall, an Milch und Dünger, sondern auch an baarem Geld. Denn hätte Jeder, wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, zum Schuldenzins der Gemeinde aus seinem eigenen Sack gesteuert, so würden sie verhältnißmäßig das Meiste dazu haben zahlen müssen, während jetzt, ein Jeder von seinem Pachtland, gleich viel Zins entrichtete. Der Oswald aber war noch nicht zufrieden, und nicht vergebens so oft in den Wäldern Tage lang umhergestrichen. Er hatte sogar in einer benachbarten Stadt den Oberförster besucht, der in seinem Fach ein grundgeschickter Herr war, und hatte denselben links und rechts in den Goldenthaler Gemeindswaldungen herumgeführt und um Rath gefragt. Der Oswald brütete wieder über etwas, aber Keiner wußte recht worüber? Die reichen Bauern sagten: „Wir wissen's wohl, es soll wieder über unser Fell hergehen!“ Diesmal aber hatten sie sich doch geirrt.

Jedermann war sehr neugierig, als die gesammte Bürgerschaft von Goldenthal wieder versammelt wurde, um von den Vorgesetzten wichtige Anträge zu hören.

Oswald trat wieder hervor und sprach mit lauter Stimme:

„Ihr Männer, liebe Mitbürger! Ein Mann ohne Schuld hat Jedermanns Huld. Unser Dorf hat aber noch Schulden. Wir verzinsen dieselben vom Pachtlande. Besser wäre es, wir behielten den Zins vom Pachtlande Jeder in seinem eigenen Sack, wenigstens zehn Jahre lang oder länger. Damit wäre uns allen geholfen."

Die Leute lachten und sprachen unter sich: „Der Vorschlag ist nicht unbillig."

Oswald fuhr fort zu reden: „Ich und die ehrsamen Beisitzer wollen es übernehmen, dafür gut zu stehen, daß die Gemeindsschuld ganz oder doch größtentheils abgetragen werden soll, ohne eure Unkosten, sobald ihr einwilliget, drei Beschlüsse zu genehmigen und zu befolgen."

„Aha!" schrien die reichen Bauern: „Jetzt kommt der hinkende Bote nach!"

Oswald sprach: „Höret mich an und denket wohl nach, ob ich wahr rede oder nicht. Wir haben in Goldenthal ungefähr hundert Haushaltungen."

„Das ist wahr!" riefen die Bauern.

„Jede Haushaltung," sagte Oswald, „bekommt jährlich drei Klafter Holz nebst Reiswellen aus dem Gemeindswald."

Die Bauern sagten: „Das ist wieder wahr."

„Und," fuhr Oswald fort, „so viel braucht jede Haushaltung; manche mehr, manche aber auch weniger, die aus der Garküche speist. Aber alle könnten sich mit Wenigerem behelfen, wenn sie nicht Jahr aus Jahr ein zum Brodbacken, Obstdörren und zu den Wäschen gar viel Holz nöthig hätten. Bedenket, wenn in einer einzigen Woche zehn, zwanzig Familien Wäsche halten oder Brod backen, wie viel Holz in so vielen Häusern auf einmal verbrannt wird!"

Die Bauern murrten und sprachen: „Das ist ganz richtig;

aber wir können nicht ohne Brod leben und in unreiner Wäsche gehen."

Oswald sagte: „Es gibt viele Gemeinden im Lande, die weit reicher sind, denn wir, und doch weit mehr hausen und besser sparen, als wir. Aber eben darum sind sie reicher. Es gibt Gemeinden, sie haben nicht so viel Waldung, als wir, und haben doch Holz genug und können davon sogar verkaufen. Aber wie machen sie es? Da haben mehrere Häuser zusammen nur einen einzigen Back- und Dörrofen. Da trägt Jeder in der Woche seinen Teig und sein Obst hin, wenn die Reihe an ihn kommt. Und weil der Ofen nie kalt wird, braucht Jeder nur wenig Holz zur Feuerung hineinzuthun, um ihm die gehörige Hitze zu geben. Das nennt man hausen und sparen! — Warum können wir das nicht? Warum thaten wir das nicht schon längst? Antwort: Weil wir zum Guten entweder zu träg oder zu unverständig waren. Und bedenket noch dazu, wie leicht wir durch das Backen und Dörren in den Wohnhäusern ein ganzes Dorf in Feuersgefahr setzen. Bedenket, wie viel Holz wir bloß dadurch sparen könnten, wenn wir kleinere, bequemere Stubenöfen hätten, die weniger Holz fressen, statt der ungeheuern Steinmassen, die wir haben müssen, weil sie auch zum Backen und Dörren dienen sollen. Holz brennen heißt Geld verbrennen!"

Bei diesen Worten kratzte sich die ganze ehrsame Gemeinde von Goldenthal verdrießlich hinter den Ohren.

Doch der erste Vorsteher ließ sich nicht stören, und sprach weiter: „Schauet rechts und links. Andere Gemeinden haben längst schon Gemeindswaschhäuser, deren sich alle Haushaltungen nach der Reihe bedienen, und wozu sie sich einschreiben lassen. Da ist mit dem Holz das gleiche Ersparniß, wegen Feuersgefahr die gleiche Sicherheit für das Dorf. Wir wissen das und wir finden das löblich. Warum muß denn bei uns jede Haushaltung noch ihre

Wäsche bei sich im Hause halten? — Durch das Feuer beim Backen werden unsere Oefen, durch das Feuer beim Waschen werden unsere Herde weit schneller ausgebrannt und schadhaft. Wir müssen daher beide öfters ausbessern lassen. Das kostet Geld. Hätte die Gemeinde ein gemeinsames Waschhaus, hätte eine ganze Reihe Häuser ihren gemeinsamen Backofen zu unterhalten, das würde ungleich weniger kosten."

„Nun denn, liebe Männer und Mitbürger! Wir machen euch den Vorschlag zur Errichtung von Gemeindsbacköfen mit Einrichtung zum Dörren, und zur Erbauung eines gemeinsamen Waschhauses, wie andere Gemeinden haben. Die ersten Unkosten dazu sollen aus dem Gemeindssäckel gegeben werden. Wir alle wollen dazu fuhrwerken und handlangen. Was meinet ihr?"

Die Bauern meinten vielerlei. Die Einen wollten beim Herkommen bleiben; mehrere aber sahen ein, daß ein Gemeindswaschhaus besser wäre. Doch die Backöfen wollten sie nicht, weil sie dergleichen noch nicht kannten. Andere aber stimmten auch zur Errichtung der gemeinsamen Dörr- und Backöfen. Als nun endlich einmal abgestimmt werden sollte nach langem Streit, geschah es, daß sowohl für Waschhaus als für Backöfen die größte Mehrheit war.

Da sprach Oswald mit freudigem Antlitz: „Bravo, ihr Männer und Mitbürger, euer Beschluß macht euch Ehre und wird euch mit Nutzen belohnen. Nun kommt das Letzte. Wenn ihr nun weniger Holz in Zukunft gebrauchet, so brauchet denn weniger. Machet aus dem Holz, was ihr auf diese Weise ersparet, ein Geldkapital, und bezahlet damit die Gemeindsschulden ab. Höret mich an und helfet mir rechnen."

„Wenn sich jede Haushaltung, die jetzt nebst Reiswellen drei Klafter Holz empfängt, im Jahr mit zwei Klaftern durchbringt, so werden von den hundert Haushaltungen in einem Jahr ein-

hundert Klafter erspart. Das Klafter ist fünf Gulden werth, bringt im Jahr fünfhundert Gulden. Binnen zehn Jahren haben wir so fünftausend Gulden gespart und unsere Schuld bezahlt."

„Höret mich weiter. Wir haben etwas über sechshundert Jucharten Gemeindswaldung. Seit die hohe Regierung in den Wäldern den Weidgang verboten hat, wächst darin Alles, wie ihr wisset, freudig und hanfdick auf. Ich bin mit dem Herrn Oberförster durch den Wald gegangen. Er sagte: alle Jahr wächst auf einer Juchart Land ein halbes Klafter Holz zu. Ferner sagt er: Wir müssen das vom Stock ausgeschlagene Laubholz, wie Buchen, Erlen, Hagebuchen, Espen, Ahornen, dreißig Jahre alt werden lassen; große Eichen, Buchen, Tannen und was zu grobem Bauholz dient, muß siebenzig, hundert und mehr Jahre alt werden. Folglich, wenn wir gehörig holzen, so müssen wir alle niedere Laubholzwaldungen in dreißig Portionen eintheilen, und alle Bauholzwaldungen in hundert und mehr Portionen. Wenn wir nun alle Jahre von jeder Art nur eine Portion nehmen, so hätten wir natürlich alle Jahre gleichviel Holz, und schlügen nicht zu viel und nicht zu wenig, und wir und unsere Nachkommen hätten allezeit altes, reifes Holz zu schlagen. Ferner sagt er: Wir hätten im Tannenwald so altes Holz, das, wenn wir nach der Ordnung holzten, vieles davon überalt und faul werden würde. Wenn wir dies in einigen Jahren wegschlügen, würde in hundert Jahren da wieder für unsere Nachkommen hundertjähriges Holz stehen. — So ist denn mein Rath und der Rath der ehrsamen Beisitzer: Wenn wir uns im Gebrauch alle Jahre hundert Klafter absparen, so sind tausend Klafter ungefähr das Ersparniß von zehn Jahren. Statt nun zehn Jahre zu warten, holzen wir das Ersparniß in zwei Jahren ab, bezahlen unsere Schuld, behalten den Zins im Geldsack für uns, und behelfen uns zehn Jahre lang in jeder Haushaltung mit zwei Klaftern nebst Reiswellen."

Als die Gemeinde diesen Vorschlag angehört hatte, erhob sich wieder Streit und tobendes Geschrei. Die Meisten hätten gern zwar den Zins behalten, aber auch das Holz. Man stritt bis es Nacht ward, und kam zu keinem Schluß und lief auseinander.

---

25. Es geht immer besser.

Die wohldenkenden und verständigen Männer im Dorfe schüttelten den Kopf und sagten: „Das Ding mit dem Holzsparen setzen wir bei dieser hartnäckigen Gemeinde nie durch.“ Oswald aber lachte und antwortete: „Nur Geduld! Gutes Ding will seine Zeit haben. Die Leute müssen das Ding erst besprechen, beschlafen und sattsam verdauen. Goldenthal ward nicht in einem Tage gebaut. Unsere Bauern, wenn ihnen ein nützlicher Vorschlag gemacht wird, der ihnen neu ist, sind wie die Kinder, wenn sie einen unbekannten Mann erblicken. Die laufen erst schreiend und erschrocken davon; nachher schauen sie ihn aus der Ferne an; dann kommen sie wieder einen halben Schritt näher, wenn sie merken, daß er nicht beißt; endlich spielen sie mit ihm und werden gute Freunde.“

So redete Oswald. Unterdessen ward zur Erbauung des Waschhauses und der Backöfen Anstalt gemacht. Man fällte Holz, brach Steine, führte Leimen und Kalk und Ziegel herbei, Alles durch gemeines Werk. Die Haushaltungen, welche einen Back- und Dörrofen gemeinschaftlich haben wollten, traten zusammen, beredeten die Reihenfolge im Gebrauch des Ofens, und bestimmten den sichersten und bequemsten Platz. Oswald ließ einen sehr verständigen Maurermeister kommen, der die besten Vortheile bei Feuerherden und Oefen anzubringen wußte. Er selbst besuchte verschiedene Dörfer, um dasige Einrichtungen kennen zu lernen und das Beste davon für Goldenthal zu benutzen. Gegen den Herbst

waren das Waschhaus und die Oefen schon aufgerichtet und zum großen Vergnügen der Goldenthaler in vollem Gebrauch. Jetzt spürten die Haushaltungen in der That, daß dabei viel Holz erübrigt werde und größere Sicherheit vor Feuersbrunst sei.

Aber Eins folgt aus dem Andern. Manche Leute kamen nun von selbst auf den Gedanken, die unfläthigen großen Stubenöfen wären nicht mehr so nothwendig wie ehemals; man könnte kleinere haben, die weniger Holz fräßen. Oswald und der Herr Pfarrer hatten solche kleine Stubenöfen, welche sogar auch zum Kochen bequem eingerichtet waren, in ihren Stuben. In der Stadt sah man fast überall dergleichen. Der ehemalige Löwenwirth Brenzel hatte sich auch schon solche angeschafft, damit es bei ihm städtischer aussehe. Es war Gewinn dabei. Man konnte das ersparte Holz verkaufen und Geld daraus machen. Keinem kamen die Worte Oswalds wieder aus dem Sinn: Holz verbrennen heißt Geld verbrennen! Man scheute nur die Unkosten für das Umsetzen und Abändern der Oefen.

Doch verschiedene von den zweiunddreißig heimlichen Genossen des Goldmacherbundes, auf welche Oswald noch immer durch sein Ansehen großen Einfluß hatte, ließen auf sein Zureden ihre Oefen schon im Herbst verändern, besonders da er einigen der Unbemitteltsten dazu etwas Geld vorschoß. Ein geschickter Mann aus der Stadt richtete Alles höchst vortheilhaft und einfach ein. Nun hätte man sehen sollen, wie die Nachbarn und Nachbarinnen aus allen Winkeln des Dorfes kamen, die neuen Stubenöfen, als wahre Wunderthiere, zu beschauen. Alle lachten darüber, Alle spotteten und tadelten. Hintennach, da der kalte Winter mit Eis, Sturm und Schneeflocken ins Dorf einzog, verwunderten sie sich, daß die kleinen, von den Wänden freistehenden Oefen doch so warme Stuben machen konnten. Als aber im Frühjahre viele von den Besitzern dieser Oefen Holz verkauften, kam den Uebrigen

die Sache sehr annehmlich vor. Die alten, ungeheuern Oefen verloren ihre alten Vertheidiger, und zuletzt wollte Jedermann in der Stube ein kleines Wunderthier haben. Viele, welche die Einrichtung bei den Andern gesehen hatten, bauten sich sehr kunstvoll die Oefen selbst auf, und sogar noch mit kleinen Verbesserungen, die allgemeinen Beifall hatten. — Im Frühjahr ging der Weibel herum von Haus zu Haus und sagte: Geld her; der Zins von der Gemeindsschuld soll bezahlt werden, darum bezahlet den Zins vom Pachtlande, das ihr von der Gemeinde habet!

Das war ein böses Geschäft, so mit einmal zwei Gulden und darüber für nichts und wieder nichts wegzugeben. Einige sagten: „Hole der Kukuk die Gemeindsschulden!" Andere liefen zu Oswald und sagten: „Herr Vorsteher, warum redet Ihr nicht mehr von Euerm Vorschlag, die Gemeindsschulden mit Holz aus dem Wald für immer abzuthun? Fangt doch wieder an!"

Das war's, was Oswald erwartete. Und als die Gemeinde zusammen berufen war, sagte er: „Die ganze Bürgerschaft ist darin einig, wie ich von allen Seiten vernehme, die Schuld abzustoßen. Keiner will jährlich ein Klafter Holz weniger empfangen. Nun denn, so macht es mit einem halben Klafter jährlich ab. Das wird bei den neuen Einrichtungen Keiner so stark vermissen, als ein ganzes. Nehmet ihr also jährlich, statt drei, nur zwei und ein halbes Klafter, so lange, bis wir wieder Holz im Walde genug haben, so ist die Schuld in zwei, drei Jahren vernichtet."

Der Vorschlag erregte zwar auch Murren, aber er ging durch. Und als ihn die hohe Landesregierung nicht nur billigte, sondern auch belobte, ward nahe und fern der Holzschlag angekündigt. Es kamen viele Käufer von nahe und fern zur Steigerung. Man schlug in Gegenwart und unter Anweisung des Oberförsters das älteste Bauholz, auch an vielen Orten junges an, wo es zu dicht

stand, verkaufte aber daran zwei Jahre lang, um die Preise nicht zu niedrig zu halten, und in zwei Jahren waren sechstausend Gulden gelöset, so daß die Gemeindsschuld nicht nur bezahlt, sondern auch ein schöner Geldüberschuß für Nothfälle der Gemeinde an Zins gethan werden konnte.

Nun aber folgte Oswald auch dem Willen des Oberförsters und der Regierung. Nämlich um den Wald, als das beste Stück vom Gemeindsvermögen, recht ordentlich bewirthschaften zu können, ließ man einen Feldmesser kommen. Der vermaß alle Waldungen und brachte sie in Karten. Der Oberförster ging durch die Gehölze, und nachdem er sie besichtigt hatte, theilte er sie in Portionen oder Schläge, und schrieb dazu, welchen Schlag man in jedem Jahre abholzen könne. Und so war dabei für dreißig und für hundert Jahre Vorsorge gethan. Der Oberförster machte den Ortsvorgesetzten eine schriftliche Lehre und Anweisung dazu, was sie alle Jahre beim Abholzen und beim Anpflanzen neuer Schläge zu beobachten hätten. Und die Vorgesetzten machten der Gemeinde eine neue Waldordnung, darin, als in einem Gesetz fürs Dorf, geschrieben war, was künftig bei Fällung des Holzes, bei Austheilung der Gaben, bei Anweisung nothwendigen Bauholzes in der Gemeinde, bei Freveln, bei Ernennung der Bannwarte oder Waldvögte u. s. w. zu beobachten sei, damit Alles recht unparteiisch und gemeinnützlich vor sich gehe.

Diese Einrichtungen waren ganz vortrefflich. Und wenn es einmal an einen Schlag im Walde kam, der zu wenig Holz gab, ward das Fehlende aus dem Ueberschuß eines andern ersetzt. Der Bannwart empfing bessern Gehalt, damit er den Lumpen und Holzdieben Tag und Nacht fleißiger nachgehen könne. Alle zwei Jahre wurden die Marken und Grenzen der Wälder und Aecker und Wiesen von den Vorgesetzten, Feldhütern, Bannwarten, Güterbesitzern u. s. w., von alten Männern und jungen Knaben

umgangen, besichtigt und berichtigt. Das verhütete vielen Grenzstreit, viele Prozesse, die sonst aus Verwahrlosung der Marken entstanden waren.

---

26. Es ist noch viel Noth im Dorfe.

Das ganze Land konnte sich nicht genug über die Goldenthaler verwundern. Denn der Wohlstand der Leute nahm sichtlich zu. Nicht nur das Dorf hatte keine Schulden, sondern Leute, die sonst tief darin steckten, trugen nach und nach ihre kleinen Kapitale ab. Jedermann in der Stadt, welcher Geld austhun wollte, lieh den Goldenthalern am liebsten; denn Jedermann wußte, die Ortsvorgesetzten waren bei Schätzung der Unterpfänder sehr gewissenhaft, und kannten haargenau, wie viel Schuld auf einem Stück Landes haftete. Das war nicht so in andern Gemeinden, darum hatten die Goldenthaler überall den Vorzug und das Ansehen. Und wenn einmal ein Bettler kam, und sagte, er sei aus Goldenthal, so sprach man: „Pfui, schämst du dich nicht zu betteln, und du bist aus Goldenthal?“ Man bildete sich ein, im Goldmacherdorf wären gar keine bettelarme Leute.

Darin aber irrte man sich sehr. Denn in diesem neuaufblühenden Dorfe war noch immer ein ansehnlicher Bodensatz aus der alten Zeit. Da lebten einige verlumpte Familien, die nicht zu bessern waren, der Herr Pfarrer mochte mit ihnen reden, oder die Obrigkeit drohen, wie sie wollte. Da lebten Leute, die lieber müßig gehen, hungern und betteln wollten, als im Schweiß ihres Angesichts das saure Brod verdienen. Da lebten Leute, die sogar ihre Kinder zum Bettel- und Diebshandwerk abrichteten, und sie Abends abprügelten, wenn sie nicht genug gesammelt hatten. Da lebten Leute, die immer wieder das, was sie entweder verdient,

oder als Almosen bekommen hatten, für Wein, Branntewein und allerlei Nasch- und Leckerwaare hingaben. Man hatte auch keine Hoffnung, daß die Menschen endlich einmal aussterben würden. Umgekehrt, sie vermehrten sich mit dem Wohlstande der Goldenthaler. Denn sie verheiratheten sich unter einander und setzten Kinder in die Welt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich und ihre Kinder ernähren möchten. Die Lumpen sagten nur: „Die Gemeinde hat ein Armengut, das gehört uns an; und es ist die Schuldigkeit der Gemeinde, sie muß uns erhalten, sie mag wollen oder nicht. Verstoßen oder verhungern lassen, darf sie uns doch nicht."

Dem guten Herrn Pfarrer Roderich gingen diese frechen Redensarten des Gesindels besonders zu Herzen. Und er sagte vielmals zu den Vorstehern: „Arbeitet, wie ihr wollet: so lange ihr noch die Beispiele der Faulheit, Ueppigkeit und Lüderlichkeit, die Pflanzschule alles Lasters, im Dorfe habet, so lange kommt die Gemeinde auf keinen grünen Zweig. Denn was rechtschaffene Haushaltungen verdienen, davon zehren die Müßiggänger auch mit. Diese vermindern immerdar das Vermögen der Andern, und verführen durch ihre Schlechtigkeit andere Leute zur Schlechtigkeit."

Die Ortsvorgesetzten sahen dies so gut ein, wie der Herr Pfarrer. Aber wie sollte man dem muthwilligen Bettel und Müßiggang abhelfen? Das war der Knoten! — Im Dorfe befand sich zwar eine Art Armenhaus, welches man das Spital hieß, allein es war für die Menge der Bettelschaft zu klein; darum kamen Viele nicht hinein. Und man mußte sich scheuen, Menschen hinein zu thun. Der Herr Pfarrer ging oft in das sogenannte Spital, und hoffte die Leute darin zu bessern, — aber hoffte vergebens. Hier wohnten Alt und Jung: Männer, Weiber, die sonst kein eigenes Obdach mehr hatten, elend beisammen. Das Haus war, wie der Herr Pfarrer oft sagte, eine wahre Mördergrube

der Seelen. Denn die Kinder sahen und hörten da von den Alten viele schändliche Sachen. Das Beisammensein von Personen beiderlei Geschlechts und von den schlechtesten Sitten gab zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Das Land, welches zum Spital gehörte, war immer am unordentlichsten besorgt, und Oswald hatte große Mühe, im Hause selbst nur mehr äußerliche Reinlichkeit herzustellen. Aber wie sehr er auch den Kopf anstrengte, er konnte nichts ersinnen, dies zusammengepackte, müßige, lüderliche Gesindel zu ändern, und er glaubte zuletzt selbst, das sei nun einmal leider ein nothwendiges Uebel.

Hingegen der Herr Pfarrer hatte keine Ruhe, und wollte nicht Zeuge so vielen Sittenverderbnisses in seiner Gemeinde sein. Er war aber ein kluger Herr, der sich nicht geradezu in Gemeindsangelegenheiten mischte, weil er, um heilsam zu wirken, mit allen Bewohnern des Dorfes in Freundschaft bleiben wollte. Er gab hin und her einen guten Rath, warf einen guten Gedanken hin, und freute sich, wenn er von diesem oder jenem Vorsteher aufgefaßt wurde. Dann that er gar nicht, als wenn das von ihm herrühre; sondern er ließ den Vorgesetzten die Ehre, von selbst den rechten Weg gefunden zu haben. Das schmeichelte diesen und sie verfolgten den rechten Weg um so williger. Pfarrer Roderich meinte auch: es sei recht, daß die Ortsvorgesetzten bei der Gemeinde in höchster Achtung ständen; und es schade ihrem Ansehen, wenn es hieße, sie ließen sich vom Herrn Pfarrer gängeln und lenken. Das sollte nicht sein. Auf solche Weise wirkte der weise Mann im Stillen, ohne eigenen Ruhm, und mehr als selbst diejenigen wußten oder glaubten, auf die er wirkte. Und wenn auch nicht Alles so geschah, wie er wohl gewünscht hätte, ward er deshalb doch nicht mißvergnügt, und zog die Hand nie von der guten Sache zurück. Denn er war bescheiden genug zu glauben, daß andere Leute ebenfalls Verstand von Gott und vielleicht in

vielen Dingen bessere Erfahrung und Kenntniß hätten, als er. Jedes Nützliche belobte er ungemein; das gab großen Muth und Freudigkeit. Und wo man begriff, daß gefehlt worden sei, entschuldigte er freundlich den Irrthum; das gab wieder Trost und richtete die Verdrossenen auf.

„Das kann nicht länger so gehen mit unsern Gemeindsarmen und müßigen Bettlern!" sagte eines Tages Oswald zum Pfarrer Roderich: „Aber ich weiß keinen guten Rath zu schaffen. Diese Erb-Bettler sind für eine ehrsame Gemeinde, was die Filzläuse für einen Menschenkörper sind: eine Plage, eine Schande; und das Ungeziefer sauget Blut, Saft und Kraft aus, daß man nicht geneset. Ich habe ein Grausen, so oft ich unser Spital erblicke. Die Verwaltung kostet so viel und taugt offenbar nichts, und ist nur eine Plage und Schande und Lüderlichkeit."

Pfarrer Roderich antwortete und sprach: „Ihr habet mir endlich aus der Seele gesprochen, Oswald. Hätte die Gemeinde kein Spital, so hätte sie auch keine Bewohner desselben. Die meisten Bettler und Müßiggänger wird man allezeit in denjenigen Orten finden, in denen das meiste Armengut angehäuft ist, und wo man die meisten Almosen austheilt."

Oswald versetzte darauf: „Ich habe freilich schon daran gedacht, das Spital abzuschaffen. Aber damit ist nichts gebessert. Es wird in den besteingerichteten Gemeinden immerdar Arme geben und Taugenichtse. Wohin mit diesen? — Ich habe in andern Gemeinden gesehen, daß man die dortigen Armen bei den vermöglichen Bauern umherziehen läßt in die Runde, oder eine Woche lang von einer bestimmten Haushaltung Kost oder vielleicht auch den Stall zum Schlafen erhält. Das ist gegen Alte und Kranke oft unmenschlich, und für die Arbeitsfähigen Bestätigung im Müßiggang, seelen- und sittengefährlich. Ich habe wieder in andern Gemeinden, die den Bettel abschafften, gesehen, daß sie ihre

Bettler auf Unkosten der Gemeinde bei gewissen Leuten verkostgeldeten. Man übergab dann die Verpflegung des Gesindels denjenigen, die am wenigsten dafür forderten. Das waren nun wieder höchst arme Leute, die damit ein Stückchen Geld verdienen wollten, und in so ruchloser Gesellschaft ganz verdarben. Dabei hatte die Gemeinde gar keinen Nutzen, sondern Schaden, denn die Bettler besserten sich nicht und steckten Andere mit ihrer Liederlichkeit an, bei denen sie wohnten. — Ja, Herr Pfarrer, und Blut weinen möchte ich, wenn ich zumal an arme, verwaisete Kinder denke, welche auf diese Weise durch die Gemeinden versteigerungsweise in Verpflegung an den Wenigstnehmenden gegeben worden sind. Ich weiß, wie man in den theuern Zeiten für solche Kinder das Geld nahm, aber sie hungern ließ; und wenn die armen Würmer jammerten und vor Hunger schrien, wie man sie mit Ruthen gestrichen hat, um sie zum Schweigen zu bringen, damit die Leute es nicht vernehmen sollten. Ich weiß, wie einst der Leichnam eines solchen Kindes geöffnet wurde, fand sich im Magen nichts als etwas Gras und Wasser, und der Rücken und die Lenden waren blutrünstig. Wahrlich, wahrlich, es ist unter Türken und Heiden mehr Barmherzigkeit, als bei unsern rohen Bauersleuten oft gefunden wird."

„Ich weiß auch gar wohl," fuhr Oswald fort, „daß die Vorsteher in vielen Gemeinden an Errichtung von Armenhäusern und Spitälern dachten, worein sie ihre Bedürftigen thun wollten. Das geschah aber nicht aus wahrer Menschlichkeit; sondern die hartherzigen, bequemen Vorsteher wollten sich damit nur die Mühe erleichtern und die Plage abschaffen, immer an die armen Leute denken zu müssen. Denn der Stolz der Vorsteher liebt zwar im Dorfe die Würde, aber erleichtert sich auf ehr- und gottvergessene Weise die Bürde, wie es gehen mag!"

So sprach Oswald. Der Herr Pfarrer freute sich über des

Vorstehers gründliche Kenntniß der Dinge und sprach: „Ich habe über diesen höchstwichtigen Gegenstand meine Gedanken einmal schriftlich verfaßt; leset doch diese Blätter. Es sind viele unreife Gedanken darin; aber ändert und bessert oder verwerfet Alles, was ihr wollet.“

Oswald nahm des Pfarrers Schrift zu sich. Er las sie mehrmals durch. Er sprach darüber mit den Beisitzern. Er ging zum Pfarrer und machte ihm allerlei Einwürfe, hörte dessen Antworten und berieth sich wieder mit den Beisitzern. Endlich verstand er sich mit dem Herrn Pfarrer über einen Plan zur bessern Versorgung der Armen im Dorfe. Dann versammelte er die achtbarsten Männer der Gemeinde, zog auch diese zu Rath und hörte ihre Einwendungen. Da ward wieder allerlei abgeändert und wieder verbessert.

---

27. Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen.

Nachdem Alles wohl berathen war, ging man ans Geschäft. Doch wußten Wenige im Dorfe, wie man so viele Bettler, Müßiggänger, hilflose Kranke, Gebrechliche und Kinder, ohne ungeheure Kosten, ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengut eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, erhoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Aexte, Hobel, Sägen, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgeräthe an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien zugleich kochen zu können, und machte allerlei Aenderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war

eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei Schuh breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Bettuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie ganz bequem machen," sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräthe von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald Alles und Jedes vorbereitet war, nahmen die Vorgesetzten ein Namensverzeichniß auf von denjenigen Personen im Dorfe, welche nicht ohne Unterstützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht. Man kannte diese Leute nur allzugut. Verschiedene derselben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; Andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigenen Wohnungen besaßen, wurden aufgefangen und ins Spital gebracht. Sie gingen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beisammen wohnten, so daß Alt und Jung, Leute beiderlei Geschlechts im gleichen Gemach schlafen mußten, wurden ohne Umstände ins Spital geführt. Nur diejenigen wurden in ihren Wohnungen gelassen, die darin nachweisen konnten, daß sie und ihre Kinder alle getrennt schliefen und gesund wohnten.

Also waren sämmtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Klassen zerfallen. Die, welche eigene Wohnungen hatten, hießen Häusler; die, welche ins Spital kamen, hießen Spittler. Beide aber wurden als Genossen der gemeinen Armenanstalt betrachtet, ohne Unterschied. Wo Kinder waren, ließ man sie gern bei ihren Aeltern. War aber die Behausung derselben zu klein, oder waren die Aeltern ruchlos und unsittlich oder im Spital: so

suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten um Geld, auch nicht bei reichen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegeältern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die Wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es aus Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit. Der Herr Pfarrer war der rechte allgemeine Waisenvater. Er hatte zween böse, muthwillige naschhafte Knaben, die Keiner annehmen wollte, zu sich ins Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu Jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie sahen nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Aeltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müßigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesammten armen Leute mit ihren Kindern also vertheilte und Jeglichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Ortsvorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und von Keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu beaufsichtigen und zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lerne. Das war nicht anders als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen Armenfamilie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche

bekamen, wo, wie in der theuern Zeit, die Sparsuppe gemeinschaftlich gekocht wurde, und sie Kleider und Geräth von der Armenpflege erhielten, so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Brod und was ihnen sonst zukam, wieder abverdienen. Was sie außer der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowohl dies Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparnißkasse für sie gelegt. Denn Leute, die zu ihrem Unterhalt Alles und Jedes empfingen, brauchten kein baares Geld; sie mußten aber erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, so daß derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie ging, war es weniger mühsam und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeldlich aus christlichem Gemüth. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rath und Anweisung und Beihülfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater und Fürsprecher und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: woher Nahrung und Kleider für die

Armen nehmen? Der Zins des Armenguts reicht nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wohl böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brod verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spittler, Männer und Weiber machen jetzt gleichsam eine einzige große Haushaltung, und müssen Einer für Alle, Alle für Einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spittler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so ging es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward ins finstere Loch des Thurms gesperrt; da saß er und bekam zum Getränk kaltes Wasser, und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die Andern nicht hatten essen mögen. Das war Keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüs und zweimal in der Woche Fleisch. Wer, außer den acht Arbeitsstunden, noch fleißiger sein wollte, konnte sich damit Geld verdienen. Seine verfertigte Waare ward für ihn verkauft, und das erlösete Geld für ihn als ein kleines Kapital in die Ersparnißkasse an Zins gethan. So sammelten sie sich ein kleines Vermögen. — Wer fluchte oder schwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finstere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein still und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern. Er konnte im Spital ein Unteraufseher oder gar Spitalmeister werden. Denn aus den bravsten Leuten im Spital wurden die Aufseher über die Arbeiten und das Betragen der Andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafstätten und Kleider erwählt. Die Aufseher berichteten Alles dem Spitalmeister, der selbst ein Spittler war. Der Spitalmeister, so wie die Köchinnen, hatten den Vortheil, nicht zur gemeinen Arbeit gebraucht zu werden. Was sie neben ihren Amtsgeschäften verdienen konnten, das war

ihr Eigenthum und kam in die Ersparnißkasse. Die Unteraufseher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinschaft mitzuarbeiten; die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vortheil fleißig zu sein. Die Köchinnen hatten es eben so. Elsbeth führte die Oberaufsicht der Spitalküche. Hier unterrichtete sie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spittlerin hatte Aufsicht über Wäsche, Kleidung und Geräth der Spittler. — Also wurden sämmtliche Spittler zwischen Furcht der Strafe und Hoffnung des Nutzens gestellt und zu ihrem eigenen Besten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spittler und Häusler gemeinschaftlich nicht nur die Gärten und Felder des Spitals bestellen, das Getreide, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs, Hanf, Oelpflanzen u. s. w. bauen, sondern auch gemeinschaftlich ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Besitzer den Nutzen von seinem Stückchen Gemeinlandes, also daß er, nach Abzug dessen, was er ebenfalls der Armenanstalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach schuldig geblieben, das Uebrige verkaufen lassen konnte von seinem Vogt; der Gewinn kam in die Ersparnißkasse.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moosige Stellen des Waldes durch Abzugsgraben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eichen besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten die, welche mit Drehbank, Hobel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgeräth aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen-

und Leingarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- und Flachsgarn Leinwand verfertigen. Immer waren einige Webstühle Winters und Sommers in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spittler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; außerdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämmtlicher Häusler und Spittler thätig sein; Wolle, Hanf und Flachs spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken, Bettzeug und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für Einen, und Einer für Alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergingen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vortheilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spittlermeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spittler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Elsbeth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister, Johannes Heiter, führte unentgeldlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spittler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: die ganze Wirthschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, woben und schneiderten ihre Kleider selber aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle und Holzteller, Schränke u. s. w. selber; besserten Zimmer, Gebäude und Geräthe selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Geräth verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder

eingekauft, was man an Wolle, Eisen u. s. w. nöthig hatte. Die fleißigern Häusler verdienten noch außer den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen an Zins gelegt oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfond nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Kost viel arbeiteten und Männer und Weiber ohnedem fast beständig getrennt lebten, verging ihnen die Ueppigkeit von selbst. Zudem war ein Gemeindsgesetz: es konnte Keiner heirathen, als der, welcher sich außer der Armenanstalt, ohne Hülfe der Gemeinde, ernähren konnte.

Das Beste, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmälig bei diesen einst verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienst des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spittlern die Abendandacht; dazu kamen auch die Häusler. Da sprach er dann viel Heilsames und Lehrreiches über ihren Seelenzustand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menschenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit, das reinste Glück des Herzens gefunden werde. Diese Erbauungsstunden fruchteten zur Besserung weit mehr noch, als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Uebrigens stand jedem Spittler und Häusler vollkommen frei, die Anstalten zu verlassen, wenn er wollte. Er mußte nur zeigen, wie er sich selbstständig und auf ehrliche Weise durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Gesetz, daß, wenn Jemand die Anstalt verlassen und sich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterstützung, durch eigenen, häuslichen Fleiß erhalten und gutes Lob und Zeugniß erworben hatte, daß er sodann den freien Gebrauch seines kleinen, in der Ersparnißkasse befind-

lichen Vermögens empfing. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr, und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die Goldenthaler Armenanstalten vorzüglich von andern dergleichen ruhmvoll und segensvoll unterschied, war: daß die armen Leute gezwungen wurden, Alles, was sie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus selbst zu machen. Es sorgte Niemand für sie; sie mußten für sich selbst sorgen und arbeiten. Hier war keine stillsitzende Lebensart, hier keine ungewisse, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu schwerer Arbeit nachher untauglich werden, hier gab es keinen leichten Verdienst, wo junge Mädchen und Knaben bald eben so viel Geld gewinnen können, als die Alten, was dann zur Ueppigkeit, zu frühen Heirathen und zur Vermehrung des Lumpengesindels beiträgt. Hier mußte Jeder seine Kraft für das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, hacken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, weben, schneidern.

---

28. Probieren geht über Studieren.

Es war auch in Goldenthal, wie an andern Orten. Sobald irgend ein verständiger Mann etwas Neues auf die Bahn brachte, um damit etwas offenbar Schädliches abzuschaffen, machte sich Jeder ein Geschäft daraus, es zu verhindern. Dann ward Jeder ein Bedenklichkeitskrämer und hatte Zweifel feil; dann schüttelte Jeder den Kopf, zuckte die Achseln und sang das berühmte Lied aller feigen und trägen Memmen:

Laß es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald wußte das wohl, und war aus Erfahrung und Schaden klug geworden. Hätte er seinen Goldenthalern den ganzen

langen Plan von den Armenanstalten, wie er sie im Sinn hatte, vorher bekannt gemacht, so würde Jedermann erschrocken gewesen sein, sich in der Betrachtung desselben verwirrt, ihn geradezu verworfen und dabei gerufen haben:

Laß es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald aber dachte: Probieren geht über Studieren. Er hatte selbst seinen ehrsamen Beisitzern nichts vom ganzen Umfang des Plans erzählt; denn es waren zwar wohlwollende, brave Männer, aber ängstliche, schüchterne Leute. Darum sagte er nie mehr, als immer stückweis etwas, das eben ausgeführt werden sollte.

Erst wurden die Armen und Bettler mit ihren Kindern aufgezeichnet und in Häusler und Spittler eingetheilt. Nun das ging. Dann wurde für jede Familie ein Vogt ernannt, und ihm vom Herrn Pfarrer erklärt, was er zu thun habe. Das kam endlich auch zu Stande. Dann schaffte man Hobel, Aerte, Sägen, auch Spinn- und Spulräder, Wollenkarden und ein paar Webstühle aus dem Armengut an. Das war keine Hexerei; eben so wenig der Ankauf von Wolle, das Hanf- und Flachssäen, das Einführen der Spinnerei und die Einrichtung der Spitalküche. So ward allmälig Eins ums Andere ins Werk gesetzt; man fand jedes Einzelne nicht zu schwer; so kam das Ganze zu Stande, und die hohe Regierung genehmigte den Plan mit großermunterndem Lobe. Man hat hintennach erfahren, daß selbst in der Regierung einige Herren den Plan für unausführbar gehalten und bespöttelt hatten, da derselbe schon, ohne daß sie es wußten, ins Werk gesetzt war.

Die meisten Sprünge machten anfangs die Spittler; sie wollten nicht in den engen Zellen schlafen. Man sagte ihnen aber: Arbeitet fleißig, so könnet ihr euch Wohnungen miethen oder Häuser bauen. Sie wollten aber nicht arbeiten, da kamen sie tagelang

ins finstere Loch bei kalter, schmaler Kost. Das gefiel ihnen noch weniger. Einige versuchten, ihr Loos durch Gehorsam zu verbessern, und ergaben sich in ihr Schicksal, zumal in den Wintertagen, wo es auf der Landstraße auch nicht angenehm zu reisen und zu schlafen war. Als sie einmal bessere Kost und bessere Behandlung genossen und die Arbeit gelernt hatten, und als sie schon in der Ersparnißkasse einige Gulden Eigenthum für ihre alten Tage oder für ihre Kinder besaßen, blieben sie gern da. Denn sie wollten das kleine an Zins gelegte Vermögen nicht im Stich lassen, und wurden begierig, es zu vermehren. — Andere aber liefen davon und in die weite Welt hinaus, um müßig zu gehen und zu betteln. Nun, dann war's ihr eigener Schade; die Gemeinde hatte nur den Nutzen, sie nicht mehr erhalten zu müssen. Einige von den Weggelaufenen kamen nie wieder zum Vorschein. Das war für Goldenthal kein Unglück. Andere wurden, als Bettler, von den Polizeibedienten des Landes aufgefangen und wieder zurückgebracht. Die besuchten zuerst das finstere Loch, und dann kamen sie wieder an die gemeine Arbeit, wie zuvor. — Binnen drei Vierteljahren war es mit allen Widerspenstigen in der Ordnung, und es gab keinen bettelnden Goldenthaler mehr, außer einige Weggelaufene in fremden Ländern.

Die Häuslerfamilien wollten sich anfangs auch auf die Hinterfüße stellen, und den Dreck und Unflath vertheidigen, worin sie zu leben gewohnt waren. Und sie klagten und schrien bitterlich über die Hartherzigkeit der Goldenthaler, die ihnen nicht mehr unentgeldlich wollten zu essen und zu trinken, und ihnen nicht einmal Geld in die Hände geben. Allein der Hunger und das finstere Loch machten zuletzt auch die Sprödesten geschmeidig, und die Goldenthaler blieben dabei: wer e s s e n will, soll a r b e i t e n; wer es gut h a b e n will, soll gut t h u n.

Die Verwaltung des Spitals war vorzeiten kostbarer gewesen.

Jetzt kostete sie nichts. Nicht der Pfarrer, nicht Oswald, nicht Elsbeth wollten sich am Armengut bereichern. Die Spittler selbst mußten die angewiesenen Haus- und Unteraufsichtsgeschäfte verrichten. Ward ihnen solch ein Aemtlein vertraut, war es Belohnung ihres Wohlverhaltens; ward es ihnen genommen, war es Strafe. Einer lauerte dem Andern dabei auf den Dienst. Die Spital-Gärten und Güter gaben Nahrung genug, und auch was die armen Familien am ehemaligen Weidland zum Antheil empfangen hatten, wurde abträglicher, weil es gemeinschaftlich angebaut und besorgt ward. Die Unfleißigen bezahlten dem Spital mit dem, was sie auf dem Pachtland ärnteten, ihre Kost und Kleidung, und was sie noch erübrigten, ward in Geld verwandelt und für sie ein Schatz in der Ersparnißkasse.

Die Männer im Spital stellten sich anfangs zum Hobeln und Sägen, zum Wollekrämpeln und Weben ungeschickt genug an. Aber sie mußten lernen. Ein Meister aus der Stadt brachte das Ding bald ins Geleis; der war ein verständiger Mann und großer Verehrer und Freund des Herrn Pfarrers. So kostete die Bekleidung der Armen dem Spitalgut wenig, und die Anschaffung von Bänken, Stühlen, Bettgestellen, Schränken und andern Geräthschaften, wie auch Ausbesserung am Hause, fast nichts. Die Spittler mußten auch für die Häusler Geräth machen; so ward jede Familie damit wohl versehen und gewöhnte sich an einige Bequemlichkeiten.

So wie das Armengut und Spital dabei gewann, weil so viele Hände nur für Kost und Kleidung arbeiteten, so gewannen auch die Häusler und Spittler dabei an Vermögen und Eigenthum. Denn was sie außer den acht üblichen Stunden mehr arbeiteten, konnten sie zu ihrem Nutzen in Geld verwandeln und in der Ersparnißkasse an Zins legen; eben so, was sie von den Erzeugnissen ihres Pachtlandes erübrigen und verkaufen lassen konnten. Das

war kein geringer Vortheil. Die Menschen wurden arbeitslustig und bekamen Freude am Sparen und Vermehren ihres Eigenthums, weil sie die Zeit voraussahen, da sie ganz unabhängig leben und einen gewissen Wohlstand zu genießen im Stande waren.

Am besten hatten es die Spitalmeister und die Aufseher, welche selbst Spittler waren. Denn Alles, was sie neben ihren Amtsverrichtungen arbeiten konnten und verkaufbar war, das wurde zu ihrem Nutzen verkauft. Darum war Jedermann beflissen, sich wohl zu halten, um zu einer solchen Stelle zu gelangen. Und diejenigen, welche das Aemtlein hatten, nahmen sich wohl in Acht, etwas von den ihnen übertragenen Pflichten zu versäumen. Der kleinste Fehler konnte sie um den vortheilhaften Dienst bringen, auf welchen Viele hofften.

Es gab zuletzt in der Armenanstalt Goldenthals recht geschickte Arbeiter. Nicht nur die Bauern im Dorfe, sondern selbst viele Leute aus der Stadt kauften von den hier verfertigten Waaren, oder ließen hier arbeiten. Und wenn so ein geschickter Arbeiter spürte, er verdiene mehr, wenn er für sich allein arbeite, verließ er das Spital und miethete sich Wohnung im Dorf oder in der Stadt und lebte für sich selber. Das feuerte nun wieder die Andern an, ebenfalls recht geschickt zu werden.

Im Dorfe war natürlich Jedermann froh, nicht mehr vom Bettelgesindel geplagt oder in Häusern und Gärten nächtlicher Weise bestohlen zu sein. Jeder schickte mit Freuden, statt der Almosen, etwas ins Spital, wenn es irgend in demselben an etwas fehlte. Allein es zeigte sich noch ein anderer Vortheil für das Dorf, an den vorher Niemand gedacht hatte. Nämlich, hatte es im Sommer an Feldarbeit gemangelt, so waren andere Arbeiten im Freien vorgenommen worden. Und so war's gekommen, daß alle Gassen des Dorfes, wo man sonst bei schlechtem Wetter im Koth bis über die Knöchel waten mußte, mit Steinen besetzt wur-

den; daß der Bach im Dorfe, der sonst überlief und große Pfützen bildete, mit Gemäuer eingefaßt stand; daß die Feldwege und Fußstege ohne Löcher waren; daß die Gemeindswaldungen keine Stelle mehr hatten, die nicht mit jungen Setzlingen den erfreulichsten Nachwuchs zeigte. Weit umher im Lande sah man keinen Wald in besserer Ordnung, und kein säuberlicheres Dorf als Goldenthal. Es kamen sogar große Herren von der Regierung und besichtigten die Goldenthaler Anstalten und Einrichtungen, und hätten dergleichen gern überall gehabt. Allein sie sahen sich in andern Dörfern oft vergebens nach dem edeln Pfarrer Roderich, nach dem menschenfreundlichen Oswald und seiner eifrigen Gehülfin Elsbeth um. Dennoch ward es auch anderswo mit Abänderungen und mit Glück versucht. Und daran that man Recht. Probiren geht über Studieren. Und wo man mit eifriger Menschenliebe was Rechtes will, da geschieht auch was Rechtes.

---

29. Wieder etwas Neues.

„Was hat auch der Oswald wieder?“ fragten sich die Bauern unter einander. Denn wenn alle Leute Feierabend hatten, lief er noch mit dem Schulmeister und einigen jungen Burschen in den Feldern herum. Die schleppten sich mit Ketten, steckten lange Stangen in die Erde, und Oswald sah immer über einen kleinen, langbeinigen Tisch nach den Stecken, und konnte sich nicht satt daran sehen. Und der Schulmeister Heiter that es auch gern. Und an den Stecken war doch nichts zu sehen.

Das ging beinahe ein Jahr lang so. Und da die Bauern hörten, daß Oswald das Land und alle Felder vermessen und alle Wege und Stege in einen Plan bringen lasse, ward Vielen bange. Denn es ging wieder die Rede vom Krieg und sie dachten, der Oswald könne dem Feind das Land verrathen wollen.

Es verhielt sich aber folgendermaßen: Oswald verstand das Feldmessen und hatte Bücher, die davon handelten. Und er hatte seinen Liebling, den Johannes Heiter, auch in dieser Kunst unterrichtet, nebst andern Bauernburschen, die Kopf dazu besaßen. Weil nun die Waldungen der Gemeinde sehr genau ausgemessen waren, kam er auf den Einfall, nach und nach in den Nebenstunden alle Güter, Wege und Stege des ganzen Gemeindsbezirks zu vermessen und daraus eine große Karte zu machen.

Auf der Karte sah man sehr deutlich jedes Stück Land, jeden Steg, jeden Hag, jedes Haus. Eine Juchart war beinahe einen Zoll ins Geviert groß. Und die große Karte, wie sie fertig war, wurde im Gemeindshause aufgehängt. Da liefen nun tagtäglich Bauern hin und beschauten den Plan, und wunderten sich sehr. Denn sie fanden sich bald zurecht, und Jeder erkannte seinen Acker, seinen Garten, seine Wiese. Und was das Beste war: in jedem Stück Feld oder Acker stand die Größe desselben, genau bis auf einen halben Schuh, geschrieben. Nun erst wußte Jeder recht eigentlich, wie groß seine Aecker und Wiesen waren, und er schrieb sich die Zahlen sorgfältig ab. Das war beim Kauf und Verkauf keine Kleinigkeit; denn bisher hatte man das Land nur nach Schritten geschätzt, und Mancher zu wenig angegeben, Mancher zu viel. Das war allerdings nun ein großer Nutzen.

Der Vorsteher Oswald sagte aber zu den Leuten, wenn sie den Plan betrachteten: „Das ist noch nicht der größte Nutzen; ich weiß noch einen bessern.“ Wenn sie ihn darum fragten, antwortete er: „Habet ihr's bis Lichtmeß nicht errathen, so will ich es euch dann sagen.“ Sie erriethen es aber nicht.

Als nun Lichtmeß kam und die Gemeinde wegen verschiedener Angelegenheiten versammelt war, trat Oswald, nachdem man alles abgethan hatte, hervor und sprach: „Ihr Alle kennet sattsam den Plan von unserm Gemeindsbezirk, wie ihn der Schulmeister

Johannes Heiter mit seinen Schülern genau und zierlich verfertiget hat. Ihr Männer, liebe Mitbürger, Jedermann hat dabei seine besondern Gedanken gehabt, und auch ich die meinigen. Und diese will ich euch offenbaren."

„Wenn ich die Felder übersah, die wir im Schweiße unsers Angesichts bauen, nicht ohne Segen von Gott dem Herrn, so that es mir oft weh im Herzen, daß die Arbeit uns so viel Mühe macht, und es that mir oft weh im Herzen, daß dabei Vieles nicht so gut angebaut ist, und folglich auch nicht so viel abträgt, als wohl sein sollte. Und ich warf meine Augen noch einmal auf den Plan, und siehe, da wurden auch die Augen meines Geistes eröffnet, und ich erkannte einen Hauptfehler in unserer Feldwirthschaft."

„Ihr Männer, liebe Mitbürger, es liegt nun sonnenklar am Tage, wenn ihr euch unter einander verstehet, so werden eure meisten Güter mit geringerem Aufwand von Zeit und Unkosten besser besorgt werden und abträglicher sein können, als bisher.

Da riefen viele Bauern: „Dazu wollen wir uns ohne Mühe mit einander verstehen, wenn es nicht einmal so viel kostet, als sonst!"

Oswald sprach: „Ich wünsche Glück dazu. Ich will euch sagen, was bisher viel Unkosten verursacht hat, die ihr nun sparen könnet, wenn ihr wollet. Das ist die Zeit! — Jeder von euch hat nämlich sein Land nach und nach zusammengeerbt oder zusammengekauft, wie es kam. Da hat er ein Stück am Berg liegen, ein anderes hinterm Wald, ein anderes wieder jenseits der Brücke, ein anderes neben der Landstraße, wieder ein anderes am Bach, und noch ein anderes beim Steinbruch. Da muß er nun Viertelstunden weit unnütz umherlaufen von einem Stück zum andern, eben so die Knechte und Mägde, eben so die Fuhre mit dem Dünger. Da wird ein Theil des Tages bloß mit Gängen und Läufen ver-

loren, wo man hätte arbeiten können. Da werden Magd und Knecht für Hin= und Hergehen bezahlt, was doch nichts einträgt. Es wird daher um so viel weniger im Tage gearbeitet, und das Land um so weniger mit größtem Fleiß bearbeitet, weil es an der nöthigen Zeit gebricht. Mancher scheut sich, noch etwas Land zu kaufen, weil er das seinige kaum recht in Ordnung besorgen kann; und doch hat er nicht viel. Aber das Umherziehen von einem Stück zum andern nimmt die Zeit weg. Lägen alle seine Felder beisammen und wäre ein Ganzes, er könnte mit eben so vielen Leuten, in eben so vieler Zeit noch einmal so viel Land besorgen, als er jetzt hat, und um so viel reicher sein."

Die Bauern sagten: „Das ist ganz richtig, aber es läßt sich nicht ändern. Man kann seine Aecker nicht auf den Rücken nehmen und an einen Haufen legen."

Oswald sprach: „Das könnet ihr, wenn ihr wollet, nun ihr den Plan vom Gemeindsbezirk habet und nun Jedermann weiß, wie groß jedes seiner Stücke ist. Aber ich sage euch, die Sache hat viel Schwierigkeiten. Ihr müsset mit einander die zerstreuten Stücke austauschen, so daß endlich Jeder sein Land im Zusammenhang hat, als ein einziges Stück. Da rede Jeder mit seinen Nachbarn und Anstößern. Entschädiget einander, wo der Eine ein paar Schuhe Land mehr oder bessern Boden hat, als der Andere. Und wenn Einer oder der Andere beim Tauschen wirklich etwas einbüßen sollte, so gewinnt er doppelt dadurch, daß er Alles beisammenliegend hat. Wo ihr nicht eins mit einander werdet, nehmet unparteiische Schätzer oder billige Schiedsrichter, oder ziehet Loose. Ich sage: lasset euch durch kein Hinderniß abschrecken, oder seid darum nicht zufrieden, weil ihr es jetzt seit vielen Jahren so gewohnt seid; es kommt darauf an, daß ihr reicher werden könnet, ohne größere Mühe."

Als der erste Vorsteher so geredet hatte, ging die Gemeinde

kopfschüttelnd aus einander. Zwar Alle sagten, der Gedanke sei gar gut; aber man würde nun und nimmermehr einig werden.

Inzwischen dachten doch Einige in müßigen Augenblicken daran, welches Stück von ihren Feldern sie wohl Dem und Diesem für das seinige geben könnten, das an das ihrige stieß. Sie fingen sogar zum Spaß an, davon mit den Angrenzern zu reden. Diesen war dann das Angebotene nicht allezeit gelegen, und wünschten ein anderes, das dem Dritten gehörte, zu empfangen. Da begrüßten beide Theile nun den Dritten. Einer stieß den Andern. Bald machte Jeder Plane für sich, seine Besitzungen auszurunden und in ein einziges Stück zu verbinden. In kurzer Zeit griffen die Unterhandlungen um sich. Manche gelang, manche scheiterte. Immer kam dabei etwas heraus. Es war in Goldenthal wie an einer Landversteigerung oder wie auf einem Gütermarkt, zumal im Winter, da man mehr müßige Stunden hatte und Abends zum Gespräch zusammenkam, bald bei Diesem, bald bei Jenem. Denn ins Wirthshaus zu gehen und das gute Geld durch die Gurgel zu jagen und einem Vieh gleich zu werden, schämten sich alle Ehrenleute im Dorfe. Lieber tranken sie ihr Glas bei Weib und Kind und mit denselben an einem Sonn- und Festtage.

Oswald hatte es vorausgesagt: der Gütertausch hat Schwierigkeit! So war es auch. Allein im ersten halben Jahr war es doch schon Fünfen fast ganz gelungen, all ihr Land beisammen zu haben. Das verdroß die Andern. Sie sahen den Nutzen davon sehr wohl ein. Nun setzten sie den Kopf daran, es auch so weit zu bringen. Das Gemeinhaus ward beständig besucht am Abend. Da standen immer einige Bauern vor der großen Karte, und handelten und stritten, daß man es draußen hörte, und liefen aus einander im Zorn, und traten wieder mit neuen Vorschlägen zusammen.

Was war die Folge? Von Jahr zu Jahr rundeten sich die

Güter immer besser zu, und die guten Wirkungen wurden auffallend sichtbar.

---

30. Wie es im Goldmacherdorf aussah.

Wohl war Goldenthal nun ein rechtes goldenes Thal. Da lag es mitten in den fruchtbarsten Gärten, wie vergraben in den vollen Obstbäumen, umringt von Wiesen und goldenen Saatfeldern, wie mitten im Paradiese. Die Feldwege zwischen den Aeckern waren wie Gartenwege sauber und eben, die Landstraßen auf beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt, so weit der Gemeindsbezirk ging.

Und trat man ins Dorf, so glaubte man in kein Dorf zu treten, sondern in einen stattlichen Marktflecken. Denn die Häuser waren, wenn auch nicht alle groß, doch alle schön und wohl unterhalten von oben bis unten; die Fenster glänzend und hell; die Thüren und Gesimse stets gewaschen oder frisch angestrichen; die Dächer fast alle mit Ziegeln gedeckt, denn durch ein Gemeindsgesetz waren die Strohdächer wegen Feuersgefahr verboten. Und wurde ein neues Dach gedeckt, mußten es Ziegel sein. Auf mancher First sah man Blitzableiter, fast vor allen Fenstern Blumen; neben den Häusern kleine Gärten, zierlich geordnet und daneben wohlgeschirmte Bienenkörbe.

Die Leute grüßten Jeden so freundlich auf der Straße, und neckten einander im Vorbeigehen scherzend. Man sah es ihnen wohl an, daß sie unter einander gut lebten und mit ihrem Zustande vergnügt waren. Das konnte nicht anders sein. Sogar in der Woche bei Feld- und Gartenarbeit gingen Alle, zwar schlicht und einfach, aber doch reinlich gekleidet: man sah keine beschmierten, keine zerrissenen Gewänder. Es gab braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, aber keine kothigen, mit struppigen Buschhaaren; und die Kraft und Gesundheit lachte Allen aus den Au-

gen. Die jungen Bursche in andern Dörfern sahen am liebsten nach den Goldenthaler Mädchen; denn sie waren nicht nur wundernett und hübsch, sondern auch häuslich, geschickt und wirthlich. Mancher reiche Bauerssohn in andern Dörfern holte sich ein Mädchen aus dem Goldmacherdorf; wenn es auch nicht viel Geld hatte, hatte es doch viele Tugenden. Und ging ein junger Mann aus Goldenthal auf die Heirath aus, so konnte er unter den Töchtern des Landes wählen. Man schlug einem Goldenthaler nie leicht die Tochter ab, wenn sie auch mehr Vermögen hatte; denn man wußte, es war gar wohl angelegt. Das vermehrte den Wohlstand der Gemeinde nicht wenig.

Daß man keine Bettler und Müßiggänger in Goldenthal sah, verstand sich. Aber man erblickte auch nicht einmal dem Anschein nach arme Leute. Denn sogar die Spittler hatten ihr sattes Essen und Trinken und ordentliches Gewand. Und trat man ins kleinste, ärmste Bauernhaus, so meinte man beinahe, es sei etwas recht Vornehmes darin. Die Fußböden waren so reinlich und gefegt, die Bänke, Stühle, Tische so ohne Flecken und Fehl, Fenster und Spiegel so hell — kurz, es war nicht wie in den Sauhütten mancher Bauern in andern Dorfschaften. Man bekam rechte Lust, da zu wohnen unter den Biederleuten.

Während der Sommermonate, vom Frühjahr bis zum Herbst, war es an den Sonntagen bei schönem Wetter ein fröhliches Leben zu Goldenthal. Da wimmelte es von Besuchen aus der Stadt. Das große, neu ausgestattete Wirthshaus, welches — wer hätte es glauben sollen? — einer von den zweiunddreißig armen Genossen des Goldmacherbundes durch Erb und Kauf an sich gebracht hatte, war angefüllt mit städtischen Familien, die Erfrischungen nahmen. Andere Familien kehrten in die Wohnungen ihnen bekannter Bauern ein: saßen da in den Gärten bei Milch, Obst, Honig und andern Näschereien des Dorfes; oder lagerten sich plaudernd

und spielend auf grünen Rasenplätzen; oder saßen auf den saubern Bänken vor den Häusern im Schatten weit vorragender Dächer, und sahen die auf- und abwandelnden bunten Reihen der Spaziergänger; oder traten auf den Platz unter die Linde, wo die Jugend des Dorfes zuweilen tanzte beim heitern Gesang der Andern. Man kann leicht denken, die Herren und Frauenzimmer aus der Stadt waren für das Vergnügen, welches sie in Goldenthal genossen, nicht undankbar, und die von den gefälligen Landleuten angebrachten Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihrer Häuser und Gärten trugen guten Zins. Selbst im Winter fehlte es nicht an Besuchen. Da wurden aus der Stadt Schlittenparthien nach Goldenthal gemacht. Wo konnte man's besser haben?

Die Leute in andern Dörfern sahen und hörten das und wunderten sich fast zu Tode, warum das bei ihnen nicht auch so sei? Sie meinten in vollem Ernst, die Goldenthaler hätten geheime Künste. Statt aber sich nach diesen Künsten recht zu erkundigen, blieben sie ruhig auf ihrem alten Mist sitzen, und blieben, wie sie waren. Sie zeigten nur Neid und Mißgunst, wenn sie von Goldenthal sprachen, und spotteten und nannten es das Goldmacherdorf. Aber dieser Uebername ward kein Uebelname.

Auch machten sich die Goldenthaler nicht viel daraus. Denn wohin sie kamen, waren sie werthgehalten und geschätzt. Sie fuhren in ihrer guten Weise fort und waren dabei des Lebens froh. Hatten sie die ganze Woche gearbeitet, war jeder Sonntag ein rechter Ruhetag. Ins Wirthshaus freilich gingen die Goldenthaler nicht. Sie hatten ihren Labetrunk daheim. Aber auch im Winter tanzten da des Abends die jungen Leute bei guter Musik. Einige Männer und Knaben waren durch den Schulmeister Johannes Heiter im Spiel der Geigen und Flöten angeleitet worden. Sie hatten es ziemlich weit gebracht. Oft führten auch die jungen Sänger und Sängerinnen große Singstücke auf, wie man dergleichen

kaum in der Stadt hörte. Die alten Männer und Frauen kamen familienweise des Abends zu einander; da bewirtheten sie sich mit einfacher Kost, und hatten ihre muntern Gespräche. Von besoffenen Leuten, von Raufereien, von Prozessen, von Ausschweifungen anderer Art hörte man gar nicht. Denn mit dem Wohlstande und der bessern Erziehung, die aus der Schule stammte, hatte sich ein gewisses Ehrgefühl und eine Liebe zu anständigen Sitten unter den Bauern ausgebildet, wovon man sonst nicht leicht in andern Dörfern Aehnliches gewahr ward. Man kannte und unterschied sie schon beim ersten Anblick in der Stadt von Landleuten aus andern Gegenden. Sie waren in ihrer Tracht höchst einfach und säuberlich, in ihrer Rede sanft und bescheiden, in ihrem Benehmen offen und gutherzig. Sie trugen zwar keine feine Kleider, aber dafür war ihr Betragen fein.

Man muß wohl nicht glauben, daß dies höfliche, ehrbare und löbliche Wesen eine reine Frucht der Erziehung oder des allgemeinen Wohlstandes allein gewesen; es war auch eine Wirkung der Gemeindegesetze. Denn wie einige Bauern reicher geworden waren, hatte es gar nicht an solchen gefehlt, die wieder über die Schnur hieben und aus der Art zu schlagen drohten. Da wollten Einige hochmüthig werden, putzten ihre Töchter ungebührlich, kleideten sich in kostbares Tuch recht städtisch, und thaten in allen Dingen groß. Einige andere nahmen die Spielkarten wieder vor oder die Weinflasche im Wirthshaus. Das erweckte aber großes Aergerniß bei den meisten rechtschaffenen Leuten, und sie sprachen: „Fängt man es so wieder an, werden wir bald wieder den Krebsgang gehen!“ Und es war allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche von der einfachen, löblichen Weise abwichen; und man begehrte, die Ortsvorgesetzten sollten besser über die Bewahrung der guten Sitten im Dorfe wachen.

Dieser Vorwurf, welchen man den Ortsvorstehern machte, er-

füllte den Oswald gar nicht mit Verdruß, sondern mit wahrer Freude. So kam ein strenges Gemeindsgesetz zu Stande; darin war aller Aufwand in den Kleidern verboten und jedem Alter seine Tracht vorgeschrieben, und auf Kartenspiel und alles Spiel um Geld und Geldeswerth, auf das Laster der Trunkenheit, auf Schimpfreden, Lästerungen, Balgereien und andere Schändlichkeiten waren von der Gemeinde einmüthig harte Strafen gesetzt. So kam es, daß sich Keiner überhob und übernahm; daß, wenn irgend Einer auch einmal Lust hatte, zu thun, was weder ehrbarlich noch recht war, die Furcht vor Scham, Schande und Bestrafung ihn wieder zurückschreckte.

Alle Jahre wurde das Sittengesetz vor der ganzen Gemeinde vorgelesen. Da mußten Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder es anhören. Fand man Zusätze nöthig, wurden sie gemacht. Und wenn das Sittengesetz vorgelesen war, mußte der erste Vorsteher jedesmal fragen: „Wollet ihr dies Gesetz halten, welches die Grundlage unsers Wohlstandes, unserer Eintracht und Ehre ist?“ — Und Alt und Jung antwortete mit lauter Stimme deutlich ein allgemeines Ja.

---

31. Die Kindtaufe.

Oswald genoß zu dieser Zeit eine rechte Herzenswonne, nach der er sich lange schon vergebens gesehnt hatte. Nämlich die liebe, gute Elsbeth hatte ihm einen muntern Sohn zur Welt gebracht. Da war er wie im Himmel.

Und er ging darauf zu seinem Freund, dem neuen Löwenwirth, der einer von den wohlbekannten zweiunddreißig Bundesgenossen war. Zu diesem sprach er: „Mein Freund, ich habe doch dich noch nie um eine Gefälligkeit angesprochen, und ich komme damit zum

ersten Mal. Meine Frau liegt im Kindbette, und ich kann sie nicht verlassen, und zur Stadt gehen. Ich gebrauche aber fünfhundert Gulden, wenn auch nur acht Tage lang, und sie sollen wo möglich in Gold sein. Willst du mir so viel auf acht Tage leihen?"

Der Löwenwirth antwortete: „Ich bin dir für so Vieles Dank schuldig; warum sollte ich nicht? Ich habe eben achthundert Gulden empfangen, die liegen noch immer bei mir. Aber sie sind zum Theil in Silbermünze. Willst du, so nimm Alles auf so lange du willst."

Oswald sagte: „Ich möchte lieber Gold; es liegt mir sehr daran."

Der Löwenwirth versetzte: „Wohlan, ich will Rath schaffen. Wann mußt du es haben?"

Oswald erwiederte: „Bringe mir das Geld morgen Abend um die achte Stunde in mein Haus. Aber sage Niemandem davon."

Als er sein Geschäft hier vollendet hatte, ging er fort und zu den übrigen einunddreißig Bundesgenossen und sagte ihnen dieselben Worte, wie dem Löwenwirth und bat um fünfhundert Gulden, wo möglich in Gold. Und Jeder freute sich, dem wackern Manne endlich einmal einen Freundschaftsdienst erweisen zu können, und versprach, ihm das Geld zu bringen. Er bestellte Jeden auf den folgenden Tag des Abend um die achte Stunde zu sich.

Und sie kamen um dieselbe Stunde, da es schon dunkel war, zu ihm. Er führte sie Alle in sein Zimmer, aber es war noch kein Licht angezündet. Die Leute wunderten sich in der Stille über die Menge der Anwesenden. Oswald ging, um Licht zu holen. Und als er wieder in die Stube trat, mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, erblickten sie ihn wieder, wie sie ihn schon einmal gesehen hatten, in prächtigen Offizierskleidern, mit hohem Federbusch auf dem Hut, einem Orden auf der Brust und einem langen

Säbel an der Seite. Sie sahen einander verwundert an, und sahen, wie vor sieben Jahren, dieselben Gestalten, in demselben Zimmer, um denselben Tisch, auf welchen der Offizier die Kerzen niedersetzte.

Oswald sagte darauf: „Habet ihr mir gebracht, liebe Freunde, um was ich euch gebeten habe, so leget es hier auf den Tisch."

Da traten sie Alle, Einer nach dem Andern, zum Tisch, und Mehrere bedauerten, ihm die Summe nicht in Gold zahlen zu können. Er sagte darauf liebreich: „So ist's gleichviel. Gebet, wie ihr es habet." Und sie schütteten Gold, Andere Silber auf den Tisch, Andere legten ihm gute Kapitalbriefe und Zinsschriften hin.

Darauf erhob Oswald die Stimme und sprach: „Erinnert euch, es ist die Zeit der Prüfung vorüber, und die sieben Jahre und sieben Wochen sind zu Ende, von denen ich euch geredet. Und ihr habet mehr Geld auf diesen Tisch geworfen, als ich vor sieben Jahren und sieben Wochen vor euern Augen ausschüttete. Damals waret ihr kaum im Stande, fünfhundert rothe Kreuzer auszuleihen; in der Stadt hätte sie euch Niemand anvertraut. Jetzt habet ihr binnen vierundzwanzig Stunden Jeder fünfhundert Gulden aufgebracht, also daß sechszehntausend Gulden hier plötzlich auf dem Tisch beisammen sind. Also ist die Prüfungszeit vorüber, und ich habe euch die Kunst gelehrt, Gold zu machen. Und nun werdet ihr verstehen, was ich sagte, da ihr das erste Mal hier standet. Ich sagte aber: die Kunst ist selbst mehr noch, als das Gold, werth; denn diese Kunst ist die beste W e i s h e i t d e s L e b e n s. Bleibet euern Gelübden und Gott getreu, und euer Glück und Wohlstand wird wachsen von Tag zu Tag. Wer vom Gelübde läßt, der läßt von seinem Glück. Präget dies Gelübde euern Kindern ein, und lasset sie es halten, so werden sie Fülle haben. Nun habe ich mein Wort gelöset, das ich euch gegeben. Ihr seid darum reich, weil ihr wenig bedürfet und viel erwerbet,

und weil ihr Zutrauen genießet bei den reichen Leuten, daß ihre Geldsäcke euch offen stehen. So habet ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen. Oder habet ihr anderes erwartet?"

Sie lächelten allesammt und sprachen: „Ei nun, wir haben wohl längst schon vermerken können, wie du es mit der Goldmacherei gemeint hast. Doch als wir einmal zur rechten Erkenntniß gekommen waren, schämten wir uns auch des dummen Aberglaubens, der uns vormals bethörte, und wußten es dir im Herzen Dank, daß du uns auf bessere Bahn gebracht. Ohne dich und deine Hülfe wären wir aber doch nie dahin gekommen."

Oswald freute sich dieser Worte und der dankbaren Herzlichkeit, mit der ihm Jeder die Hand drückte und schüttelte. Und er stellte ihnen ihr Geld wieder zu, weil er es nicht hatte gebrauchen, sondern nur ihre Zuneigung auf die Probe setzen wollen. Sie aber sagten: „Gebiete über uns, wie du willst, Tag und Nacht. Denn wir Alle sind dir unser Hausglück schuldig. Sprich, wir sollen für dich durchs Feuer gehen, wir werden gehen. Sprich, wir sollen für dich sterben, und wir werden den Tod nicht fürchten."

Und wie sie sich so traulich und herzlich um ihn drängten, betrachteten sie sein schönes Kleid und den Orden auf der Brust, und hätten gern erfahren, was das bedeute.

Er antwortete: „Ich danke es euerm alten Schulmeister, meinem seligen Vater, noch in der Erde, daß er mich in vielen nützlichen Dingen und sogar im Feldmessen unterrichtete. Denn als ich unter die Soldaten kam, half es mir, nebst redlichem Sinn und herzhaftem Betragen, daß ich meinen Kameraden vorgezogen ward. Ich that meine Pflicht und ward zuletzt Rittmeister. Und als ich in einem Treffen, da sich der Erbprinz zu weit vorwagte, denselben mit seinem Gefolge von feindlichen Reitern umgeben sah, drang ich blitzschnell mit meiner Schwadron unter die Feinde, und rettete den Prinzen. Dafür empfing ich diese Wunde hier auf der Stirn, und dieses Ordens- und Gnadenzeichen auf der Brust, und als ich den Abschied beim Friedensschluß nahm, einen

anständigen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Auch hat der Erbprinz, als er unser Land durchreisete, mich nicht vergessen, und mich, wie ihr wisset, sogar im Vorbeireisen einmal besucht."

„Da ich aber heimkam nach Goldenthal, in meine liebe Heimath, und ich sah, wie elend und verlumpt hier Alles war, verbarg ich meinen Wohlstand, um nicht von lüderlichen Bettlern belagert zu werden. Auch hatte ich alle Lust verloren, hier zu bleiben, und wäre wieder fortgezogen, hätte ich nicht des Müllers Elsbeth gesehen. Meine Elsbeth hielt mich fest. Da beschloß ich in meinem Herzen, zu versuchen, ob ich mir das Leben bei euch lieb machen könne? Und ich stellte mich arm und den Uebrigen gleich, um Vertrauen zu erwecken. Und ich sagte Niemandem von meinen Ehren und Jahrgeldern, so ich genösse. Nur Elsbeths Aeltern mußte ich es am Abend, da ich um die Tochter anhielt, offenbaren, sonst hätten sie mir ihr Kind nicht gegeben, denn sie hielten mich für arm. Als ich aber noch am Abend den Müller Siegfried und seine Frau zu mir ins Haus führte, und hier meine Uniform mit dem Orden anlegte, ihnen mein gesammeltes Geld und den königlichen Gnadenbrief wies, woraus sie sahen, daß ich mehr Jahrgehalt bezog, als des Müllers Mühle in drei Jahren verdienen konnte, wurden sie andern Sinnes. Doch mußten sie verschwiegenen Mund halten, denn es war nöthig. Nun aber mag es Jedermann wissen; es schadet nicht mehr."

So erzählte Oswald, und die Leute verwunderten sich und freuten sich über sein Glück. Und sie hatten vor ihm so große Ehrfurcht bekommen, daß sie ihn kaum Du nennen wollten. Er aber sagte: „Was treibet ihr auch mit mir? — Nein, ich bleibe eures Gleichen; darum seid und bleibet meine Brüder. Kein Offizierrock und kein Orden, sondern ein wohlwollendes Herz voll Gottesfurcht macht zum Ehrenmann." So redete er und umarmte Alle nach der Reihe, da sie sich heim begaben; und sie dankten ihm, denn er sei der wahre Stifter ihres irdischen und ewigen Glücks, und sie nannten ihn Vater. Und wenn er Kindtaufe

halten würde, versprachen sie Alle, sich mit ihm zu freuen, als wäre sein Fest ihr eigenes Fest.

Wie nun drei Tage nach diesem der Sonntag kam, da Oswalds Sohn getauft werden sollte, war Alles im Dorfe schon früh wach. Oswald aber trat zu seiner Elsbeth an das Bette, küßte die junge Mutter und ihren holden Säugling und sprach: „Sieh', theure Elsbeth, mein Herz bricht vor Freude und Wehmuth. Mein Söhnlein, das du geboren hast, macht mir große Wonne; aber noch größere Wonne macht mir der Anblick unseres Dorfes. Und es ist doch wahr, die Menschen sind so böse nicht, und nicht so herzlos, wie man oft sagt. Man soll den Glauben an die Güte der Menschheit nie verlieren. Siehe, in dieser Nacht haben sie unser Wohnhaus wieder mit Blumenkränzen prächtig überdeckt und verziert, wie es am Tage unserer Hochzeit war. Aber dabei ist es nicht geblieben. Alle Häuser des Dorfes sind mit Blumen und Zweigen verziert, als wäre unser Fest das Fest jedes Hauses. Und hinten von unserm Haus hinweg bis zur Kirchthür haben sie grünende Birkenstangen auf beiden Seiten des Kirchwegs gepflanzt und lange Blumenschnüre von Birke zu Birke gezogen, und den ganzen Weg mit grünem Laub und allerlei Blumen überstreut."

So sprach Oswald und die junge Wöchnerin erröthete in stiller Rührung, und ihre Augen wurden feucht. Dann sagte sie nur: „Hab' ich doch in der Nacht oft ein Gehen und Sumsen draußen gehört, und wußte nicht, was es gab?" Sie konnte nicht im Bette bleiben, und mußte auf und ans Fenster gehen und die Herrlichkeit sehen. Da weinte sie still; denn nichts ist für ein zartes Gemüth rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönern Himmels, der unserer wartet.

Als Esbeth wieder zu ihrem Säugling gegangen war, kamen ihre Aeltern, denn sie waren die erbetenen Taufzeugen. Die Müllerin konnte nicht genug sagen, wie ausgeschmückt die Häuser wären, wie lebendig Alles im Dorfe sei, und sie rief einmal um das an=

dere aus: „Nein, solch eine Kindtaufe ist in Goldenthal noch nie geworden! So feiert man ja nicht die Geburt eines Fürsten.“

Und wie sie noch so redete, kam ein ganzer Zug junger Mädchen und Knaben gegen Oswalds Haus, sämmtlich in Feierkleidern, Paar um Paar. Alle trugen ein kleines Geschenk von ihren Aeltern zur Wiege des Neugebornen; die Einen schneeweiße Leinwand, die Andern Zucker, oder Mandeln, oder Blumen, oder selbstgestrickte Strümpfe oder Handschuhe, die Andern niedliches Hausgeräth, kleine Bedürfnisse für Küche und dergleichen. So viele Haushaltungen im Dorfe, so viele Geschenke. Und alle Kinder küßten Elsbeths Hand und sagten: Mutter Elsbeth! und küßten Oswalds Hand, indem sie bloß dazu die Worte sprachen: Vater Oswald! Aber welcher Wohllaut lag für Oswald und Elsbeth in diesen Vater- und Mutternamen! Es gab keinen einfachern und rührendern Glückwunsch.

Da läuteten alle Glocken mit vollem Klange zur Kirche. Der Säugling ward zur Taufe getragen, er voran; ihm folgten die beiden Großältern, hintennach der tiefgerührte Vater. Die ganze Gemeinde stand vor der Kirche in weitem Halbkreis, Alt und Jung, und sah den Oswald kommen. Sanft und freundlich sprach Alles, wie er vorbeiging an der Menschenmenge: „Guten Morgen, Vater Oswald.“ Dann folgte ihm Alles in die Kirche.

Hier hielt der Herr Pfarrer Roderich nach vollbrachter Taufhandlung eine schöne Predigt über die Pflicht öffentlicher Dankbarkeit des Volks gegen eine gute Obrigkeit. Er schien noch nie so begeistert und salbungsreich geredet zu haben. Wort auf Wort traf die Herzen. Es war im ganzen Volk die tiefste Andacht und wachsende Rührung. Jeder hielt an sich, seine Thränen zu unterdrücken. Als nun aber der Herr Pfarrer ans Schlußgebet kam, und er da die bebende Stimme zu Gott erhob für die gute Obrigkeit von Goldenthal, wobei Jeder im Stillen an Oswald dachte; als nun der Herr Pfarrer selber die Bewegung seines Gemüths nicht länger zurückzwingen konnte, und ihm unter Thränen der Name Oswald entschlüpfte — da ward lautes, heftiges Schluchzen

in der ganzen Kirche. Da nun dachte Jeder an das Alles, was dieser Oswald der Gemeinde gethan und gestiftet; Jeder erkannte in ihm den Urheber des allgemeinen Glückes. Der Pfarrer konnte nicht mehr reden. Er schloß; er sprach den Segen über die fromme und dankbare Gemeinde. Niemals war in Goldenthal mit höherer Inbrunst ein Gesang gesungen worden, als diesmal aus dem Anhangbüchlein der Vers: Für das Leben der Obrigkeit! — gen Himmel stieg.

Der gute Oswald, sehr verlegen und beschämt, und doch froh gerührt, konnte kaum aufsehen, da er aus der Kirche ging, und begab sich, tief sein Haupt gesenkt, durch die grüßende Menge zu seiner Elsbeth. Er konnte kaum reden. Zum Mittagsmahl waren bei ihm seine Schwiegerältern und der Herr Pfarrer, der Schulmeister und die beiden Mitvorgesetzten. Die erzählten, daß fast in allen Häusern des Dorfes Gastmähler gehalten würden, wozu Einer den Andern eingeladen habe; die Aermern speiseten bei den Reichern. Oswald schüttelte den Kopf und sprach: „Das ist mir der Ehre allzuviel; ich habe es nicht verdient."

Doch die allgemeine Freude machte auch ihn wieder froh und wohlgemuth. Er ging gegen Abend, begleitet von seinen Gästen, hinaus ins Dorf, und ging da von Haus zu Haus, und setzte sich zu jeder Familie einige Augenblicke und dankte Allen für so viel Liebe. Goldenthal war voller Fremden; denn man wußte in der Stadt von dem Feste, und wer konnte, eilte nun hierher, Zuschauer zu sein. Bis in die späte Nacht währte der Tanz der Jugend, man hörte aller Enden Musik und Gesang vor den Häusern, unter der Linde, unter den Blumenkränzen und in den Gärten.

Man sprach und spricht noch lange zu Goldenthal von diesem schönen Tage. Und Oswald hieß seit demselben nur Vater Oswald, und die liebenswürdige Elsbeth hieß Mutter Elsbeth.

Wahrlich, wahrlich, was im Leben Gutes gesäet wird, das findet endlich immer seinen schönen Aerntetag. Denn es lebt uns ein guter Gott, ein Vergelter voller Barmherzigkeit und Liebe.

Meister Jordan,

oder

Handwerk hat goldenen Boden.



1. Der Kesselflicker.

Wer kennt nicht zu Altenheim, der Hauptstadt des Fürstenthums, den braven Bürger Jonas Jordan, der am Schloßplatze in dem kleinen, alten Eckhause neben dem alten großen palastartigen Gebäude der Gewerbschule wohnt? Ich will Euch seine Geschichte erzählen.

Jonas war armer Leute Kind. Sein Vater, Namens Thaddäus, und seines Handwerks ein Spengler, oder Klempner, brachte sich kümmerlich durch. Es fehlte ihm nicht an Fleiß und Ehrlichkeit, aber an Arbeit und Bestellungen. Er verstand sein Handwerk ziemlich; Andere aber verstanden es besser. Das war schlimm; aber noch schlimmer, daß er ein schmuckes Mädchen zur Frau genommen hatte, welche sich gern putzte und damit Geld verputzte; guten Tisch liebte, doch nicht Schaffen im Hause; und lieber bei ihren Kaffeeschwestern, als in Küch' und Keller war. So ging Gewerb und Wirthschaft zu Grunde. Als sie starb, hinterließ sie ihrem Mann den kleinen Jonas und Schulden dazu. Thaddäus mußte abzahlen, und seinen Vorrath von Messing und Eisenblech um einen Spottpreis hingeben. Nun arbeitete er ein paar Jahre als Gesell bei andern Meistern; hatte aber davon für sich und sein Kind kaum Salz auf das liebe Brod.

Da er sich nicht mehr zu rathen wußte, kam ihm über Nacht ein guter Gedanke. Er ging zu seinem Nachbar, dem Gürtler Fenchel. Der war ein guter, hablicher Mann; nur sah er am Tage das Schnapsglas und des Abends die Wirthshäuser zu gern.

Das machte ihm, wie manchem seiner Art, oft den Kopf schwer, aber immer den Beutel leer und täglich der Sorgen mehr. Thaddäus sah wohl voraus, daß auch Fenchels Geschäft den Krebsgang zu nehmen anfing.

Darum begab er sich zu ihm und sprach: „Nachbar, ich sehe, Ihr habt der schönen Waaren vollauf, aber der Kunden und Käufer zu wenig. Es will heutiges Tages nicht mehr mit den Handwerkern vorwärts. Die Fabriken im Auslande verkümmern unsern Verdienst; Juden und Handelsreisende streichen in der ganzen Welt herum. Ich bin also der Meinung: Wurst, wider Wurst; kaufe mir heut ein Hausirerpatent; ziehe Land auf Land ab mit meinen letzten Lampen und Löffeln, Kannen und Becken; und, so Ihr wollt und mir billigen Profit gebet, auch mit Euern Gürtlerwaaren, Knöpfen und Schnallen. So wird Euch und mir geholfen. An Absatz fehlt's nicht, wenn man's den Leuten ins Haus bringt, und sie einen weiten Weg sparen können.“

Der Einfall leuchtete dem Meister Fenchel ein. Man ward Handels einig. Nach wenigen Tagen schob Thaddäus einen hohen, bepackten Karren vor sich her; zum Stadtthor hinaus; von Dorf zu Dorf; und neben ihm trabte, baarfuß und lustig, sein kleiner Jonas. Seine Waare fand bald Liebhaber; an gutem Maulwerk fehlte es ihm nicht, sie anzupreisen, wenn sie sich nicht selber lobte. Die Bauernweiber gaben ihm Kessel und Küchengeschirr aller Art zu flicken und zu löthen; Niemand war geschickter, alten Plunder in neuen zu verwandeln. Sein Karren ward einmal ums andere leer und wiedergefüllt; denn er besuchte auch die Jahrmärkte. Der Karren mußte endlich zum Wägelein werden mit einem grauen Eselein davor. Da nannte man ihn nicht mehr den fröhlichen Kesselflicker, sondern den fröhlichen Krämer. Er war aller Orten gern gesehen und Vielen willkommen.

Trotz gutem Erwerb und Verdienst lebte jedoch der Krämer so

armselig, wie der verlumpteste Kesselflicker. Sommers hielt er sein kärgliches Mahl unter freiem Himmel. Oft genügten Wasser und Brod zur Nahrung; eine Scheune, ein Stall zur Schlafstätte. Niemand wußte, wo er das Geld ließ. Dennoch gediehen Vater und Sohn in ihrem Landstreicherleben wunderbar. Der kleine Jonas, in allem Wetter abgehärtet, blühete wie eine Rose; schlecht genug gekleidet, doch dabei äußerst reinlich gehalten, glich er zwar einem Betteljungen. Aber Almosen zu fordern, oder zu nehmen, verbot ihm der Alte mit großer Strenge. Fast täglich mußt' er das Sprüchlein hersagen, oder anhören:

Bettelbrod führt in den Koth;
Diebesbrod zum Galgentod;
Arbeit hilft aus aller Noth;
Denn die Arbeit segnet Gott.

„Aber ich bin ja noch klein, Vater," bemerkte der Bube eines Tages zu diesem Spruch: „Was soll ich denn arbeiten? Und du bleibst ja doch arm, bei aller Arbeit; und der liebe Gott macht nur die vornehmen Leute reich, die nichts schaffen. Ist das ganz recht?"

Thaddäus verwunderte sich über die erwachende Weisheit seines Sohnes und war fast um die Antwort verlegen. Doch sagte er: „Ganz recht, vollkommen recht! Du bist ein einfältiger Bube. Der liebe Gott hat darum Reich und Arm gemacht, daß Einer dem Andern diene; der Eine mit Geld diene, der Andere mir Arbeit. Wären alle Menschen reich, so würden ja alle gleich arm sein. Jeder müßte sich seine Schuhe selber machen, und seine Hosen selber flicken. Begreifst du das?"

Jonas erwiederte lachend: „Das wäre doch lustig, Vater. Nur, denk' ich, der liebe Gott sollte nicht dem Einen Alles und dem Andern Nichts geben."

„Du verstehst das nicht!" widerlegte ihn der Vater: „Eigent-

lich gibt Gott den Menschen nichts; er **leiht** und **borgt** ihnen nur für die Lebenszeit. Wenn sie sterben, müssen sie **Alles** wieder herausgeben. Dann liegt der König im Grabe, so nackt und mausekahl, wie der Bettler da. Aber ihre Seelen müssen dann Rechenschaft ablegen, und werden von Gott gefragt, wie sie mit dem Viel oder Wenig, das er ihnen auf Erden geliehen, zum Wohl und Besten ihrer Mitmenschen gehauset haben? Wehe dem, der seine Kräfte, seinen Verstand, sein Geld nur **für sich allein** benutzte, und wenig oder nichts für das Glück Anderer verwendete! Da wird dann, in einem künftigen Leben, wer hier der Reichste war, oft der Aermste sein, und der Elendeste hier, dort der Herrlichste vor Gott. Verstehst du mich?"

Der **Knabe** nickte mit dem Kopf; entgegnete aber wieder: „Was soll denn aus mir vor dem lieben Gott werden? Ich bin noch zu klein, habe nichts zu erwerben und nichts zu verwenden."

Vater **Thaddäus** lachte, blieb jedoch die Antwort nicht schuldig. „Siehst du das Rothkehlchen da, mit dem Strohhalm im Schnabel? Es ist viel kleiner, denn du, und arbeitet dennoch und baut seinen Jungen ein Nest. Siehst du die Sperlinge dort auf der Straße, wie sie suchen und picken? Hörst du den Specht im Walde, wie er mit dem Schnabel in die Baumrinde hackt und hämmert? Geh', arbeite für Nahrung und suche, wie diese."

Jonas kratzte sich hinter die Ohren und fragte beinahe weinend: „Ich will wohl, Vater, aber wo denn? und was auch?"

„Hörst du Bursch! Wir sind noch im Frühjahr. Suche Schlehen- und Hollunderblüthen, Rosen- und Salbei-Blätter, Majoran, Seidelbast und Thymian, wo du kannst und darfst. Die verkaufen wir den Apothekern. Sammle im Sommer Erd- und Heidel-, Brom- und Himbeeren; die vertrage in die Häuser. Das gibt Geld. Für den Winter sammeln und dörren wir Waldhaar für Sattler und Tapezierer; Weidenruthen zum Korb- und Tellerflechten. Es fallen

vom Tische des lieben Gottes für uns tausend Brosamen; die wollen wir auflesen. Das gibt dir Käs aufs Brod und ein Stückchen Fleisch zu den Kartoffeln. Nur angefangen! Ich schaffe dir ein leichtes Kärrlein, und Zubehör."

Der Alte hatte das nicht in den Wind gesprochen. Jonas war ein flinkes, verständiges Bübchen. Die Nutzanwendung folgte der Predigt sogleich. Der Kleine war den ganzen Tag unermüdet auf den Beinen und es ging mit seinem Geschäft nicht gar übel. Denn wo irgend er bei guten Leuten, zu Stadt und Land, mit seinem beladenen Schiebkarren vorfuhr, sah man ihm freundlich ins freundliche Gesicht, und kaufte ihm ab, oft mehr seiner selbst, als der Waare willen. Zuweilen schenkte man ihm noch ein paar Kreuzer, oder abgelegte Kleider dazu, weil er recht schmeichelhaft höflich sein konnte, und weil man seine altklugen Antworten, oder kindlichen Fragen gern hörte.

Freilich war's nicht zu vermeiden; er mußte nicht selten viele Tage, vom Vater getrennt, in der Weite umherziehen, und sich durchhelfen, wie er konnte. Doch auch das that ihm gut. Er lernte dabei auf eigenen Füßen stehen und sich gegen Fremde umsichtig benehmen. Und dies freie Umherfahren und Schaffen ward für ihn bald das angenehmste Leben von der Welt. Aber sein größter Festtag war immer, wenn er wieder zum Vater kam. Tag und Ort des Zusammentreffens wußte er jedesmal voraus. Wenn er dann seine kleinen Abenteuer erzählen, die vom Verkauf gelöseten Kreuzer, sogar halbe Guldenstücke vorlegen konnte, und der Vater ihm die Wangen streichelte und ihm gütlich that, hätt' er mit keinem Prinzen in der Welt tauschen mögen.

---

2. Der Abschied.

Die über Erwarten glückliche Erfahrung, welche der alte Thaddäus Jordan mit seinem Sohne machte, führte ihn bald auf den kühnen Gedanken, sein Gewerb noch weiter auszudehnen. Zwar blieb er Kesselflicker und Krämer. Allein er hatte in diesem und jenem Dorfe bettelarme Leute, bedürftige Taglöhner-Familien kennen gelernt, die viel Mühe hatten, ihren Lebensunterhalt zu erschwingen. Diese ermunterte er, sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, und er wolle Hand dazu bieten. So ließ er die Einen Federn, Borsten, Lumpen, Knochen und dergleichen einsammeln, die Andern heilsame Kräuter suchen und Wurzeln graben, welche er sie kennen lehrte. Dann kaufte er ihnen die kleinen Vorräthe ab; häufte sie da und hier zusammen und trieb solchergestalt einträglichen Handel mit angesessenen Kaufleuten, Knopfmachern, Messerschmieden, Papiermüllern, Apothekern, Färbern u. s. w.

Wer nicht blind war, sah wohl, der Mann strich Geld ein, doch Niemand wußte und erfuhr, wo er es ließ? Er ging wohl sauber, aber grob gekleidet; eben so Jonas. Er, wie dieser, begnügten sich mit geringster Kost; zufrieden, wenn sie satt waren. Bier kam selten über ihre Lippen; Wein niemals; und ein Gläschen Schnapps ward verschmäht, wenn man's auch unentgeldlich anbieten wollte.

„Der Kerl ist ein Geizhals, ein Filz!" sagten Manche von seinen lumpigten Bekannten: „Er scharrt zusammen, was er vermag, und vergräbt irgendwo den Mammon. Da wäre für unserer Einen ein Schatz zu heben. Wüßte man nur, wo er läge!" — Andere riefen: „Der schlaue Fuchs! Wär' er kein Bruder Lüderlich, würd' er bei der Profession geblieben und nicht Landstreicher geworden sein. Wer weiß denn, in welchem Gaunerwinkel er mit

andern Vagabunden in Saus und Braus verbrauset, was er hier zusammenschachert!“

Thaddäus ließ die Leute lästern nach Herzenslust, und ging ruhig seinen Weg. Er kannte den Pöbel genugsam. Wer von sich selbst nicht viel Gutes weiß, hält seinen Nächsten für weit schlechter. Thaddäus wußte am besten, was er that, und warum? So oft er in die Stadt kam, legte er seine Baarschaft in die Altenheimer Ersparnißkasse an Zins. Die Gutscheine aber dafür ließ er auf seines Sohnes Namen ausstellen, und bewahrte sie mit väterlicher Sorgfalt.

Auch dem Meister Fenchel ward dabei geholfen. Der hatte, durch des Hausirers Fleiß und Redlichkeit, abermals Arbeit in Fülle gewonnen. Er wäre wieder auf einen grünen Zweig gelangt, hätte er nur den Zweig mit Wasser, und nicht mit verzehrendem Branntewein, begossen.

So währte es einige Jahre; doch konnt' es nicht ewig so währen. Vater Thaddäus dachte endlich daran, seinen Knaben auch ein Handwerk erlernen zu lassen, um ihn nicht an die herumziehende Lebensart zu gewöhnen. Was in Nothfällen nützt, das nützt nicht jederzeit, so wenig, als Arznei in gesunden Tagen. Er besprach sich mit Freund Fenchel, der sich ganz willig zeigte, den Knaben in die Lehre zu nehmen, und mit dankbarer Gesinnung sogar ausschlug, ein billiges Lehrgeld dafür zu empfangen. Doch daraus ward nichts. Thaddäus zahlte, und machte, Lebens und Sterbens halber, die Sache schriftlich ab. Er war ein Mann, der, wenn er konnte, nichts halb that, und das Sichere und Gewisse lieber, als das Mögliche, in der Hand hatte. Dies abgethan, mußte ihn sein Sohn das letztemal auf einen Hausirerzug begleiten.

Ja wohl zum letzten Mal! Denn Thaddäus ward unterwegs sterbenskrank, und ihm mußte es erquickend sein, von kindlichen Händen gepflegt zu werden. Da er sich nicht weiter fortschleppen

konnte, ward er auf einem Bauernkarren nach Altenheim gebracht, und ins Spital der Stadt geführt, wo er manchen Tag still und gottergeben auf dem Schmerzensbett lag.

Als er am Ende selber fühlte, der Todesengel nähere sich mit leisen Schritten seinem Bette, ließ er den kleinen Jonas aus Fenchels Haus zu sich rufen. Er gab ihm, mit dem Lebewohl, seinen väterlichen Segen. Dabei überreichte er ihm eine kleine versiegelte Büchse und sprach:

„Nimm, Jonas, nimm und siehe! Das ist in Sommerglut und Winterfrost sauererworbenes, ehrliches Gut. Das ist dein Erbtheil. Nur zusammengerolltes, leichtes Papier liegt in der Büchse; aber, ich sage dir, schöne tausend Gulden schwer. Darum hüte dich, von dieser Büchse zu reden; zeige sie Niemandem; verbirg sie am heimlichsten Ort. Solchen Bissen dir wegzuschnappen, könnte die unschuldigste Taube zum diebischen Raben werden. Nur nach vollendeten Lehrjahren, früher nicht, darfst du das Siegel erbrechen; und auch dann nicht, wenn du dir anders zu helfen weißt!“

Jonas nahm die leichte, blecherne Büchse; küßte bitterlich schluchzend die väterliche Hand, und gelobte in allen Stücken das Geheißene zu erfüllen.

„Ich sterbe zufrieden,“ fuhr jener fort: „wie ich zufrieden gelebt habe. Leb' und stirb du auch so, mein Kind. Ich will dir dazu das beste Mittel an die Hand geben; es ist probat: Bete und arbeite! — Beten und Arbeiten verschafft in dieser und jener Welt guten Platz.“

Doch merke dir: mit aller Arbeit ist's nur halbes Werk. Die andere und schwerste, aber beste Hälfte der Arbeit, heißt Sparen. Was hilft's den Leuten, die vom Morgen bis Abend ein durchlöchertes Faß füllen, das unten ausläuft?“

Zuerst spare dir einen Nothpfennig; denn die Noth kehrt früh, oder spät, in Jedermanns Haus ein. Darum entbehre

standhaft alles und jedes Entbehrliche. Ob Wein und Braten, oder Wasser und Brod, — es sieht uns Niemand in den Magen, und man wird doch satt. Hast du also den Nothpfennig gewonnen und geborgen, dann arbeite noch fleißiger; das heißt, spare einen Hülfspfennig für Andere zusammen! Gott hat dich nicht deinetwillen in die Welt gesetzt, sondern für Andere. Wärst du für dich allein erschaffen, hätt' er die Uebrigen nicht gerufen. Hast du den Hülfspfennig errungen und erschwungen, und wendest ihn weise an: dann, Jonas, dann verwandelt sich dein Pfennig für Noth und Hülfe von selbst zum Ehrenpfennig; dann bist du nicht abhängig von fremder Gnadengunst; bist eigner Herr; Freiherr, mehr denn ein Baron; hast genug geleistet für das Zeitliche."

„Also, mein gutes Kind, bete und arbeite! Beten heißt mit dem lieben Gott innig und eins sein. Man ist aber mit dem Vater im Himmel nicht innig einig, wenn man mit seinen Kindern uneinig ist; sie haßt, sie beneidet, verlästert, betrügt und zum Bösen verführt. Seine Kinder sind die übrigen Menschen. Sei gerecht gegen Alle, und gütig gegen so viele du kannst. Gebet auf der Zunge und Bosheit im Herzen ist kein Bund mit Gott, sondern mit dem Teufel! Gott läßt sich nicht mit glatten Worten, Krokodilsthränen und Versprechungen hintergehen. Was du Löbliches auf Erden verrichtest, das wird dein Nothpfennig im Himmel werden."

„Nun geh! Gottes Segen über dich sei deines Vaters Segen für dich!"

Also sprach der alte Thaddäus.

Auch von seinem Freund Feuchel nahm er nachher rührenden Abschied, und empfahl ihm dringend den armen Jonas.

„Es ist nicht nöthig," erwiederte der Gürtler mit thränenvollen Augen: „Es ist nicht nöthig; denn ich weiß, was ich Eurer

Mühwaltung zu verdanken habe. Euerm Kinde soll's vergolten werden."

Thaddäus reichte ihm die matte Hand, und sagte: „Mir ist es wohl bewußt, Ihr seid ein redlicher Mann gegen alle Welt, nur leider gegen Euch selbst nicht. Nehmt mir's nicht übel, daß mir deshalb gar bang um meinen Jonas ist. Ihr und der böse Geist seid schon zu gute Freunde."

Meister Fenchel fuhr erschrocken auf und meinte, der Kranke rede irre. „Was denket Ihr von mir?" rief er: „Der böse Geist? Wer?"

„Der Weingeist!" war die Antwort: „Er ist der böseste von allen Geistern. Denn wo er eingeht, geht der Verstand aus. Wein bringt Euch trunkne Freud', und nüchternes Leid; jagt den kleinsten Kummer zum Fenster hinaus, und führt den größten zur Thür herein; macht den Kopf schwer und den Beutel leer. Das richtet unsere Handwerker zu Grunde, daß sie Abends in Kneipen und Schenken lieber dem Wirthe, als Weib und Kind daheim, gefallen wollen. Will's der Wein nicht mehr thun, muß Branntewein heran. Er hat Feuer genug, daß endlich Magen, Herz und Hirn darin verbrennen. Branntewein ist Scheidewasser, das Sehnen und Nerven allmälig durchätzt und zerfrißt, und zuletzt von Ehre und Frieden, Gesundheit und Wohlstand scheidet. Erst heißt's: täglich nur ein Gläschen voll schadet nicht! Nachher heißt's: eine Flasche voll thut mir wohl! Freund Fenchel, hütet Euch. Gebt Ihr dem Teufel ein Haar in die Krallen, er zieht Euch damit recht sanft in den Rachen. Schnapps, sagtet Ihr oft, sei nur langsames Gift, man könne auch alt dabei werden. Und doch ist er Gift und wirkt darum giftig; macht graue Köpfe zu Narrenköpfen, dumpf und stumpf, und kindisch vor der Zeit."

Meister Fenchel sah, schuldbewußt, finster und düster, bei dieser Rede zu Boden. Thaddäus wollte ihn nicht kränken;

reichte ihm wieder die Hand und sprach: „Nichts für ungut, lieber Freund; ich meint' es gut. Sterbende aber können nicht lügen."

Drei Tage nach diesem war der gute Alte im Herrn entschlafen und im Ewigen erwacht.

---

3. Der Lehrbursch.

Jonas weinte seinem Vater im Stillen lange nach. Er war nun ein Waisenknabe; ohne Rath und Liebe eines Verwandten; Lehrling und Mündel des Gürtlers. Im Hause desselben lebte für ihn anfangs wenig Freude. Eine alte, böse Magd, die mit aller Welt keifte und zankte, und wenn sie friedlich sein wollte, nur brummte und murrte, regierte und handthierte nach eignem Wohlgefallen. Jonas mußte ihr Holz und Wasser tragen, Schuhe und Teller putzen; bald Fleisch vom Scharren, bald Gemüse vom Markt, oder ein Loth Schnupftabak vom Krämer Wester für ihre Nase holen. Zwei Gürtlergesellen, die beim Meister in Arbeit standen, brauchten ihn ebenfalls zu ihrem Dienst; neckten ihn schadenfroh, wenn sie bei guter Laune waren, oder versetzten ihm Stöße und Püffe, wenn sie eine Grille im Kopfe hatten. Er beklagte sich wohl einmal darüber bei dem Meister. Der aber tröstete ihn mit den Worten: „Das ist Handwerksbrauch, dummer Junge. Ein Lehrknabe muß sich Alles gefallen lassen. Bist du einmal Gesell, machst du es eben so."

Fenchel behandelte ihn unter Allen im Hause am mildesten, und wollte ihm wohl; aber er war ein Mann ohne Erziehung und Unterricht, und im höchsten Grade leichtsinnig. Die Ermahnung des sterbenden Thaddäus hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Er trank wirklich in den ersten Tagen keinen Tropfen Branntewein mehr. Aber nachdem jener zur Erde bestattet wor-

den, nahm er doch wieder ein Schnäppschen; den Tag nachher einen guten Schnapps, und so ging's wieder in die alte Ordnung oder Unordnung hinein.

Jonas fügte sich in sein Schicksal. Was konnt' er thun? Er gedachte desto öfter der frommen Lehren, die er vom Vater empfangen hatte. Seine einzige Lust und Freude im Hause war Fenchels Kind, die kleine fünfjährige Martha. Wenn er mit ihr spielen konnte, vergaß er wieder alles Herzeleid; und das Kind, um welches sich der Vater fast zu wenig bekümmerte, hatte keine bessere Zuflucht, als zu Jonas.

Der Bursch war, als er in die Lehre trat, schon fünfzehn Jahre alt. Er konnte aber noch nicht recht lesen und noch weniger schreiben. Etwas Kopfrechnen hatte er im Hausirerleben gelernt. Er schämte sich, wenn er sah, wie kleinere Buben das besser verstanden. Gern wäre er auch in die Schule gegangen. Er versprach dem Meister, recht fleißig zu sein. Allein die alte Magd konnte ihn in ihrer Wirthschaft nicht missen, und der Meister sagte: „Du sollst ein Gürtler und kein Gelehrter werden. So blieb's. Kein Wunder, wenn's bei vielen Handwerksleuten rückwärts geht. Ohne Kenntnisse, oft ohne die nothdürftigsten, und zu früh aus der Schule weggenommen, werden sie zur Profession gethan; helfen und lernen da maschinenmäßig nachmachen, was Meister und Gesell maschinenmäßig verfertigen, und vermögen es später dann nicht höher damit zu bringen, weil ihnen, zum Bessern, Verstand und Wissen fehlen.

So lernte Jonas, was die Uebrigen kannten und konnten; Schnallen und Knöpfe gestalten, vergolden und versilbern; auch Messerhefte, Löffel und Haken, sogar Bleche für Patrontaschen und Mützen der Soldaten bereiten. Das war Alles. „Und das ist genug, um als Ehrenmann dein Brod zu verdienen," sagte der Meister. Viel Anderes erlernte also der Knabe nicht; allenfalls

noch Fluchen und Schwören von den Gesellen, wenn er nicht der Vaterlehren gedacht hätte; und abergläubiges Zeug, Traumdeutungen, Hexen-, Gespenster- und Kobolds-Geschichten, von der alten Magd, wenn nicht der Vater oft darüber gespottet hätte.

Als er einmal am Sonntag Abend von einem Spaziergang zurückkehrte und in die Stube trat, sah er sämmtliche Hausgenossen in tiefster Stille um ein häßliches Weib stehen. Es saß am Tisch bei einer dunkel brennenden Lampe, und schlug den Andern die Karten. Es war die bekannte Wahrsagerin zu Altenheim, die graue Natchen. Jonas erschrak vor dem ungewohnten Anblick und wollte sich furchtsam flüchten. Allein man hielt ihn zurück. Auch ihm sollte gewahrsagt werden.

Die Alte sah dem Burschen eine Weile starr ins ängstliche Gesicht; legte die Karten aus einander und sprach mit quäkender Stimme: „Vater- und mutterloses Ding, du bist im guten Zeichen geboren; wirst weit umherkommen; großes Ungemach erfahren; doch wird dich dein Stern begleiten. Zwei Freunde begleiten dich. Der Eine weiset dir den rechten Weg; der Andere ist sehr reich. Nach langer Noth wirst du Haus und Hof bekommen; aber auch Feinde. Die zwei Freunde können dir dann nichts nützen. Doch wird dein kleines Haus das große des Andern verschlingen.

Die Prophezeiung fiel dem Knaben um so schwerer aufs Herz, je weniger Sinn darin lag. Die Gesellen häuselten und foppten ihn damit lange Zeit, weil er das Geschwätz der Kartenschlägerin zu glauben schien, und er glaubte wirklich um so steifer und fester daran, weil er sich einbildete, die zwei Freunde schon zu besitzen, deren die weise Frau gedachte.

Der Eine derselben war des reichen Goldschmieds Kürbis Sohn; ein Knabe, zwei Jahre älter, als er, dessen Bekanntschaft und Freundschaft er einst bei einer Prügelei gewonnen hatte. Weil Gideon Kürbis, so hieß der Bursch, angesehener Aeltern ein-

ziges Kind war, die ihn verhätschelt hatten, trug er die Nase hoch; wollte Alles besser verstehen; war grob, aber auch feige dazu. Weil er jedoch in Wirthshäusern und allerlei Lustpartien immer Geld genug zu verthun hatte, fehlte es ihm nicht an Kameraden, die sich Vieles von ihm gefallen ließen. Wenn es aber sein Maul zu arg trieb, bezahlten sie ihn mit Ohrfeigen und Schlägen.

Zufällig war Jonas eines Tages zu solcher Rauferei gekommen, da ihrer drei den jämmerlich schreienden Gideon fuchtelten. Jonas, seiner eigenen Stärke und Geschmeidigkeit bewußt, eilte zur Rettung des Uebermannten; sprang, wie eine Katze, dem Stärksten der Schläger in den Rücken; riß ihn rücklings zu Boden, und trieb mit dessen Stecken die andern in die Flucht. Seitdem mußte er sonntäglich den feigen Gideon, vielleicht als Schutzwacht, auf allen Lustwegen begleiten. Das hochmüthige Muttersöhnchen gebrauchte ihn dabei, wie einen Bedienten; schulmeisterte ihn fleißig; that ihm aber mit Pasteten, Kuchen und Braten und dergleichen gütlich. Jonas ließ sich das behagen; so etwas gab's für ihn in Fenchels Hause nicht.

Der zweite von den besagten Freunden war der Krämer Wester, bei welchem Jonas bald Schnupftabak für die alte Magd, bald Käse für die Gesellen holen mußte. Es war ein freundlicher, treuherziger Mann, der den alten Thaddäus wohl gekannt hatte, welcher ihm ehemals beim Hausiren oft nützlich geworden war. Darum nahm er sich des verwaiseten Knaben, soviel er konnte, an; ließ ihn in jeder freien Stunde zu sich kommen, und unterrichtete ihn sogar im Lesen, Schreiben und Rechnen. Da dachte Jonas: „Halt! das ist der, welcher dir den rechten Weg zeigt." — Er hatte nicht ganz Unrecht. Der Krämer und seine Frau behandelten ihn fast, als wenn er ihr eigenes Kind wäre.

So verstrichen fünf Jahre. Dann erhielt er den Lehrbrief;

ward in den Gesellenstand aufgenommen, und empfing damit zunftmäßig Recht und Pflicht, die Wanderschaft anzutreten. Dahin ging längst sein Sehnen. Schon ein paar Jahre vor ihm war auch Gideon Kürbis in die Fremde gegangen, oder vielmehr gefahren mit der Post.

Nun säumte er nicht, den Habersack zu packen, und aufzubrechen. Die blecherne Büchse des Vater Thaddäus aber nahm er wegen möglicher Reisegefahren nicht mit sich, sondern vertraute sie dem ehrlichen Krämer Wester an beim Abschiednehmen. Er hätte wohl auch zu seinem Meister Fenchel dasselbe Vertrauen gehabt. Allein der Mann hatte sich schon zu sehr dem Trunk ergeben; sein Gewerb und Hauswesen vernachlässigt und konnte kaum noch einen Gesellen mit Arbeit beschäftigen.

Das Scheiden von ihm war leicht; desto schwerer von seinem zehnjährigen Kinde, der kleinen Martha. Sie warf sich mit herzzerreißendem Jammer um den Hals des weinenden Jonas, und wollte und konnte ihn nicht loslassen. Sie verlor an ihm ihren Gespielen, ihren einzigen Freund im Hause.

„Ade! Ade!“ rief Jonas: „Weine nicht, denn Gott ist unser! Leb' wohl, wir sehen uns in wenigen Jahren wieder.“

---

4. Die Heimkunft des Gesellen.

Aber fünf und sechs Jahre vergingen, ehe er vom Wandern heimkehrte nach Altenheim. Und als er, zum Thor hinein, durch die Gassen der Stadt froh einhertrabte, wie verwandelt und fremd stand da Alles vor ihm! Die Straßen schienen enger, die Plätze kleiner geworden. Was jung gewesen, war älter geworden; was alt gewesen, lag im Grabe. Und wie ihn die Leute nicht mehr kannten, so kannt' er auch die Leute nicht. Er war stark

und kräftig aufgeschossen; sonneverbrannt; hatte indessen viel erlebt und erfahren; sah ernst drein und verständig; doch auch gutmüthig und bescheiden.

Sein erster Gang war zum Meister Fenchel. Er wollte ihn lustig überraschen; dann um einstweilige Herberge anfragen, und in derselben Werkstätte sein Meisterstück anfertigen, wo er, als Lehrling, das Gürtlerhandwerk gelernt hatte.

Das Haus hatte neuen Anstrich erhalten, und große Fenster mit Spiegelscheiben. Er klopfte an; trat in ein zierlich möblirtes Zimmer und wähnte, am unrechten Orte zu sein.

„Bleib' Er draußen, und läut' Er!“ fuhr ihn ein Herr, mit der Feder hinterm Ohr, an: „Handwerksbursche müßen nicht selbst in der Leute Haus laufen, um den Zehrpfennig zu holen.“

Jonas stand verblüfft da. „Um Verzeihung, wohnt Meister Fenchel nicht mehr hier?“

Die Antwort war: „Der Gürtler?“ Der ist schon vor Jahren gestorben. Hier wohnt der Proviant-Commissär Schnurr.

Jonas seufzte still. „Gestorben!“ und verließ das Haus mit betrübter Seele. Er nahm nun den Weg zur Wohnung des Krämers Wester, nicht ohne heimliche Besorgnisse und Aengsten, auch der möge vielleicht schon in die ewige Ruhe eingegangen sein. Doch wie pochte ihm vor Freuden das Herz, als er in der Ferne den Biedermann, nach dessen Gewohnheit, vor der Glasthür seines Kaufladens stehen sah! Er trat grüßend und schweigend, mit abgezogenem Hut, vor ihn hin. Wester warf einen flüchtigen Blick auf die vom Staub bedeckte Figur, mit dem Ränzel auf dem Rücken und den zerrissenen Schuhen an den Füßen; griff gleichgültig in die Westentasche und reichte ihm eine kleine Münze dar.

„Ei, ei, Herr Wester!“ rief der Beschenkte lächelnd: „Ich komme nicht um zu fechten! Ist Ihnen Jonas Jordan unkenntlich geworden, oder schon ganz vergessen?“

Der Krämer machte große Augen. Als er sich jedoch von der Wirklichkeit der unerwarteten Erscheinung überzeugt hatte, streckte er beide Arme, voll fröhlichen Erstaunens, hoch in die Luft; schüttelte dann dem Freund herzlich die Hand zum Willkommen und führte ihn mit sich ins Haus. Hier empfing Frau Wester den jungen Mann mit nicht geringem Erstaunen und Vergnügen. Sie wies ihm eine saubere Schlafkammer an. Er mußte nun bleiben, und mit ihnen essen, bis er irgend ein anderes Unterkommen gefunden hätte, wo er bei einem Gürtler an seinem Meisterstück arbeiten könnte. Das fand er auch glücklicherweise nach einigen Tagen schon, nachdem er in seinen besten, freilich groben, doch sauber gehaltenen Kleidern, mehrern Meistern Besuch gemacht hatte.

Wenn er nun gleich nicht mehr von der Gastlichkeit des Herrn Wester Gebrauch machte, fehlte doch selten in der Woche ein Abendstündchen, welches er nicht bei ihm zubrachte. Da hatte er viel Wunderbares von seinen Reisen zu erzählen, aber auch Vieles von unterdessen in Altenheim vorgefallenen Geschichten zu hören. So vernahm er unter Anderm auch Meister Fenchels bösen Untergang.

Dieser Unglücksmensch hatte, durch fortgesetzten täglichen Genuß des Branntweins, Muth, Lust und Kraft zu seinem Gewerb und Beruf verloren; hatte, betrogen von Magd und Gesellen, sein Leben in bitterer Armuth beschlossen und nichts hinterlassen, als Schulden und seine Tochter Martha. Diese sei ins Waisenhaus der Stadt gebracht, und wieder entlassen, sobald sie alt genug war, Mägdedienst zu verrichten. Was seitdem aus ihr geworden, wußte Niemand zu sagen.

Das war dem guten Jonas schmerzlich zu hören. Desto erfreulicher klang der Bericht vom Schicksal seines ehemaligen Gefährten Gideon Kürbis. Dieser war gegenwärtig, obgleich nur Goldschmied, ein vornehmer Herr. Er lebte, wie man zu sagen

pflegt, auf großem Fuß. Sowohl vom frühzeitig verstorbenen Vater, als seiner Mutter, hatte er ein stattliches Vermögen ererbt. Er war verheirathet; besaß schon zwei Kinder, einen Knaben, Edwin, und eine Tochter, Ida genannt.

„Schon diese Taufnamen von neuester Mode," fuhr hier Frau Wester in der Erzählung ihres Mannes fort, ein wenig boshaft dabei lächelnd: „Schon sie sagen Euch, daß Herr und Madame Kürbis zur höhern Region gehören. Auch darf Herr Gideon seine Gemahlin nicht anders, als Rosa nennen, und nicht Rosine. Ihr Vater war ein Weinhändler, und steinreich, aber ein Knauser, Knicker und hartherziger Wucherer. Ich erinnere mich noch, daß sie lange Zeit nur Röcke trug, die ihr der Vater aus abgetragenen Kleidern ihrer Mutter und Großmutter machen ließ. Sie hätte längst einen Mann haben können. An Freiern fehlte es nicht. Die fehlen, wo Geld vorhanden ist, so wenig, als Ameisen und Fliegen beim Honig und Zucker. Aber Keiner schien ihr edel, schön und gebildet genug. Sie war Liebhaberin vom Romanenlesen, und ist's wohl auch heut noch. Wer weiß, auf welchen bezauberten Prinzen sie hoffte?"

„Wie kam sie denn zu dem Gideon?" fragte Jonas neugierig: „Meines Wissens hat der in keinem Fall das Pulver erfunden, ob er gleich meint, er habe den Witz scheffelweis eingeschluckt."

Frau Wester zuckte flüchtig die Achseln: „Nun, vermuthlich kam der erwartete Prinz nicht. Jungfer Rosine kam den Vierzigern nahe, wenigstens zehn Jahre älter, denn der Goldschmied, als dieser von der Wanderschaft heimkehrte. Darum kam er ihr ganz annehmlich vor. Nur gegen seinen unpoetischen Namen hatte sie vielerlei auszusetzen. Herr Kürbis konnte ihn jedoch so wenig ablegen, als sie ihr Gesicht. Außer ihrem väterlichen Gut, brachte sie ihm noch eins der größten und schönsten Häuser am Schloßplatz zu, das sie aus der Erbschaft eines Oheims empfangen hatte.

Sobald sie Frau vom Hause ward, mußten Kammerjungfer, Köchin, ein eigener Kutscher mit Chaise und zwei prächtigen Pferden angeschafft werden. Es geht da hoch her. Ihr werdet ihn kaum wieder erkennen."

Jonas schüttelte den Kopf und sagte: „Es macht mir bang, den Gideon heimzusuchen; und thät' es doch gern. Aber Kupferkreuzer und holländische Dukaten klingen schlecht zusammen. Er ging schon, als Lehrbursch, auf Storchenfüßen; jetzt stelzt er wahrscheinlich auf Storchenbeinen einher."

---

5. Meister Jordan.

Es vergingen manche Wochen, eh' Jonas, so ämsig er auch war, die schwere Arbeit vollendet hatte, durch welche er sich den Meisterstand erschwingen sollte. Wie anderer Orten, geschah es, leider, damit auch zu Altenheim. Er mußte nämlich, das war seine Aufgabe, aus freier Hand, auf großer kupferner Platte, und nach gegebener Zeichnung, das fürstliche Familienwappen verfertigen und zierlich vergoldet aufstellen. Es gelang ihm über Erwartung. Er ärntete Lob und ward in die Zunft der Meister aufgenommen. Die Aufnahme wurde mit vielem Gepränge, wunderlichen Ceremonien und nachfolgender Schmauserei, auf gut spießbürgerliche Weise, vollzogen. Das kostete Geld. Gerade, wenn der unbemittelte Handwerksmann sein Weniges zu den ersten Einrichtungen vonnöthen hat, muß er's für eitle Dinge vergeuden. Und was sollte Jonas mit dem theuern Fürstenwappen thun, das Niemand kaufte? Er selbst hatte seiner Zunft Vorstellungen gegen diesen für junge Anfänger nachtheiligen Handwerksbrauch gemacht. Doch vergebens. Man hielt es seinerseits für Ausdruck geheimer Furcht, die Aufgabe nicht lösen zu können; anderseits solchen Auf-

wand für geeignet, um Meister-Annahme in der Zunft zu erschweren, damit die schon vorhandenen Gürtler, in ihrem Gewerb, weniger Nebenbuhler dulden müßten.

Inzwischen hatte Jonas die blecherne Büchse seines Vaters Thaddäus, mit unverletztem Siegel, aus der Hand des ehrlichen Krämers zurück empfangen und, vom Schatz darin, Gebrauch gemacht. Ja, für ihn war es ein Schatz! Man denke sich, daß das Kapital in der Ersparnißkasse, seit zehn Jahren, durch Zinsen und Zinseszinsen zu mehr denn 1600 Gulden angeschwollen war. Er jubelte im Stillen. Aber der Jubel ward nach und nach leiser, als er seinen Reichthum, trotz strenger Sparsamkeit, arg zusammengeschmolzen sehen mußte.

Ungerechnet beträchtliche Ausgaben für seine Meisterschaft, für Kleider, Wäsche, Mobilien in der gemietheten Wohnung und Werkstätte, war keine geringe Geldsumme für Anschaffung von Werkzeugen aller Art, Schmelztiegel, Ambos und Drehbank, Stahlplatten, Grabstichel, stählerne Stifte, Hämmer, Meißel, Zangen, Scheeren u. s. w. nöthig; desgleichen für Ankauf von Messing- und Tombakblechen, Kupfer, Silber, Blei, Quecksilber, Firnissen, Schwefel, Borax, Weinstein u. d. andern Bedürfnissen zur Arbeit. Auch einen Lehrburschen, blutarmer Leute Kind, hatte er sich zur Aushülfe unentgeldlich angenommen. Gern hätt' er den Rest seines väterlichen Erbes noch einmal zinstragend gemacht; allein er mußte doch auch für des Leibes Nahrung und Nothdurft ein Jahr voraus sorgen. Denn er besaß vor der Hand weder Kunden und Käufer, noch fertige Waare. Dazu kam, daß ihm noch etwas ganz Anderes im Sinn lag, was er lange hin und her erwog, und bei ihm zuletzt schwerer wog, als alles Uebrige.

Während er mit seinem Lehrling, von früher Morgenstunde bis spät Nachts, Metallknöpfe und Schnallen, Hafte und Haken, Messerhefte, Löffel und Beschläge aller Gattung verfertigte, ge-

dachte er seines Jugendgefährten, des reichen Gideon Kürbis, den er schon längst hätte besuchen sollen. Er konnte sich ihm vielleicht und seine Waare empfehlen; bei ihm auch etwa die köstliche Wappenplatte an Mann bringen.

Eines Sonntags also begab er sich, nach der Morgenpredigt, in das schöne Gebäude am Schloßplatz. Er fühlte sich gleich beim Eintritt unbehaglich und eingeschüchtert. Das Großartige, oder Geschmackvolle der Gänge, Pfeiler und breiten Treppen war's nicht, was ihn verlegen machte. Sein gesunder, tüchtiger Verstand sah darin nur baumeisterliches Kunstwerk, Maurer- und Gypser-Arbeit. Aber es scholl ihm ein unsonntägliches Rufen, Zanken, Schimpfen männlicher und weiblicher Stimmen entgegen. Von einem Ladendiener, der ihn zum Zimmer des Herrn Kürbis führte, vernahm er, und der Ladendiener lachte dazu spöttisch: Madame wisse einmal wieder nicht, wo sie den Schrankschlüssel gelassen habe; das Schlüsselsuchen sei nichts Ungewöhnliches im Hause; und nun müßte Alles auf die Beine und suchen helfen. „Saubre Ordnung! Saubre Heiligung des Sonntags!“ dachte Jonas, während er vor der Thür des Wohnzimmers warten mußte, bis er vom Diener gemeldet worden. Gern wär' er wieder umgekehrt; denn auch im Zimmer hörte er gellende und barsche Töne des Gezänks zwischen Mann und Frau.

„Ah, sieh' da, Meister Jonas!“ rief Herr Kürbis ihm mit gezwungener Freundlichkeit beim Eintritt entgegen: „Beste Rosa, es ist der Gürtler Jonas Jordan, übrigens ein recht braver Mann,“ fügte er bei, zu seiner Gemahlin gewandt, indem er ihre Hand mit einer gewissen Zärtlichkeit ergriff, als wäre zwischen beiden Liebesleuten nichts vorgefallen. Dann richtete er das Wort wieder an den Eingetretenen: „Und, Notabene! was bringt Euch zu uns, Meister?“

Jonas sah mit einigem Verwundern die plötzliche Verwand-

lung der Gesichter; denn auch Frau Kürbis brachte ihre mürrische Miene geschwind, zwar nicht ohne Mühe, in heitere Falten.

„Ei nun, Herr Kürbis," sprach Jonas: „Ich hätte wohl billig früher kommen und einen alten Kameraden begrüßen sollen. Allein . . ."

„Kameraden?" unterbrach ihn Kürbis mit einer Geberdung, als sei er durch das Wort unangenehm berührt: „Ja, ja, ich erinnere mich. Aber, Notabene, die Kameradschaft, . . . die Zeiten haben sich unterdessen doch geändert."

Jonas machte einen Bückling und versetzte mit Lächeln: „Allerdings, und die Menschen mehr, als die Zeiten. Ich verstehe. Das Glück ist Ihnen mittlerweile zum Dach hereingeregnet. Gratulire von Herzen. Mich ließ es im Trocknen sitzen. Macht nichts; bin ein junger Anfänger, der reiche Herren, wie Sie sind, zur Kundschaft haben und sich mit seiner Arbeit empfehlen möchte."

„Aber," fiel hier Frau Kürbis ein: „es kommen der Leute so viel, die sich bei uns empfehlen wollen! Man weiß wahrhaftig nicht, wo anfangen und aufhören mit den Leuten? — Doch ich besinne mich. Kommt nur nächste Woche wieder, Meister. Wir brauchen nothwendig für unsre Equipage ein schöneres Pferdgeschirr mit versilberten Platten und Ringen, wenn Ihr dergleichen Arbeit gehörig versteht."

„Laß gut sein, meine Rosa!" redete Herr Kürbis zwischen ein, eh' sie vollenden konnte; streckte dabei seine stattliche Figur vornehm in die Höhe, und richtete mit wohlwollender Gönnermiene und Herablassung vielerlei Fragen an den bescheiden dastehenden ehemaligen Kameraden, über das, was er in der Fremde gelernt, gesehen? Wo er in Arbeit gestanden? Ob er auch in Genf, Lyon, Paris, Berlin gewesen sei? Dabei gab er zu verstehen, er habe in allen diesen Städten gelebt und viel Achtung genossen. Er wäre nicht der Arbeit wegen dahin gereiset, sondern um sich

in Handels-Verbindung mit den geschicktesten Juwelierern zu setzen, von denen er nun Waaren bezöge; und um seinen Geschmack zu veredeln, denn so etwas sei in Altenheim reine Unmöglichkeit. Er erzählte von den Theatern, Schauspielerinnen, englischen Kunstreitern in Paris und Berlin, Alles mit behaglicher Selbstzufriedenheit.

Der junge Gürtlermeister, der von dem Geschwätz das Wenigste verstand, fühlte bald Langeweile und dachte schon an höflichen Rückzug, als ein Mädchen gemeldet wurde, welches bei Madame Kürbis in Dienst zu treten wünschte.

„Ist das Mensch anständig gekleidet?“ fragte die Hausherrin. Nach Bejahung der Frage wurde die Angemeldete vorgelassen, und von der Dame mit prüfendem Blick gemustert, indem sie den demüthigen Gruß der schüchternen Bittstellerin mit leichtem Kopfnicken, und deren halblaut gestammelten Wunsch mit Schweigen erwiederte. Es war ein siebenzehnjähriges Mädchen, zwar keine Schönheit und klein von Gestalt, aber von ungemein gefälligem Aeußern und seelenvollem Gesicht.

„Wo dienst du gegenwärtig?“ war die erste Frage der Frau Kürbis, die ihre strenge Musterung fortsetzte.

„Beim Strumpfwirker Kneller zu Reckendorf, zwei Stunden von hier,“ antwortete die blöde Kleine.

„Das ist ziemlich gemeines Pack. Ich kenne die Leute. Verstehst du auch etwas von dem, was in einer guten Haushaltung nöthig ist? Ich zweifle fast,“ äußerte sich die Goldschmieds-Dame weiter.

„Ich kann kochen, backen, wischen, waschen, flicken, stricken...“ erwiederte die Magd.

„Das brauch' ich nicht. Eine geschickte Kammerjungfer will ich; und du siehst mir eben nicht danach aus. Was verstehst du vom Nähen?“ fiel ihr die Frau hastig in die Rede.

„Ich habe auch nähen gelernt, säumen und fälteln, Plattstich, Kettenstich, Kreuzstich, Vor- und Hinterstich," gab das Mädchen zur Antwort.

„Das läßt sich hören, wenn's wahr ist!" versetzte Madame Kürbis. „Ich will mich nach dir erkundigen. Ich bin schon oft von solchen Weibsbildern betrogen, die sich einbildeten, alles Mögliche zu verstehen, und doch hintennach die dümmsten Gänse waren. Wie heißest du? Woher bist du?"

„Ich heiße Martha Fenchel, und bin eine Bürgerstochter von hier."

Jonas fuhr beim Hören dieses Namens zusammen. Er drehte dem Goldschmied den Rücken zu und betrachtete mit großen Augen das Mädchen, welches von der Dame noch immer verhört ward. „Ja, bei meinem Leben, sie ist es!" rief er hoch erfreut: „Unverhofft kömmt oft! Nichts für ungut, Frau Kürbis, ich möchte auch ein Wort mitsprechen. Martha, liebe Martha, wo in aller Welt bist du gesteckt? Ich habe dich seit einem halben Jahr gesucht; aller Ecken und Enden nach dir gefragt. Kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin ja der Jonas!"

Mit dieser Anrede ergriff er die Hand des erschrockenen Mädchens, und zog es an sich. Martha erröthete, schaute dem freudigen Mann ins Gesicht und verstummte.

„So rede doch, Närrchen. Hast du den Jonas vergessen? Ja, ich merk' es, die Weiber tragen lange Röcke und kurzes Gedächtniß. Aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Ach, Jonas!" lispelte sie, ihn betrachtend und sich und Alles umher vergessend: „Wie bist Du doch . . . wie sind Sie doch, in der langen Zeit, so groß geworden!"

„Was?" rief er und that böse: „Ich bin kein Sie, sondern noch immer dein alter Du. Mach' du mich nicht hoch, denn meine Stubenthür ist niedrig; und vor dem Hoffartsteufel schlag' ich ein

gebührliches Kreuz. Komm', wir haben einander jetzt viel zu sagen. Nichts für ungut, Herr und Madame Kürbis. Dies Mädchen soll hier nicht in Dienst treten, und müßt' ich betteln gehen. Leben Sie wohl. Komm', Martha!"

Sie sträubte sich einen Augenblick verlegen.

„Meister Jonas!" rief mit ernster Miene der Goldschmied, und warf sich dabei in die Brust, indem er den rechten Fuß vorsetzte: „Meister Jonas, ja, ja! Euer Betragen ist gegen allen Anstand, und grob, damit Ihr's wißt!"

Man sah es dem friedfertigen Gürtler an, daß er theils durch den stolzen Empfang, der ihm geworden, theils durch Martha's überraschende Erscheinung ungemein aufgeregt sein mochte. Mit trotziger Stimme erwiederte er: „Meister Gideon, ich pfleg's so zu haben: Wie man mir vorfährt, so fahr' ich nach. Ihr könnt den Pariser Tanzmeistern auch noch nicht ins Handwerk der Höflichkeit pfuschern. Versteht Ihr deutsch?"

„Wie? was?" rief Herr Kürbis: „Wißt Ihr, wo Ihr Euch befindet? Vor wem Ihr steht? Glaubt Ihr bei Euers Gleichen in einer Herberge zu sein?"

„Wenn nicht in der Herberge," ward ihm die Antwort, „doch bei meines Gleichen. Goldschmied oder Grobschmied, ich kehre dafür nicht die Hand um. Ihr, Meister Gideon, habet mehr Geld, als ich; das weiß ich. Vor dem Geld bückt man sich; aber Ihr selber seid kein Geld, nur der Kasten, der's hat."

Hier stämmte Madame Kürbis ergrimmt beide Arme in die Seite und schrie: „Kann man einen unverschämtern Menschen sehen, als den da?"

„O ja, Frau Kürbis," unterbrach sie Jonas: „Sehet doch nur in den Spiegel!"

Jetzt gerieth die Dame in Wuth. Ein Fluß von Schimpfreden brauste aus ihrem Munde. Meister Jordan sah sich nach der

Thüre um, suchte mit komischer Eilfertigkeit seinen Hut und rief: „Bewahr' uns Gott, das gibt einen Wolkenbruch! Da hilft kein Regenschirm. Rette sich, wer kann, ins Trockne. Adieu!" — Und damit faßte er Martha's Hand, zog sie mit sich fort und zum Haus hinaus.

---

6. Lust und Leid.

„Wohl hab' ich zu Reckendorf eine böse Meisterin," sagte Martha, als sie beide auf der Straße standen: „Aber diese ist wohl zehnmal ärger, fürcht' ich. Ich weiß nicht, was anfangen? Bis Pfingsten muß ich noch dort verbleiben."

„Besser im Fegfeuer, Kind, als in der Hölle!" tröstete Jonas und führte sie zu seiner Behausung, um mit ihr sein Mittagsmahl zu theilen. Zwar weigerte sie sich anfangs verschämt, und doch folgte sie gern. Sie hätte so Vielerlei vom Freund ihrer Kinderjahre wissen und erfahren mögen; auch bat er gar zu inständig, nicht zu verschmähen, was ihm die Garküche aufs Tischtuch schicken werde; er wollte sie dann auf dem Heimweg begleiten in ihr Dorf. So gingen sie langsam neben einander durch die Straßen; beide mit Bangigkeit und Freude im Herzen. Ihm gefiel die aufgeblühte, schüchterne Jungfrau gar wohl, und er hätt' es ihr gestanden, wär' er nicht, je öfter er sie ansah, immer blöder geworden. Sie betrachtete ihn von Zeit zu Zeit, doch immer nur flüchtig und nur seitwärts, mit Augen, worin ein Gemisch von Erstaunen, Freude und Zärtlichkeit blitzte. „Aber nein!" rief sie beständig, sich im Plaudern unterbrechend: „Aber nein! wie bist du groß geworden, wie ein ganz Anderer! Jonas, gewiß, es schickt sich für mich nicht; ich darf dich nicht mehr so nennen."

Mit mädchenhafter Verzagtheit trat sie in die Wohnung ihres ehemaligen Gespielen; und in die saubere Wohnstube, wo sie, was

sie nicht erwartete, keine Spur von gewohnter Junggesellen-Wirthschaft fand. Es war da hell und freundlich; am Fußboden keine Fleckchen; im Winkel keine Staubwolle. Längs den Wänden sechs Strohsessel; zwei Tische von Weißtannenholz, dazu beim Ofen eine neue Wälderuhr. Zwischen den Fenstern und ihren weißen Umhängen, ein kleiner Spiegel.

„Du wohnst hier recht lieblich, Jonas!" sagte sie, indem ihr Blick das Alles schnell überflog: „Wer hält dir das so reinlich und in schönster Ordnung?"

Meister Jordan, durch die Frage ein wenig geschmeichelt, antwortete schmunzelnd: „Wer anders, als meines Vaters einziger Sohn?"

„Woher nimmst du aber die Zeit?" fragte sie wieder: „Du hast den ganzen Tag mit deiner Arbeit zu schaffen."

Er lachte und erwiederte: „Wer Alles nur immer an den rechten Ort, und Jedes nur zur rechten Zeit thut, hat zum Vielthun im Tage sechszehn Stunden übrig."

Während sein Lehrbursch die Speisen vom Garkoch abholte, führte Meister Jordan den weiblichen Gast auch in seinen engen Waarenladen, in die aufgeräumte Werkstätte, in die leere Küche, und endlich selbst in die Schlafkammer, wo sein und des Lehrlings Bett stand, eins wie das andere von schneeweißem Baumwollenteppich überhangen. Martha ging ganz sachverständig musternd umher, und dachte sich dabei dies und das. Dann lächelte sie ihn an und sagte: „Höre, Jonas, du bist so reich, wie ein Prinz. Du kannst wohl zufrieden sein, mein' ich."

Er zuckte mit einer wunderlichen Miene die Achseln, und seufzte: „Ach, es ist Niemand in der Welt, ohne ein „Aber!" Und wenn das Wörtlein „Wenn" nicht unterm Himmel wäre, säßen wir schon hienieden im Himmel. Auch im Paradiese blieb Adam nicht gern allein.

Martha sah etwas verlegen nach den Fenstern und nach der Thür, als würd' ihr bange, sie wußte nicht warum? Dann hob sie an: „Ich meinte bloß, es sei hier Alles gar wohnlich."

Er ergriff ihre Hand und fragte leise: „Möchtest du hier wohnen, Martha?"

„Das Essen steht bereit auf dem Tisch," sagte der Lehrjunge, indem er durch die offene Kammerthür eintrat; höchst ungelegen für seinen Meister, höchst gelegen für die ängstliche Jungfrau.

Man ging ins Zimmer, trat zum Tisch, auf welchem ein Paar Schüsseln dampften, und Jonas verrichtete mit lauter Stimme sein gewohntes Tischgebet; doch diesmal vielleicht nicht mit gewohnter Herzensandacht.

Die Gegenwart des mitessenden Burschen ließ die Unterhaltung sehr ins Allgemeine verlaufen. Doch allerlei unwillkürliche Nebengedanken mochten wahrscheinlich wichtiger sein, als die Gespräche. Die weibliche Gesellschaft wirkte, wenigstens auf Meister Jordan, ganz wunderbar. Seine Stube schien ihm wirklich zehnmal schöner geworden, denn sonst; die Speisen schmeckten weit besser; sogar die Sonnenstrahlen glänzten weit festlicher und sonntäglicher durch die Gardinen der Fenster herein.

Sobald, nach aufgehobener Mahlzeit, der Knabe sich enfernte, kehrte die frühere Traulichkeit zurück, und Jonas erzählte, wonach schon mehr denn einmal gefragt war, von seinen Fahrten und Geschichten in der Fremde, wie er nun Meisterschaft erworben, aber leider noch bei weniger Arbeit und Kundschaft. Martha ihrerseits wußte viel von ihrem harten Schicksal und dem Tode ihres Vaters zu berichten, und von der strengen Behandlung während des vierjährigen Aufenthalts im Waisenhause. Doch unterließ sie auch nicht, dankbar anzuerkennen, daß sie da in allerlei häuslichen Verrichtungen, in Küchen-, Keller- und Gartengeschäften, sowie in den mannigfaltigsten weiblichen Handarbeiten Unterricht und Uebung

genossen habe, um selbst in den vornehmsten Häusern einen anständigen Dienstplatz annehmen zu können. Freilich solches Glück sei ihr noch nicht zu Theil geworden. Sie wäre um kümmerlichen Lohn bisher immer in wenig bemittelten bürgerlichen Haushaltungen, als Magd, gestanden, und bald durch Grobheit oder Schamlosigkeit der Hausherren, bald durch Bissigkeit und Zanksucht der Frauen fortgetrieben. Das sei auch noch jetzt beim Strumpfwirker Keller ihr Loos; weshalb sie sich nach einem andern Dienst umsehe.

Die freudenarme Vergangenheit und trübe Aussicht in künftige Tage lieferte so reichen Stoff der Verhandlungen, daß er weder in Jordans Stübchen, noch auf dem Wege gen Reckendorf erschöpft werden konnte, wohin der junge Meister Fenchels Tochter begleitete. Beim Abschied ward Abrede getroffen, sich Sonntag um Sonntag wieder zu sehen; doch zur Schonung von Martha's Füßen, oder gutem Namen, nur in den Umgebungen ihres Wohnortes, nicht in der zungenreichen Stadt.

Meister Jordan hatte auf dem Heimwege nach Altenheim allerlei schwere Gedanken, wie jeder, der ihm auf der Landstraße begegnete, beim ersten Blick, am wechselnden Spiel seiner Mienen wahrnehmen konnte. Ihn reute und freute Vieles. Es freute ihn, das Kind des unglücklichen Fenchel wiedergefunden zu haben, welches einst, nach Vater Thaddäus Tode, seine erste und beste Freude gewesen war. Ihn freute ihre zarte, niedliche Gestalt, ihr liebherziges natürliches Wesen, der schmeichelnde Klang ihrer Worte, und die fromme, schöne Seele, die in ihren Augen bald betete, bald weinte, bald recht selig lächeln konnte. Aber ihn reute, daß sein Verstand, am Morgen beim Wiedererkennen Martha's, vollkommen das Gleichgewicht verloren hatte; daß er den Goldschmied Gideon in dessen eignem Hause, beim ersten freundschaftlichen Besuch, schwer gekränkt und beleidigt hatte. — Das reute ihn bitterlich.

Zwar wußte er sich, zur Entschuldigung des übereilten Betragens, Mancherlei zu sagen; zwar war ihm an Freundschaft und Gunst des stolzen Herrn Kürbis blutwenig gelegen; aber desto mehr an Zufriedenheit mit sich selber, und am Bewußtsein, immer zu thun, was Recht, was Pflicht und Christenthum gebieten. Er beschloß auf der Stelle, Buße zu thun; und that sie. Sobald er in die Stadt eintrat und über den Schloßplatz an Gideons Haus vorüber kam, kehrte er ohne Zögern zu diesem ein.

„Herr Kürbis und Madame," sagte er zu ihnen, als er sie am Theetisch beisammen fand: „Ich habe mich am Morgen gegen Sie vergessen: ich will's jetzt am Abend wieder abbitten. Lassen Sie die Sonne nicht über Ihren Zorn untergehen. Sie wissen, hitzig ist nicht witzig; und ich weiß noch immer nicht, wie mir heut das Feuer so schnell ins Dach fuhr. Darum bitt' ich: Vergeben und Vergessen! Friede ernährt, Unfriede verzehrt."

Anfangs wollte das edle Ehepaar den gutmüthigen Bittsteller zur Thür hinausweisen; dann zankten Herr und Frau ihn um die Wette tüchtig aus; dann ließen sie doch seiner Anerkennung ihrer höhern Stellung und Vornehmheit einiges Recht angedeihen; dann endlich wurden sie, eben deswegen, allmälig freundlicher und zuletzt versöhnt.

Jonas bemitleidete in seinem Herzen die Menschen, und seelenvergnügt, sie und sich selbst besiegt zu haben, begab er sich nach Hause.

---

7. Der Freier.

Aber, als er in sein Zimmer trat, war es darin ganz und gar nicht mehr so schön, wie am Mittag. Martha hatte es wohnlich genannt; allein es lag um ihn leer und todtenstill. Er ließ sich auf den Stuhl nieder, auf welchem sie gesessen hatte, und erwog

in seinen Gedanken Mancherlei, was er schon oft erwogen hatte. Zwar mußte er eingestehen, die Bibel habe das sonnenklarste Recht, wenn sie sagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ Ein Hagestolz bleibt lebenslang ein halber Mensch. Wo aber die andre Hälfte, und zwar die passende, finden? — Das war der Knoten, der so leicht nicht zu lösen war.

Im Hause des Krämers Wester hatte man diese Sache mit ihm schon längst und auf alle Weise verhandelt; Frau Wester besonders sich dabei thätig und rathlich erwiesen; denn sie wußte genau, was im Innersten der Haushaltungen von der halben Stadt war und verging, als wenn sie mit den Augen durch die Mauern sehen könnte. Auch Meister Jordan selber war im Suchen nicht träge gewesen, wie man gewiß einem jungen Mann seines Alters zutrauen darf. Er hatte, so tief er konnte, in die blauen, schwarzen und braunen Augen von mehr, denn einer anmuthigen Bürgerstochter, hineingeschaut und von mehr, denn einer, hatte ihm etwas, wie ein Willkommen, entgegengelächelt.

„Ich stehe da unter den Töchtern des Landes, wie in einem Baumgarten,“ pflegte er der Frau Wester zu sagen: „Sie blühen insgesammt; die Blüthen gefallen mir wohl, aber ich kenne die Frucht nicht, die daraus wird; die Obstsorte nicht, welche der Baum trägt. Das Spiel des Freiers ist Würfelspiel ums Leben. Ich möcht' es wagen, hätten unsre Handwerker im Allgemeinen nur vernünftigere Erziehung genossen. Was Mann und Frau nicht haben, können sie den Kindern nicht wieder geben. Eine mannbare Tochter, denken sie, ist reifes Obst, das nicht lange liegen kann. Man staffirt die Jungfer, wie eine Stadtdame, aus, immer nach neuester Mode, und schickt sie auf den Tanzboden oder in die Kirche, auf Promenaden, oder in die Komödie, als sei da öffentlicher Mädchenmarkt und Waarenschau. Statt Hosen und Kochlöffel nimmt Mamsell Stickereien zur Hand; statt des Gebetbuchs, den

Spiegel; statt in Stall und Keller nachzuschauen, schaut sie durchs Fenster nach Herren; oder klimpert auf dem Klavier und singt dazu, damit auf der Gasse ihre süße Stimme vernommen werde."

„Das ist das Elend von unsern meisten Handwerkertöchtern; sie wollen über ihren Stand hinausfliegen; wollen vornehm sein, oder es werden, um zu faullenzen; verbergen mit Mousselin und Seide ein grobes Hemd; und mit ihren glatten Rosenwangen rauhe Herzensdisteln. — Und was ist das Ende vom Liede?"

„Bleiben sie, als alte Jungfern, zurück, lästern und schimpfen sie, wie Rohrsperlinge; werden Kaffeeschwestern voller Gefall- und Gallsucht; endlich alte Betschwestern, die mit dem Himmel liebäugeln, weil auf Erden Niemand mit ihnen liebäugeln mag. Oder gelingt's und fangen sie endlich einen Mann von Vermögen: so schaut der Hochmuth selbst zum Ofenloch heraus, und spannt Hoffart alle Pferde vor. Denn Dreck, wenn er Mist wird, will gefahren sein. — Erangeln sie sich im Männer-Teich, statt eines fetten Karpfen, nur einen magern Gründling: dann, o Ehe! o Wehe! Da gehen sie murrend und schnurrend zu Tisch und Bett; draußen geschniegelt und gebiegelt, im Hause saloppisch und schlappig; der Mann mit Löchern im Strumpf; der Knabe mit zerrissenen Hosen. Arbeiten haben sie in der Singstunde nicht gelernt und Sparen nicht auf dem Tanzboden. Da trägt denn das Weib in der Schürze mehr aus dem Hause, als der Mann mit dem Heuwagen einführen kann."

Trotz solcher Bedenklichkeiten ward ihm Martha doch von Sonntag zu Sonntag lieber. Er dachte stets an sie, und wie artig sie sich, als Hausfrau, ausnehmen würde. Er verhehlte sogar der Frau Wester die wachsende Neigung nicht, und sagte zu ihr: „Wenn irgend wo, passen hier Hut und Kopf gehörig zusammen. Dies oder kein Mädchen hat die beste Erziehung genossen; denn Gott selbst hat sie in der Hochschule des Unglücks erzogen."

Rief dann Frau Wester: „So führt sie lieber heut, als morgen zum Altar!" schüttelte er den Kopf und meinte: „Eile mit Weile! Die Gerechtigkeit hat nur den grauen Staar, aber die Liebe den schwarzen. Ich muß das Mädchen genauer kennen, und auch, ob nicht schon ein anderer Vogel in ihrem Herzchen sein Nest hat. Zwar ist Argwohn ein Schelm; aber Vorsicht bewahrt vor Stolpern."

Frau Wester erfuhr leicht, wo in der Stadt Martha sonst im Dienst gestanden; zog überall Erkundigungen über das Betragen der jungen Person ein und theilte mit, was sie erfuhr.. Meister Jordan selbst ließ es am Nachforschen nicht fehlen. Sogar mit der Frau des Strumpfwirkers Kneller besprach er sich, unter scheinbarem Vorwand und ohne Martha's Wissen. „Das Weibsstück macht mir Todesverdruß!" klagte Frau Kneller: „Was es anrührt, geht ins Verderben. Einmal fährt in ihren Händen ein irdener Hafen in Stücken; ein anderes Mal zerreißt ihr in der Wäsche ein Bettleinen, das doch schon seit der Hochzeit von meines Mannes Großmutter dauerhaft ausgehalten hatte. Ich glaube, Gott verzeih' mir die schwere Sünde! das häßliche Thier ist verliebt. Einmal hat sie zu viel, ein anderes Mal zu wenig Salz in der Suppe. Einmal die gerösteten Kartoffeln angebrannt; ein anderes Mal den Heringssalat mit Zwiebeln verpestet, die ich nicht essen mag. Dabei bildet sich die dumme Ente ein, sie versteh' es besser, als ich. Einmal, da ich einen Tag fort war, fegt und scheuert sie das Haus von oben bis unten, statt mit Setzlingen und Saubohnen aufs Feld zu gehen. Ein anderes Mal flickt sie, ohne meinen Befehl, den Kindern die Kleider bis spät in die Nacht, und verbrennt mir unnützer Weise das Oel. Kein Tag ohne Aerger! Kein Tag ohne Verdruß! Das Mensch muß mir aus dem Hause, je eher, je lieber!"

Jonas hatte genug gehört. Er dachte: „Was der Teufel, ohne

es zu wollen, selber loben muß, davor soll ein ehrlicher Mann kein Kreuz schlagen. Martha wird die Meine oder Keine!“

Er dachte es nur, sagte es Niemandem; selbst der Hauptperson nicht, von welcher allein die Entscheidung über das Werden von „Meine“ und „Keine“ abhing. Er führte sie blos bei seinen Freunden Westers ein, die das arme Mädchen für einige Zeit ins Haus aufnahmen, bis ein besserer Platz ausfindig gemacht sein würde. Hier erst lernte er ganz Sinn und Sittigkeit, Fähigkeiten, Fertigkeiten und alle Eigenschaften der braven Dirne kennen, die sie bisher, mit jungfräulicher Schüchternheit, verdeckt gehalten hatte. Keinen Abend in der Woche fehlte er im Plauderstübchen des Krämerladens. Frau Wester hatte Marthen bald zu ihrer Gehülfin nicht nur, sondern zu ihrer Freundin gemacht, und sagte zu Jonas: „Martha ist mir in wenigen Wochen unentbehrlich geworden; frömmer, stillthätiger, zu Allem anschicklicher, als ich. Wenn Ihr sie nicht heirathet, möcht' ich sie fast selber heirathen, und nie wieder von meiner Seite lassen.“

Eines Morgens aber sandte Meister Jordan seinen Ladenburschen: „Jungfer Fenchel möge sogleich zu ihm eilen; er habe einen guten Platz für sie gefunden.“ — Martha eilte freudig hin.

„Du hast mir einen Platz gefunden, lieber Jonas?“ fragte sie und reichte ihm dankbar die Hand: „Gottlob! Ich fürchte, unsern Freunden, den lieben Leuten, endlich doch lästig zu werden. Nun sprich doch!“

Er sah ihr mit Aengstlichkeit in die frohen, hellen Augen; dann verlegen auf die Erde, und wieder aufwärts gegen die Zimmerdecke, und ringsum nach allen vier Wänden, als suche er Verlornes.

„So sprich doch!“ wiederholte sie: „Warum schweigst du?“

Er sammelte sich, und stammelte blöde: „Es ist . . . aber Martha . . . du mußt mir darum nicht böse werden.“

Sie lächelte verwundert: „Jonas, dir? Und ob ich's auch etwa wollte und sollte, vermöcht' ich's?"

„Höre, Martha, ich will dir anzeigen . . . ich muß dir sagen . . . ich weiß dir einen Mann, der um deine Hand und dein Herz wirbt, — der sogar . . . der . . ."

„O Jonas, schilt mich lieber, aber verspotte mich armes Mädchen nicht!" rief sie erschrocken oder gekränkt, indem sich ihr Gesicht entfärbte und sie sich von ihm abwandte.

„Martha, sieh mich an. Er ist gewiß kein schlechter Mensch. Ich führ' ihn dir zu. Ich selbst will ihn dir geben."

„Nein, Jonas, nein! von dir am wenigsten nehm' ich einen Freier an."

„Am wenigsten?" fragte er mit sichtbarer Bestürzung: „Von mir am wenigsten? Und wenn . . . ich weiß nicht . . . wenn ich mich selber dir geben möchte? Martha, sieh mich doch an. Sage mir . . ."

Hier entstand eine Stille. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen und glühenden Wangen vor ihm, und spielte mit dem Schürzenband. Dann, als sie wieder, wie zweifelnd, aufschaute, die Augen in Thränen, sprach sie mit zitternder Lippe: „Was soll ich denn sagen?"

Jonas faßte Muth und flüsterte ihr halblaut zu: „Hast du mich lieb und von Herzen?"

Halblaut flüsterte Martha zurück: „Dein Herz weiß es."

„Nimmst du allenfalls auch vorlieb mit trocknem Brod und Salz?"

„Lieber Salz von dir, als Thränen von mir."

„Martha, ich will für dich arbeiten; willst du für mich sparen?"

„Alles sparen, nur nicht eigene Mühe!"

„Wohlan, liebe Seele, hier die Hand; schlag' ein! Willst du die Meine werden?"

„War ich's nicht schon vor acht Jahren und mehr? Schon als Kind? Aber . . , nein doch! Es darf nicht sein, Jonas."

Mit erschrockenem Blick schaute er ihr ins Gesicht und fragte: „Nicht sein? Warum nicht?"

„Bedenk' es wohl, Jonas. Thu' dir nicht selber weh. Ich bin ohne Aussteuer und Mitgift, ein armes Geschöpf. Jede andere Bürgerstochter in der Stadt reichte dir mit Freuden Hand und Herz und eine gute Morgengabe dazu. Du könntest glücklicher leben."

„O still davon!" rief Jonas, und streckte bittend beide Hände aus: „Still! Ich lebe erst, wenn du mit mir leben willst."

„So lebe!" sagte sie in schamhafter Verwirrung und reichte ihm die Hand.

Er ergriff die Hand und zog dabei die Braut an sein Herz, das von ungewohntem Entzücken bebte. Sie weinte an seiner Brust in stiller Seligkeit.

---

8. Die Traurede.

Drei Wochen später war die Verlobung dreimal von öffentlicher Kanzel verkündet In der vierten traten Jonas und Martha, begleitet von Herrn und Frau Wester vor den Altar, um den Ring ewiger Liebe und Treue zu wechseln. Niemand betrachtete das Brautpaar. Wer betrachtet denn auch Leute, die nichts sind und nichts haben? Doch wer im Vorbeigehen das einfach gekleidete Pärchen beisammen sah, gestand, es müsse ein glückliches sein, einander würdig und lieb; er ihr durch edle Mannhaftigkeit, sie ihm durch weibliche Anmuth.

Jonas hatte, zur Feier der Vermählung, ein kleines Festmahl in einem der lieblichsten Lustgärten vor den Thoren von Alten=

heim angeordnet. Dahin führte er aus der Kirche seine Braut und die beiden Gäste zu einer abgelegenen Laube, von blühenden Jelänger=Jelieber und Weinranken umsponnen. Da stand der Tisch gedeckt, mit Blumenvasen und einem Paar Weinflaschen geschmückt, neben gesunder Hausmannskost. Leckerbissen fehlten.

„So ist's eben recht!“ rief Jonas, die Braut umarmend: „Nehmt vorlieb, Ihr lieben Gäste. Freudige Herzen, volle Schüsseln, da fehlt nichts mehr! Hochzeit, mit Prunk und Schmaus und Tanz, macht lachende Gäste und gähnende Brautleute. Mancher läßt mehr verkauen an solchem Tage, als sein Geldsack in einem Jahre verdauen kann; und Mancher erbt vom Tanzen hintennach dazu noch das Hinken.“

„Klug gesprochen, Meister Jordan!“ stimmte Herr Wester wohlgemuth ein: „Das sollten unsere jungen Bürger auswendig lernen, wenn ihr Verstand oft nicht enger, als ihr Beutel wäre.

Man setzte sich zu Tisch, und ließ sich's wohl sein, bei lustigen Witzen und Scherzen. Der Krämer und Gürtlermeister schlossen innigere Freundschaft, und tranken Brüderschaft; Frau Wester und Martha umarmten sich, wie Schwestern. Nie hatte man den sonst so ernsthaften Jordan muthwilliger gesehen. Er war unerschöpflich in drolligen Einfällen. Sein ganzes Wesen lag in Wonne aufgelöst. Nur zuweilen, wenn die Andern im fröhlichen Kosen laut waren, verlor er sich in augenblickliches Schweigen und Sinnen. Es war ein Hinaussinnen und frohes Ahnen der Zukunft.

„Munter! Munter!“ rief ihm Herr Wester zu, als er ihn wieder dasitzen sah, still und träumerisch: „Machst ein Gesicht, Brüderchen, der Wein könnte davon in Flaschen und Gläsern sauer werden. Ich wette, du denkst noch an des Pfarrers Ermahnungen. Sie waren kurz und schlecht; aufgewärmter, geistlicher Brei, von Amtswegen vor uns ausgeschüttet.“

„Mag wohl sein,“ erwiederte der Bräutigam lachend: „Unser Pfarrer sieht erst das Geld an und darnach die Waare dafür. Kupferne Münze, kupferne Trauredeu! Wär' ich diesmal Pfarrer gewesen, meine Stimme hätte anders geklungen.“

„Nun, so laß sie doch erklingen, Meister Jordan,“ entgegnete der Brautführer: „Siehe, hier ist eine größere, prächtigere Kirche unterm blauen Himmelsgewölbe, als unterm übergypsten Dache des kalten Doms.“

„Ja, Jonas, laß sie erklingen!“ mahnte Martha: „Ja, dich möcht' ich auch einmal predigen hören! Wir wollen allzumal eine sehr andächtige Gemeinde sein.“

„Auf, auf, ihr Leutchen,“ setzte Herr Wester hinzu: „Stoßt an. Läuten wir recht hell mit den Gläsern zur Kirche. Seht, der Herr Pastor räuspert sich schon!“

Man stieß unter Gelächter an. Meister Jordan am kräftigsten. Dann aber legte er Messer und Gabel beiseite; schob den Teller zurück; nahm feierliche Miene an, und sprach: „So gescheh' es. Weise Thorheit ist noch allezeit besser, denn thörichte Weisheit; auch macht der Chorrock nicht den Priester. Habet auf meine Worte Acht. Und was ich Dir, herzige Martha, sage, das sag' ich mir. Und ihr Andern da drüben, verzuckerter Ernst schmeckt nicht bitterer, als jeder gesellige Scherz.“

Er räusperte sich nach diesem Eingang noch einmal, und fuhr fort: „Andächtige Zuhörer, das Sprichwort sagt: Ehestand, Wehestand. Dies sei, zu euerer Erbauung, mein heutiger Text. Zwar heißt's auch: Ehen werden im Himmel geschlossen; aber, ach! selten; und dann nur in dem Himmel, welchen wir im eigenen frommen Herzen tragen. Die meisten Ehen aber werden beim Rechnungsbuch geschlossen, und nach dem Gewicht der Geldkiste abgeschätzt; andere nach Länge, Höhe und Breite des Stammbaums, des Ranges und Standes gemessen; andere im

blinden Liebesrausch gestiftet, da sich die Trunkenen vergöttern, und nachher nüchtern, bereuen, den Teufel angebetet zu haben. Da wird der Ehestand Wehestand; und der erwartete ewige Frühling, ewiger Winter!"

„Wahrlich, ich sage Euch, mit Geld kann man Waaren erkaufen, auch Menschen, wie Waaren; aber kein Lebensglück. Geld ist so hartes, so kaltes Metall, daß es die wärmsten Herzen zu erkälten und die weichsten zu verhärten vermag. — Zusammengeleimte Stammbäume aber, und zusammengelöthete Vornehmheiten sind keineswegs vereinigte Seelen, nur Schattenbilder, die zwar in einander fließen, aber weder warm noch kalt machen. — Und Liebesrausch und Sinnentrunkenheit ist nicht des Menschen Vorzug. Er hat's mit allem Vieh in der Brunstzeit gemein."

„Nun zur Nutzanwendung, oder wie in jedem Ungemach des Lebens, die Ehe nie zum Wehe, sondern zum Wohle, und in den schmerzlichsten Stunden, zum Trost diene?"

„Schönheit des Mannes, wie des Weibes, ist der natürliche Magnet, welcher beide zusammenzieht, den Mann und das Weib. Ein solcher Magnet kostet uns nichts; es ist nur geliehene Waare, die wir nach wenigen Jahren wieder zurückgeben müssen, an die Zeit, von der wir sie empfingen. Der Magnet zieht stärker zusammen, als er zusammenhält. Schon der Rost der Gewohnheit schwächt die Kraft. Schönheit ist ein geliehenes Ballkleid. Geht die Ballzeit zu Ende, gehört die Maske zum Plunder."

„Aber es gibt eine gewisse Schönheit, durch die wir auf immer gefallen. Sie ist nichts Erborgtes, sondern Errungenes; ist Gewinn unseres Verdienstes, daher unser bleibendes Eigenthum. Ich will's versuchen, meiner Martha bis zum Tode zu gefallen und noch, mit Runzeln im Gesicht, ihr Herz gefesselt zu halten. Theure Braut, versuch' es auch Du gegen mich!"

„Dazu müssen wir jedoch nothwendig die Weihe ganz im Stillen

vom lieben Gott selbst empfangen. Wir empfangen sie in öftern geheimen Unterredungen mit ihm, das heißt im Gebet; und durch Gottinnigkeit unserer Seele, das heißt durch göttliches Wandeln und Handeln. Hast du die heilige Weihe, dann wird's dir leicht, mir allezeit schön, ja mir lebenslängliche Braut zu sein."

„Dann wirst du, als Frau, so züchtig und jungfräulich-schamhaft bleiben, wie du heut bist als Mädchen. Denn der höchste Reiz des Schönen wirkt aus dem Seltenen, Verborgenen, Geheimnißvollen hervor; Alltägliches löset den Zauber."

„Dann wirst du, als Frau, so innig und eins mit mir in der Welt stehen wollen, wie heut, als Braut. Ja, Martha, wie ich mit Leib und Seele nur dir gehöre, so sei die Meinige; eine Seele in beiden Leibern; mein Gedanke, dein Gedanke; dein Geheimniß, mein Geheimniß; ich dir, du mir, in jeder Stunde, klar und offenbar, wie dem Allwissenden! Dann sind wir Eins, alle übrige Menschen, selbst die besten Freunde, sind für uns nur Nummer zwei. Mißtrauen im Herzen ist das Scheidewasser der Liebe."

„Dann wirst du, als Frau, als Matrone, schön sein, wie du heut bist, als blühende Jungfrau. Das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit ist weder Seiden- noch Perlenschmuck, sondern Reinlichkeit und geschmackvolle Ordnung. Das Weib ist die Seele des Hauses; darum spiegelt uns auch immer das Haus, sammt Küche und Keller treu entgegen, was das Weib darin ist. Dann wirst du, als Frau, sprechen, was du mir als Mädchen gesagt hast: Alles sparen, nur nicht eigne Mühe! — Dein Sparen soll dann meiner Arbeit den Segen geben, und der liebe Gott wird uns den seinigen nicht entziehen. Amen!"

Der Redner schwieg und verbeugte sich mit komischer Höflichkeit ringsum gegen die Zuhörer. Doch Keiner lachte. Wester, wie verblüfft, blickte ihn stumm und ernst an, als hör' er noch

immer Worte. Seine Frau und das Bräutchen saßen mit nassen Augen da.

„Lustig, lustig!“ rief Jonas. Aber Martha sprang auf, und umschloß ihn weinend mit beiden Armen. „Du hast dich mir zum zweiten Mal angetraut, o du Lieber!“ rief sie: „Hier ist meine Kirche, hier der Altar!“

Endlich öffnete auch der Krämer langsam den Mund und sprach: „Höre, Jordan, mein Lebtage hätt' ich das nicht hinter dir gesucht. Woher hast deine Gelahrtheit? Hast doch nicht studirt?“

„O nein,“ versetzte Jonas in heiterer Laune: „In Büchern hab' ich noch nicht halb so viel gefunden, als überall auf den Straßen. Von Zeiten und Leuten lernt man mehr, denn von dem größten Professor.“

Eine tiefe Baßstimme klang von außen durch Zweige und Blätter der Laube herein: „Wahrgesprochen, braver Mann!“

Hochzeiter und Gäste sahen sich um. Aber der Eigenthümer der Stimme war nicht zu erkennen. Der große Garten wimmelte von Spaziergängern. Man gab sich also ungestört wieder einer herzlichen Fröhlichkeit hin, wie zuvor; doch blieb etwas Feierliches in der Lust zurück, wie man's auch trieb.

Da trat ein Fremder in die Laube; ein wohlgekleideter Herr; bat um Verzeihung, und fragte nach dem „Herrn Pfarrer“. Die beiden Frauenzimmer sahen sich einander wunderlich an und dann kichernd. Jonas machte dem Eindringling ungehaltene Miene. Wester hingegen zeigte lachend auf Jonas und sagte: „Wenn's einen Herrn Pfarrer unter uns gibt, so ist's der dort; obgleich sein Priesterrock so braun ist, wie sein Kupfer daheim.“

Der Fremde verbeugte sich höflich gegen den vermeinten Geistlichen; legte einen seidenen Geldbeutel vor ihm auf den Tisch und sagte: „Ich habe Befehl, Ihnen für eine gehaltene Traurede Zahlung zu bringen. Nehmen Sie. Ich empfehle mich Ihnen.“

Damit verschwand er wieder aus der Laube. Jonas saß ein Weilchen verduzt da; sprang auf und dem Unbekannten nach. Der hatte sich aber im Gewühl der zahllosen Lustwandelnden verloren.

„Ist der Mensch ein Narr, oder will er mir die Schellenkappe auflegen?“ murmelte Meister Jonas ärgerlich.

„Ei, seht doch!“ rief Frau Wester erstaunt, indem sie neugierig den Beutel geöffnet hatte: „Ein Hochzeitgeschenk, wie vom Himmel gefallen! Euch regnet das Glück zum Dach herein. Goldstück an Goldstück! Das muß vom Fürsten selber kommen.“

Nun ging's ans Beschauen, Befragen und Rathen; doch Keiner lösete das Räthsel. Man trat wißbegierig vor die Laube. Man mischte sich in die Menge der Umherwandelnden. Man durchstrich alle Plätze und Gänge des weitläufigen Gartens und Fürstenparks. Vergeblich alle Mühe.

---

9. Das neue Ehepaar.

„Jetzt schicke dich an, Kindchen, mit mir, nach Art vornehmer Leute, die Hochzeitreise zu machen!“ sagte des andern Morgens der junge Ehemann: „Sie soll aber weder lange dauern, noch das kostbare Geschenk des unbekannten Gebers verzehren.“

Darauf nahm er seine Martha in den Arm und führte sie in den eignen kleinen Kaufladen; erklärte ihr Namen, Zweck und Preise der zum Verkauf fertigen Arbeiten, und legte ihr das Buch vor, die Verkäufe einzuzeichnen. Von da begab er sich mit ihr in die Werkstätte, und in sein winziges Magazin von Metallen aller Gattung; in den Holzstall, auf den Estrich, in den Keller, und zuletzt in die Küche. Hier glänzten ihr, zierlich in Reih' und Glied, auf Gestellen, irdene, kupferne, zinnerne Teller, Schüsseln, Kochgeschirre für den Bedarf des kleinen Haushalts entgegen. Auf

dem saubern Herde loderte schon helles Feuer, vom muntern Lehrknaben angezündet. Martha ließ sich's aber nicht nehmen, mit eigner Hand das erste Frühstück zu bereiten. Auch gestand Jonas, in seinem Leben hab' er keine Morgensuppe mit größerer Lust genossen, als diese.

„Heut thu' ich in der Werkstatt keinen Streich!“ sagte er: „sondern ich feiere nach Weise lüderlicher Gesellen blauen Montag. Denn es ist unsre Nachhochzeit. Komm, Liebchen, wir haben noch vielerlei zu berathen und zu schwatzen. Du bist nun Königin des Hauses; ich will dich in dein Reich einführen.“

Er übergab ihr die Schlüssel zu Schränken, Weißzeug, Kleidern u. s. w. Sie ordnete und wies jedem den schicklichern Platz an. Er zahlte ihr das nach seiner Berechnung erforderliche Geld zur Bestreitung der Wirthschaftsbedürfnisse auf ein Vierteljahr voraus, und versprach es immer so zu halten. Aber dazu legte er ein Heft von zwölf Bogen Papier, um das Jahr hindurch täglich jederlei Ausgabe, auch die kleinste, einschreiben zu können. Das, meinte er, sei unentbehrlich, um immer zu wissen, wie es mit ihren Finanzen stehe, und je nach zwölf Monaten zu erkennen, wie viel jeder Haushaltungsartikel, Brod, Fleisch, Gemüse, Holz, Beleuchtung, Wäsche, Kleidung, Geräth und dergleichen gekostet habe. Ein ähnliches Buch führte er selber über Einnahmen und Ausgaben, die sein Handwerk betrafen.

Nach diesen und andern Einleitungen begann folgenden Morgens die bestimmte Tagesordnung der Geschäfte. Früh auf um fünf Uhr, Winters wie Sommers; Betten gemacht; Stuben gereinigt; alle Arbeit zurecht gelegt; um sechs Uhr, nach gemeinschaftlichem Morgengebet, das Frühstück genommen; dann jeder an sein Tagwerk; um zehn Uhr jedem ein Stück Brod, als Zwischennahrung; um zwölf Uhr, nach kurzem Tischgebet, das Mittagsmahl; dann wieder an die Arbeit, bis um sechs Uhr ein leichtes Abendessen,

und ein paar Stunden Arbeit, das Tagwerk beschloß. Die neunte Stunde rief zur Schlafkammer. Nur der Sonntag blieb Feiertag; einzig der Andacht und Erholung geweiht.

Dies einförmige, thätige, eingezogene Stillleben behagte Allen gar wohl. Martha ging, Westers ausgenommen, zu keinen Besuchen, oder Gesellschaften, und entschlüpfte damit unvermeidlichen Klatschereien und Weiberhändeln. Jonas ahmte andern Meistern nicht nach, außer dem Hause bei Abendtrunk und Kartenspiel Geld zu verstreuen. Statt dessen ließ er von Zeit zu Zeit sich einen kleinen Aufwand nicht verdrießen, seiner jungen Frau und dem gutartigen Lehrling irgend unverhoffte Freude zu machen.

Obschon der fleißige Meister mit Hammer und Meißel, Zangen und Stempel, bei Amboß und Schmiedeherd so umzugehen wußte, wie irgend Einer von der Profession, war sein Verdienst und Gewinn doch gering. Das aber schlug ihm den Muth nicht nieder. „Man muß leben," sprach er: „wie man kann, nicht wie man will. Wer nicht auf den Berg kann, der bleibe im Thal. Drum, Martha, kehren Guldenstücke zu selten bei uns ein, laß uns Kreuzer herbeirufen. Sechszig machen auch einen Gulden."

Wirklich hatte er bald etwas mehr Einnahme, als er nebenbei auch anfing mit kurzer Waare, wie sie der Nadler verkauft, Handel zu treiben; so wie mit selbstverfertigten Riemenschnallen, Sprungfedern, Pfeifendeckeln, niedlichen Drahtketten, Vogelkäfigen, Siebwerk mannigfaltiger Gattung und anderm Kram. Bald bezog er selber, bald die junge Hausfrau, damit die Jahrmärkte in und außerhalb dem Fürstenthum Altenheim, und sie, wie er, kamen nie gänzlich ohne einen gefüllten Beutel von dem Ausfluge zurück.

Meister Jordan verstand sich auf die Sache, seit den Tagen des Vater Thaddäus, des Kesselflickens und Hausirens sehr wohl. Die andern Meister sahen freilich verächtlich, oder mitleidig, auf den armseligen Marktfahrer herab und schämten sich beinahe des-

selben. Er jedoch ließ sie gewähren und dachte in seiner Art: „Besser demüthig gegangen, als hochmüthig gefahren. Ihr Nasenrümpfen macht mich nicht länger, nicht kürzer, als ich bin. Wer eine Leiter hinauf will, muß bei der untersten Sprosse anfangen.“

Und er hatte Recht, der Himmel segnete sein unverdrossenes Bemühen. Der Himmel segnete auch die vielgeschäftige Martha. Denn nach Jahresfrist erschien mit großem Geschrei ein fremder und lieber Gast in der Wirthschaft; ein Söhnchen, so hübsch man sich's wünschen konnte. Jonas war darüber in den ersten Tagen voll ausgelassener Freude. Er tanzte; er weinte; er lachte; er betete; er sang. Der kleine Heide mußte ein Christ werden; mußte Veit heißen zu Ehren des Herrn Wester; der und seine Frau die Taufzeugen wurden.

Frischern Muthes ging's dann wieder ans Schaffen. Wohl hatten sich um etwas die Einnahmen gemehrt; zum Theil selbst die Kunden in der Stadt; doch auch die Ausgaben um etwas. Denn nun mußte eine treue Magd zur Hülfe genommen werden, die Hauswesen und Kind besorgte, wenn die junge Frau Meisterin, bald in diesem, bald in jenem Städtchen oder Marktflecken, in gefüllter Bude die Kunstwerke ihres Jonas mit geläufiger Zunge feil bot. Gewöhnlich übernahm die junge Frau diesen Zweig des Gewerbes; denn Erfahrung lehrte, daß sie mit ihrer freundlichen Miene mehr Kauflustige zur Bude heranlockte, als der ernste Mann; obgleich ihre Waare eine und dieselbe war; und daß sie jedesmal mit weit reicherer Aernte zurückkehrte, als er.

So mehrte sich von Jahr zu Jahr ihr bescheidener Wohlstand; aber darum nicht der Aufwand. Die alte Häuslichkeit währte nach sieben vollen Jahren fort, wie zur Zeit des ersten Nothstandes.

„Mütterchen, lieb Mütterchen!“ rief er eines Tags, als er im Sonntagsrock zur Thür hereintrat, denn er hatte einen Ausgang gethan. Sie hielt eben den kleinen sechsjährigen Veit im

Arm und küßte ihn, weil er ihm vorgesagte Verse über Erwarten schnell auswendig wußte: „Mütterchen, kennst du am Schloßplatz das alte Eckhaus neben dem Hause des Gideon Kürbis? Es gehört dir und dem kleinen Buben da, der dir doch gar nicht lieb ist. Das Haus zwar ist schmal; unten nur Eingang, Wohnstube und bisheriger Tuchladen; doch übrigens geräumig für uns und bequem. Zwar gefällt mir die vornehme Kürbis-Nachbarschaft nicht; aber am volkreichen Schloßplatz ist für unsere Waare ein vortheilhafterer Stand, denn hier in der leeren Nebengasse. Zwar unser an Zins gelegtes schönes Geld fliegt davon; und wir sind aus Gläubigern Schuldner geworden. Nur die Hälfte erst des Kaufpreises hab' ich bezahlt. Aber der Preis war wohlfeil; am Zins sollen Miethsleute mitzahlen. Und Schuldensporne stacheln schärfer zum Sparen an, als goldne. Da hast du Schatten und Licht neben einander. Was meinst du?"

Martha fühlte freudiges Schrecken. Wiewohl sie die Angst vor den Schulden nicht verheimlichte, schmeichelte es sie doch nicht wenig, Herrin eines eignen Hauses zu werden. Mit feuchten Augenwimpern lag sie an seiner Brust und sagte: „Was Du thust, das ist wohlgethan; dein Wille war immer der meine. Möge denn Gottessegen auch über der neuen Wohnung walten!"

Für eine rührige Hausfrau, wie Martha, ward die Umgestaltung der häuslichen Dinge, der veränderte Platz der Haus- und Küchen- und Kellergeräthe, die neue Stätte jedes Stuhls, jedes Tisches, eine Umgestaltung des Lebens, und jeder Tag dabei ward, wie müde sie auch von den ungewohnten Anstrengungen Abends hinsank, ein Festtag. Er ebenfalls räumte geschäftig aus; sie räumte ein. Fast mehr, denn die Erwerbung der bleibenden Heimath, freute ihn die Lust der Glücklichen an dieser Verwandlung der Umgebungen. Und sein Wohlgefallen hinwieder an den

Schöpfungen ihrer geschmackvoll ordnenden Hand, erhöhte ihr Glück.

Das letzte Stück bei der Uebersiedelung trug er selbst zur neuen Behausung fort. Es war der hölzerne Kasten, worin das große, fürstliche Wappen im breiten Goldrahmen verwahrt lag; sein Meisterstück. Er hatte es seit drei Jahren nicht wieder angesehen.

„Nun denn!“ lachte er spottend, als er das kostbare Machwerk vom hohen Gesims aus dem Winkel hervorzog: „du kömmst mir hintennach, wie die alte Fastnacht. Das gebührt dir. Ein prächtiger Quark, ich gesteh' es; leider Geld und Arbeit umsonst daran verschwendet! Was hilft doch ein goldner Galgen, wenn man daran zappelt!“

Indem er über den Schloßplatz ging, sein Kunstwerk unterm Arm, und indem ihn im Strahl der Abendsonne die Fenster des fürstlichen Palastes blendend anblitzten, murmelte er: „Richtig, Glanz zu Glanz! dahin gehört der Plunder. Vielleicht macht er der alten Durchlaucht Vergnügen, als Geschenk; denn kaufen wird Niemand den Tand.“

Der flüchtige Einfall, je länger er ihn mit seiner Martha erwog, fand immer größern Beifall. „Wer weiß,“ sagte sie: „wo wir noch einmal der Gnade des Hofes bedürfen!“ — „Richtig, eine Hand wäscht dann die andre!“ stimmte Jonas ein.

Die erste Sonntagsarbeit in der neuen Wohnung ward nun ein ehrfurchtsvoller Brief an den Landesherrn. Er entwarf ihn; Martha schrieb ihn zierlich ab, was sie besser gelernt hatte, als er. Es war der Brief eines guten Bürgers an einen guten Fürsten, kunstlos und treuherzig. Jonas gestand darin sogar ehrlich, daß ihm das Prachtstück im Wege stehe, und zu nichts Besserm tauge, denn wenigstens ein geringer Beweis von Liebe und Ergebenheit eines redlichen Unterthans zu seinem gnädigen Landesherrn zu werden. — So schickte er das Geschenk ab.

---

10. Das neue Hausschild.

Vierzehn Tage später ward ihm ein großes Schreiben der fürstlichen Kammer überbracht. Darin zeigten wenige Zeilen an: daß die allerunterthänigste Gabe mit allergnädigster Zufriedenheit empfangen worden sei, und Seine Durchlaucht geruht habe, dem Gürtlermeister Jonas Jordan das Prädikat „fürstlicher Hof=Gürtlermeister“ beizulegen, welches derselbe auch auf seinen Hausschild zu setzen habe.

Das bescheidene Ehepaar begriff anfangs gar nicht, was mit der unverlangten Ehrenbezeugung anstellen? Dann brachen beide in herzliches Gelächter über ihre eigne Verlegenheit aus. Denn bisher hatte keines von ihnen an Ausstellung eines Thürschildes gedacht.

„Der alte Herr aber hat Recht!“ sagte sie: „denn wer weiß denn, daß wir jetzt am Schloßplatz wohnen? So wird's doch aller Welt bekannt, und ein Schild schmückt dazu noch mit den goldenen Buchstaben das ganze Haus.“

„Mag sein,“ entgegnete er: „Mir wäre jedoch lieber, der Fürst hätte es unterlassen. Bloß Schnurrpfeiferei das, und nichts weiter! Aber, sei es! Zu großen Herren darf man nicht sagen: Ich bin Ich! Man muß sich auch für einen Nasenstüber von ihnen bedanken. Ein Stückchen Band von ihnen im Knopfloch bezahlt ihren tapfersten Männern den Verlust von Arm und Bein.“

Das Schild ward also verfertigt und ausgehängt. Meister Jordan hatte den Malerlohn nicht zu bereuen.

Schon der Besitz eines Hauses am Schloßplatz und dann darin der reich mit glänzenden Waaren ausgezierte Laden, brachten den bisher wenig beachteten Mann in Ruf einer Zutrauen erweckenden Gehäbigkeit. Und nun gar dazu den Titel eines „fürstlichen Hof=Gürtlermeisters!“ Das brachte die Eifersucht sämmtlicher Meister seiner Profession in Harnisch. Sie machten scheele

Gesichter, so oft sie das Schild erblickten; höhnten und spöttelten darüber unter einander; konnten nicht begreifen, wie solch ein armseliger Schlucker zu der Auszeichnung gelangt sein möge; und jeder glaubte von sich, er hätte wohl eher den Vorzug verdient.

Jeder aber ward zugleich fortan mit Jonas zuthunlicher und kameradlicher, weil man sich einbildete, er stehe bei Hofe in besonderer Gunst. Jeder schüttelte ihm im Begegnen kräftiger die Hand; erkundigte sich nach Wohlbefinden von Frau und Kind, und strafte ihn mit Vorwürfen, daß er sich nie, in ihrer Gesellschaft Abends, auf der Zunft, oder bei dem und diesem Gastwirth, sehen lasse.

Auch Herr Gideon Kürbis nahm nicht länger Anstand, den höflichen Nachbarschaftsbesuch zu erwiedern, welchen Jonas und Martha dem reichen Goldschmied längst abgestattet hatten.

„Ja, ja!“ rief er bei seinem Eintritt, indem er umherschaute: „Das ist hier eine ganz schmucke, schickliche Wohnung für Euch. Ich hoffe, wir werden gute Nachbarn werden, Meister Jordan. Es freut mich, wenn unsre Kinder mit einander spielen. Freilich, mein Edwin ist achtzehnjährig; künftiges Jahr, Notabene! geht er auf die Universität. Er muß Jura studiren. Aus ihm wird mit der Zeit etwas werden. Euer Veit hingegen paßt noch ganz zu meiner kleinen Ida. Und, Notabene, daß ich's nicht vergesse, gratulire, Herr Hofgürtler, zur neuen Würde.“

Jonas verbarg das Gesicht schalkhaft und sagte: „Was mehr? Ein Flicken von Seidensammet auf einem schäbigen Zwillichkittel.“

„Hm!“ versetzte Herr Gideon und warf den Kopf etwas zurück: „Nicht also! Ehre geht über Alles.“

„Und Ehrlichkeit noch über Ehre!“ erwiederte der Hofgürtler.

„Davon sprech' ich nicht, Meister Jordan. Ich meine nur, überall gibt ein Titel doch mehr Respekt et cetera.“

„Ueberall, Herr Kürbis, wo man lieber den Einband, als das Buch, ansieht. Man soll sich aber in die liebe Narrenwelt schicken, wenn man nicht beständig das Pritschholz der Hanswurste auf dem Rücken fühlen will.“

„Ihr seid immer noch der wunderliche Kauz, wie vor Zeiten, Meister. Ja, ja, Ihr müßt jetzt andere Sprache führen; andern Ton annehmen.“

„Sehen Sie, Herr Kürbis, wenn man den Hahn im Hühnerhof auch Truthahn nennt, oder wohl gar Vogel Strauß: er kräht dennoch, nach wie vor, wie ein Hahn.“

Der edle Gideon, welcher sich von jeher gefiel, den ehemaligen Jugendgenossen, als Unwissenden zu hofmeistern und Geistesüberlegenheit fühlen zu lassen, schüttelte unzufrieden den Kopf und suchte ihn eines Bessern zu belehren. „Ihr dürfet,“ fuhr er nach einer langen, wohlgesetzten Rede fort: „Ihr dürfet, zum Exempel, anständiger Weise nicht mehr mit der Schürze und aufgestreiften Hemdärmeln, über die Gasse laufen. Wenn das Se. Durchlaucht erfahren sollte! Auch, und das begreift Ihr wohl selbst, wär' es sehr unangemessen, wenn ein Herr Hofgürtler, wie ein hausirender Jude, mit Kram auf dem Karren, bald hierhin, bald dorthin, zu Markt führe. Das wäre ja ein Schimpf für Euch.!“

„Schimpf! Pah!“ rief Jonas: „Man muß die alten Schuhe nicht wegwerfen, bevor man neue hat.“

„Ihr vergeßt,“ warf Gideon ein: „daß Titel doch immer eine gewisse Bedeutung geben.“

„Ei was!“ rief Jonas ärgerlich: „Alles muß in der Welt seinen Namen haben von Adams Zeiten her; aber Titel sind Schatten des Namens und kaum das; nur Schatten eines Schattens. Dergleichen Ehre ist ein Schaugericht, davon keine Fliege satt wird. Vor Geld ziehen die Leute den Hut am tiefsten ab; das ist auch Ehre.“

„Mag sein, wenn man's eben hat!“ sprach Herr Gibeon und zupfte die Hemdkrause etwas weiter vor, indem er die Goldringe an den Fingern funkeln ließ. Darauf trat er vertraulich näher, und sagte, den Kopf bedeutsam auf- und abwiegend: „Es fällt mir eben ein, . . . wie dünkt es Euch, . . . zum Exempel, wenn ich fürstlicher Hof-Goldschmied et cetera, werden könnte? Es wäre mir, Notabene! aus gewissen Gründen nicht ganz unlieb. Sagt, wie habt Ihr Eure Sache so klug bei Hof angestellt?“

Meister Jordan, den das lange und leere Geschwätz in der Arbeit hinderte, und den die eitle Hoffart des Mannes nicht wenig anwiderte, antwortete kurz: „Ei man wirft nur einen nichtsnutzigen Strohwisch in die Höhe, dann regnen Stoppeln zurück. Nun wissen Sie's!“

Der Goldschmied ließ sich durch die seltsamen Antworten des Murrkopfs gar nicht zurückschrecken. Er fuhr in seinen Forschungen unermüdlich fort. Der Hofgürtler hinwieder, der nicht die mindeste Lust hatte, ihm oder andern Neugierigen zu beichten, was seine Haussachen anging, fertigte ihn eben so beharrlich mit räthselhaften Sprüchen ab. Denn es gehörte zu seiner und Martha's Hauspolitik, keinen Fremden in ihre besondern Verhältnisse, auch nicht in die unbedeutendsten einzuweihen, um jeder Klatscherei zu entkommen.

Das war inzwischen so leicht nicht. Denn gerade dies zurückhaltende Wesen und daß man von den beiden Leutchen nicht zu reden wußte, gab am meisten zu reden. Es verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Jonas sei ein Glückskind; überreich geworden; habe das große Loos der Frankfurter Lotterie gewonnen; Haus und Titel gekauft; große Kapitalien außer Landes an Zins stehen. Das sei das ganze Geheimniß, und der Mann nebenbei ein schlauer Fuchs, ein Knicker, ein Filz, der nie genug habe, der Frau und Kind hungern lasse, und jedes Schwefelhölzchen zwölfmal spalte.

Wenn Martha solcherlei Geschwätz vernahm, ward sie oft empfindlich. Er aber lachte und sagte: „Nicht doch, Herzchen, warum grämst du dich? Ich bin den Leuten dankbar, daß sie mit christlicher Liebe uns nur Worte nachwerfen, nicht Steine. Es ist mit dem Mundloch am Kopf, wie mit dem Spundloch am Faß. Geht der Zapfen auf, fährt kein besserer Wein heraus, als der im Faß. Gönne also den Schwätzern die Lust am Lästern, wie den Gänsen das Zischen und den Hunden das Bellen. Gegen Cholera und Pestilenz sind Heilmittel erfunden, aber noch keins gegen ein böses Maul. Gib dich also zufrieden; Kaiser und König müssen's eben so thun.

„Heut ist die Reihe an uns, morgen sind wir vergessen und schießt man nach andern Scheiben. Das ist das Beste vom Ganzen."

Schlecht und recht lebte der Hofgürtler mit seiner Frau, nach wie vor; thätig in Werkstatt und Laden, auf Messen und Märkten. Und doch vergingen Jahr um Jahr, eh' an der Geldschuld vom Hause der letzte Gulden bezahlt werden konnte. Fröhliche und traurige Tage wechselten. Sie wurden, die einen wie die andern, mit Dank gegen Gott empfangen.

Am schmerzlichsten war für die kleine Familie der Verlust ihrer einzigen Freunde, mit denen sie von jeher am vertrautesten gelebt hatten. Frau Wester starb nämlich an den Folgen des Kindbettes, als sie ihrem Gatten das erste Töchterlein geschenkt hatte. Seitdem kränkelte auch er, von stillem Gram verzehrt, und heimlichen Nahrungssorgen gedrückt. Dann, was man erst spät erfuhr, war der größte Theil seines Vermögens durch Bürgschaften verloren gegangen, zu denen er sich allzu unbehutsam oder zu gutmüthig, gegen leichtsinnige Personen verpflichtet hatte. Als er, vier Jahre nach dem Tode seiner Frau, ihr in die Ewigkeit folgte, hinterließ er nichts, als sein unmündiges Kind und einige Schulden. Meister Jordan zahlte diese für seinen Freund; und Martha nahm das

Töchterlein zu sich, dessen Pathin sie geworden. Herr Wester war ruhig, ja freudig aus diesem Leben geschieden, weil er seine kleine Christiane nun wohl aufgehoben wußte.

---

11. Der Sohn des Handwerkers.

Indessen war auch der eigne Sohn des Hauses herangewachsen, ein hübscher, kernhafter Bursch, schlank und schmiegsam, mit dunkelbraunem Krauskopf, blauen Schalksaugen, und einem Gesicht, gegen welches wohl manches Mädchen das ihrige gern vertauscht haben würde. Es schien fast, als habe die Natur für ihn, von Vater und Mutter nur das Schönste ausgewählt! Dabei war er einfach, in strenger Zucht erzogen; der Hausordnung pünktlich unterthan; ein Spreuersack des Nachts sein Bett; am Tage leichtes Gewand, Winters und Sommers, sein Kleid; gegen Wind und Wetter abgehärtet; oft, als zarter Knabe schon, ohne Schonung, nur mit einem Stück Brod im Sack, über Feld geschickt, Bestellungen auszurichten. Unwahrheit ward ihm als das schwerste Verbrechen, Entbehren können, als die größte Ehre angerechnet. Er glich in seinem Aeußern vollkommen einem Gassenbuben, und doch sah man ihn nie sich mit Buben auf den Gassen umhertreiben. Er hatte keine Altersgenossen zu Gespielen, als welche der Vater ihm gestattete.

Die Leute in Altenheim nannten das Rohheit, Tirannei. Jeder Handwerker, bemittelt oder unbemittelt, glaubte seine Kinder besser zu erziehen, und sparte dafür kein sauererworbenes Geld; selbst nicht Schulden. In erster Kindheit müssen die lieben Kleinen stets aufgeputzt erscheinen; nicht ganz hinter der Mode zurückbleiben, um andern Kindern nicht an Schönheit nachzustehen. Waren sie alt genug, die Schule zu besuchen, ließ man ihnen schon mehr

Freiheit. Die kleinen Mädchen hatten sogar Kinderbälle und Soireen; Musik- und Tanzmeister. Waren sie vierzehnjährig, konnten sie sich schon, wie Salondamen, geberden; feine Spitzenarbeiten und Stickereien verfertigen; über die Toilette anderer Frauenzimmer kunstrichtern; über gewisse Herzensgeheimnisse unter einander kichern; auch recht artig liebäugeln und sogar Romänchen spielen, so niedliche, wie sie dergleichen je gelesen haben mochten.

Anders und derber verfuhr man mit den Knaben. Freilich, so lange sie in die Schule gehen mußten, wollte man ihnen nicht wehren, auf den Straßen umherzujagen, und dumme Streiche zu machen. Jeder Vater gedachte dabei seiner eigenen Jugend. Und wenn das Bürschchen etwa dazu noch schwören und fluchen lernte, wie ein Soldat; oder eine Pfeife oder Cigarre ganz ehrbar schmauchen und einen Schnapps Branntewein herzhaft wegtrinken konnte, lachte man sich über den kleinen Affen todtkrank. Aber im fünfzehnten Jahre oder im sechszehnten ward er aus der Schule genommen, mochte er gehörig lesen, schreiben und rechnen können, oder nicht. Da ward er zum Handwerk gethan; lernte es treiben, so gut oder schlecht, wie es der Meister verstand; nebenbei auch von den Gesellen zuweilen Zotenreißerei und Schelmenstückchen aller Art. Ward er endlich selber Gesell, ging's in die Fremde. In der Regel kam er aus derselben ohngefähr so klug und geschickt zurück, als er hineingewandert war.

Es wird dies nur beiläufig hier angeführt, um zu erklären, warum in Altenheim die Handwerksleute, ungeachtet ihres Aufwandes und Großthuns, zu Hause gewöhnlich übel standen und viele derselben zu Grunde gingen; nach Amerika auswanderten, oder kleine Bedienstungen und Anstellungen suchten; oder zuletzt auch im Armenhause vorlieb nahmen.

Mochte man spötteln und tadeln, wie man wollte, Meister Jonas ließ sich von seiner Art und Weise nicht abwendig machen.

Er dachte oft an Vater Thaddäus. Er wollte nicht schlechter sein, denn derselbe. Darum erzog er seinen Veit ebenfalls, wie er erzogen war. Und der Knabe gedieh, bei dieser Zucht, an Leib und Seele; fleißig in der Schule, fleißig in der Werkstatt; anstellig in jederlei Verrichtung; mit allen Menschen wohl an.

Nachdem Veit sein sechszehntes Jahr vollendet hatte, wurde er zum Lehrling des Gürtlerhandwerks aufgenommen. Er saß damals schon in einer der obern Klassen des Altenheimer Gymnasiums, und nicht ohne Auszeichnung unter seinen Mitschülern durch Fähigkeit und Lernbegierde. Jonas, der zu seiner Zeit wenig Weisheit aus der Schule heimgebracht hatte, und kaum die Namen Mathematik, Algebra, Physik, Chemie u. dgl. kannte, war aber darum kein Mann vom gewöhnlichen Schlage jener Handwerker, die ihre Söhne so zeitig, als möglich, den öffentlichen Unterricht entziehen, und sich in ihrer Dummheit gar klug dünken, wenn sie sagen: „Mein Bursch soll nicht überstudieren, sondern werden, wie ich. Ich bin auch kein Gelehrter. Man kann nicht zweierlei Dinge mit einander treiben. Ein gelehrter Professionist taugt am Ende weder zu einer Profession, noch zu einem Professor."

Veit mußte während seiner vier Lehrjahre immerfort, nach wie vor, die Schule besuchen, und dabei in den Freistunden tapfer in der Werkstatt bei seinem Vater schaffen. Er konnte das, ohne darum Pfuscher und Stümper in seinem eigentlichen Beruf zu werden. Denn schon, als er zum Lehrburschen gemacht ward, verstand er durch früheres bloßes Zuschauen von der Arbeit so viel, als ohngefähr ein gemeiner Gesell.

Es war gar kein Wunder. Seit zwölftem Jahre schon hatte er, außer der Schulzeit, dem Vater in der Werkstatt helfen müssen, und dadurch Handfertigkeit und Kenntniß in den Geschäften bekommen; während Andre seines Alters und Standes, sobald sie der Schulmeister Abends entlassen hatte, in der Stadt umher-

liefen, mit einander rauften, die Fremden neckten, oder andre Possen trieben. Ja, was noch mehr war, Veit, weil er gut zeichnen konnte, entwarf in seinen Lehrjahren schon für seinen Vater neue Muster zu Waaren mit erhabnen Figuren, zu durchbrochenen Knöpfen, und anderm Schmuckwerk. Weil er gründlichere Kenntniß von Metallen und ihren chemischen Verwandtschaften, von Erdarten, Säuren, Salzen und Wirksamkeiten der Naturkräfte besaß, konnte der Lehrjunge nicht selten sogar die Gesellen zurechtweisen, sobald sie sich ungeschickt benahmen. Wenn sie irgend eine schwierige Form nicht in erforderlichem Ebenmaß herauszubringen verstanden, hin und her probierten, maßen, in Papier ausschnitzelten, hatte er's auf der Stelle, vermittelst einer einfachen mathematischen Formel, berechnet, und fertig.

Diese Geschicklichkeit des Sohnes kam dem Vater in einem sehr unerwarteten Falle wohl zu statten.

---

12. Die große Lieferung.

Eines Morgens trat ein fürstlicher Kanzleidiener zu Jonas ins Zimmer, und trug ihm auf, sogleich vor dem geheimen Kabinetsrath Herrn Grafen von Salm zu erscheinen. Jonas warf sich unverzüglich in die Sonntagskleider; und nachdem ihn Martha vorher, mit weiblicher Sorgfalt von Kopf zu Fuß gemustert hatte, ob sich ihr Männchen auch wohl mit Ehren vor einem so hochgestellten Herrn zeigen dürfe, begab er sich etwas scheu und etwas neugierig ins Schloß.

Der Kabinetsrath, nachdem er die ein wenig linkischen, wiederholten Verbeugungen des Eintretenden mit leichtem Kopfnicken erwiedert hatte, schritt ohne Zaudern zur Sache, mit der Anzeige: Dieweil er, Meister Jordan, Hof-Gürtlermeister sei, wär' er, auf Befehl Sr. Durchlaucht zuerst einberufen, in einer

sein Fach beschlagenden Angelegenheit Auskunft zu ertheilen. Der bisherige Vertrag mit der Fabrik zu Florburg wegen Lieferung von Blechen für Tschako's, Patrontaschen, Uniformknöpfe, Pferdegeschirre, Beschläge der Pistolen, Gewehre, Säbel, Degen u. s. w. der fürstlichen Truppen sei schon seit einigen Jahren abgelaufen, und aller Vorrath erschöpft. Es müsse ein neuer Vertrag abgeschlossen werden, und daher entstehe die Frage . . .

Hier brach der Kabinetsrath plötzlich ab und sah dem Meister Jordan scharf ins Gesicht.

Dieser, dem vorher das Herz aus Angst klopfte, fühlte es jetzt noch heftiger in Hoffnung und Freude pochen. Aber er verwunderte sich nicht wenig, als der Herr Graf ihn fragte: „Seid Ihr nicht derselbe, — wie ist mir denn? — dem ich, es sind viele Jahre seitdem, in einem Garten einmal zu seiner Hochzeit eine Geldbörse gegeben habe?“

„Weiß nicht, ob's eben Ihre Exzellenz war, oder wer anders?“ antwortete Jonas: „Aber ja, ich empfing den Beutel mit Goldstücken beim Essen in der Laube; und suchte nachher den gütigen Geber vergeblich in allen Winkeln des großen Gartens stundenlang. Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, oder . . . nein, nein! Mein Sohn Veit hat erst achtzehn. Ihre Exzellenz, ich muß es sagen, hat ein gutes Gedächtniß.“

„Die Kreuznarbe da, an Eurer rechten Stirnseite, brachte mich auf die erste Spur!“ sagte der Kabinetsrath lachend, und verließ das Zimmer, als Jonas eben im Begriff war, zu berichten, wie er als Kind beim Hausirerleben zu der Kreuznarbe gekommen sei.

Nach einer Weile kehrte der Graf zurück, begleitet von einem betagten, wohlbeleibten Herrn, dessen heiteres, volles Gesicht die wohlwollendste Gutmüthigkeit aussprach. Jonas erkannte ihn sogleich und verbeugte sich fast bis zur Erde. Es war der regierende

Fürst, der vortrat. Der geheime Kabinetsrath blieb ehrfurchtsvoll seitwärts einen Schritt hinter ihm.

„Aha! treff' ich Euch endlich, Herr Pfarrer!“ lachte der Fürst: „Ich habe Eure ganze Traurede von Anfang bis zu Ende hinter dem Busch oder Hag gehört, und noch lange meine Lust daran gehabt. Hättet Ihr Theologie studiert, ich hätt' Euch damals zu meinem Hofprediger gemacht, statt zum Hofgürtler. Nun, ich glaube, Ihr seid ein ganz gescheider und geschickter Mann. Denn das hübsche Wappenschild, das . . . irr' ich nicht, so bin ich wohl gar noch Euer Schuldner. Nun, laßt's gut sein. Vielleicht werden wir wegen der Lieferung, von der Ihr gehört habt, Handels einig; dann soll's Euer Schade nicht sein. Doch müßt Ihr auch nicht den meinigen verlangen. Beantwortet meine Fragen bestimmt und aufrichtig, wie es einem ehrlichen Manne geziemt.“

Jonas wiederholte seine stummen Verbeugungen. „Ich könnte,“ fuhr der Fürst fort: „Ich könnte auch die Waaren im Ausland verfertigen lassen. Das leidet keine Schwierigkeit. Was denkt Ihr dazu?“

„Ei nun, antwortete Meister Jordan: „ich denke, Ihre Durchlaucht beliebt ein wenig zu scherzen. Ein so weiser Regent, wie Sie sind, gnädigster Herr, nimmt nicht das Geld der Unterthanen und schickt es in andere Länder für Dinge, die er eben so gut im eigenen Staat erhalten kann. Ein so gütiger Landesvater, wie Ew. Durchlaucht, ich sage das ohne Schmeichelei, wird seinen armen Kindern nimmermehr Verdienst und Brod entziehen, um es Fremden zuzuwerfen.“

Der Fürst lachte herzlich bei dieser Rede und sagte: „Da haben wir's! Er predigt meisterlich. Allein, Herr Pfarrer, es kömmt darauf an, ob die Handwerker im Fürstenthum so gute Waare zu liefern vermögen, wie anderwärts.“

„Gnädigster Herr, das hängt von einer Probe ab.“

Allerdings. Ich weiß, unsere Leute hier verfertigen solide, dauerhafte Arbeit; aber gewöhnlich plump, geschmacklos, oft recht unverständig. Wie geht's zu, daß die Fabriken ihre Waare netter und wohlfeiler geben, und überhaupt Vieles besser zu leisten verstehen, als unsere meisten Handwerksleute?"

„Weil in den Fabriken," erwiederte Jonas achselzuckend: „Leute angestellt sind, die an höhern Schulen mehr gelernt haben, als unser Einer zu lernen Gelegenheit hat."

„Zum Henker!" rief der Fürst: „Warum lernt Ihr nichts?"

„Ihre Durchlaucht, aus einfachem Grund: Geld, oder Gelegenheit fehlen, und die hiesigen Schulen dazu sind schlecht. Ja, gnädigster Herr, rund heraus gesagt, schlecht. Da müssen unsre Söhne lateinisch und hebräisch, griechisch und chaldäisch lernen, wie man vor tausend Jahren sprach; aber nichts von dem, was jetziger Lebens- und Weltverkehr nöthig macht, kein englisch, oder italienisch, oder französisch. Da sind unsere Knaben mit Einrichtungen, Geschichten, Thürmen und Mauern vom alten Aegypter- und Römerland, Babylon und Mesopotamien bekannter, denn mit ihrem eigenen Vaterlande; gerade, als lebten wir noch vor etlichen hundert Jahren, und nicht heut in dieser Welt. Mag's gut sein für Gelehrte, die nichts Besseres zu thun haben; für Advokaten und Pfarrer, Doktoren und Professoren. Aber deren sind eine kleine Zahl; dagegen der Handwerks- und Gewerbsleute und Landwirthe desto mehr. Die sollten zu ihrem und des Landes Nutzen, statt der Schulfuchsereien, mehr vom Rechnen und Messen, von Kräften und Arten der Elemente, der Metalle und Kräuter wissen. Ja, gnädigster Herr, ich hab' auch einen Sohn. Hätte der nicht zu Hause für sich aus Büchern mehr gelernt, als in der lateinischen Stadtschule, er wäre ein armer Tropf."

Der Fürst ließ ihn willig reden; nickte zuweilen dazu, oder warf seitwärts dem Kabinetsrath einen bedeutsamen Blick zu.

„. Sache läßt sich in Ueberlegung ziehen!“ sprach er. „Aber, was meint Ihr, wenn ich Euch die ganze Lieferung übergebe? Ich habe Vertrauen zu Euch.“

„Ich danke Ihrer Durchlaucht dafür, doch den Vorzug verdien' ich nicht. Viele meiner Mitmeister verstehen sich auf die Profession gewiß nicht schlechter, denn ich. Man würde das nur Herrengunst nennen und mich anfeinden. Lieber nichts, als Haß. Ein freundlich Gesicht ist allzeit das beste Gericht, pflegt man zu sagen.“

Der Fürst klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Bieder und brav, Meister Jordan! Aber was wäre Euer Vorschlag?“

Jonas schwieg sinnend ein paar Augenblicke und antwortete darauf: „Wenn Ihre Durchlaucht es gnädig aufnimmt, möcht' ich mir erlauben, den möglichst billigsten Preis aller begehrten Artikel einzugeben, wenn man mir nur vorher bekannt macht, von welcher Gattung, Güte, Form und Menge von jeder Sorte verlangt wird. Hernach könnte die ganze Lieferung öffentlich ausgeschrieben und den Mindestbietenden zugeschlagen werden, mit Vorbehalt der Waarenprüfung durch Sachkundige.“

„Verständig gesprochen!“ rief der alte Fürst und entließ endlich, nach mancherlei andern Reden, den Meister, dem, sobald er das Schloßthor hinter sich sah, zu Muthe ward, als wär' er selber Fürst geworden. Er hatte seiner Hausfrau und dem Veit viel zu erzählen.

Wirklich empfing er nach einigen Wochen das Verzeichniß vom Umfang der gesammten Lieferung, welche, nachdem er die genaue Angabe der Preise eingereicht hatte, für die, welche die Lieferung übernehmen wollten, in den öffentlichen Blättern kund gemacht wurde. Auswärtigen Bewerbern blieb einstweilen der Zutritt untersagt. Die inländischen geriethen nun unter sich in eifersüchtige Bewegung. Einige versammelten sich, um das Geschäft gemeinsam zu behandeln. Andere horchten umher, wie wohlfeil dieser oder

jener die Waare zu geben gedächte. Zuletzt wurden sie allesammt uneinig. Jeder handelte für sich, und übersandte in bestimmter Zeitfrist, seine Eingabe an die fürstliche Rechnungskammer.

Martha und Jonas zitterten ängstlich dem großen Tag der Entscheidung entgegen; aber sie fielen einander lautlos um den Hals, als der Kammerbote ein fürstliches Reskript überbracht hatte, kraft dessen dem Hofgürtler die Lieferung anvertraut wurde. Martha wankte hinüber in ihre Kammer; Jonas folgte ihr. Sie lag auf den Knien, im Dankgebet zu Gott, leise betend, still weinend. Er knieete neben ihr, und sein Auge fand endlich Thränen, sein Herz die gewohnte Ruhe wieder.

Denn nun war ihnen geholfen und Aussicht geworden, die alte Schuldenlast des Hauskaufs abwälzen und freiere Tage erleben zu können. Wohl hatte sich der Verdienst vom Gewerbe bisher sehr verbessert; doch bei weitem nicht zur Genüge. Neben Bedarf für Wirthschaft und Werkstatt, rafften die Zinszahlungen das Beste hinweg, nicht weniger auch Anschaffung kostbarer Bücher für den fleißigen Veit und, neben dem Schullohn, für ihn auch der Unterricht, welchen er bei zwei Privatlehrern genoß. Darin sah man den Meister Jordan nie knausern. „Ein Schatz in Kopf und Herzen bewahrt," sagte er oft: „ist sicherer, als Geld in eisernen Kisten gespart."

Eilfertig macht' er sich ans große Unternehmen. Er empfing, nach Abschließung des Vertrages, Vorschüsse durch die Regierung zum Ankauf beträchtlicher Vorräthe von Metallen, Materialien und Werkzeugen. Er stellte Gesellen in hinlänglicher Zahl, und verdienstlose Meister in der Stadt, zur Mitarbeit, an. Veit half dabei tüchtig; unterrichtete; zeichnete vor. Martha gab Messen und Märkte auf; führte Rechnungswesen und Briefwechsel. Jonas leitete das Gesammte, mit scharfem Blick auf das Ganze und Einzelne, im Thun und Lassen aller. Das fruchtete.

In weniger, als anderthalb Jahren, war die volle Lieferung beendigt und zur Zufriedenheit der hohen Landesbehörden gereichend; Meister Jordan schuldenfrei, ein nun wohlhabender, geachteter und beneideter Bürger. Er hielt mehrere Gesellen. Seine Kundschaft hatte sich von allen Seiten gemehrt, und sein Waarenladen den besten Ruf gewonnen. Demungeachtet blieb er der schlichte, einfache Mann, wie er bisher gewesen; sehr eingeschränkt und eingezogen; vom Morgen bis Abend an der Arbeit, als wär' er noch Anfänger. Andre Bürger thaten neben ihm, wie große Herren. Er hingegen meinte: „Wer auf ebner Erde bleibt, fällt nicht tief."

---

13. Die Wahrzeichen für wandernde Handwerksbursche.

Veit war indessen zwanzig Jahre alt geworden, und Gesell. Er sollte auf die Wanderschaft gehen. Dem jungen Burschen ward's dabei eng und schwer ums Herz, obgleich er sich aufs Reisen freute. Aber mit Vater und Mutter war er, wie zusammengewachsen; und, von ihnen getrennt, noch athmen zu können, konnte er kaum glauben. Und die muntere Christiane im Hause, Krämer Westers Tochter, galt ihm, wie eine liebe, kleine Schwester; und — eine andre dann, außer dem Hause, die er Niemandem nannte, wie noch viel mehr.

Fast jeden Sonntag, besonders in den zwei letzten Jahren, bracht' er in der Familie des Herrn Kürbis zu, wo man ihn gern sah. Denn er war ein bescheidener, gefälliger junger Mensch; fast zu hübsch für einen Gürtlergesellen, glaubte Madame Rosine oder Rosa Kürbis. Ida, ihre Tochter, glaubte es auch. Das Mädchen war sechszehn Jahr alt, und machte also Anspruch auf Urtheil. Sie benahm sich gegen alle Welt sehr fein und vornehm, aber gegen den artigen Veit gar nicht. Sie wollte auch keine

Jungfer mehr sein, sondern Mademoiselle oder Fräulein heißen; hingegen von Veit hörte sie sich lieber Ida nennen und unter vier Augen blieb es auch zwischen beiden beim Du und Du der Kinderjahre. Sie hatte nichts an ihm auszusetzen, als seine Unbekanntschaft mit ihren Lieblingsdichtern; seine Blödigkeit und Entbehrung aller schwärmerischen Gefühle für das Erhabene und Schöne. Darum las sie ihm, um seinen Geschmack auszubilden, die gelungensten Stellen aus ihren Lieblingsbüchern vor; oder spielte und sang, um ihn empfindsamer zu machen, was sie auf dem Klavier gelernt hatte. Sie unterrichtete ihn in Vielem, sogar mehr, als dem guten Jungen zu seinem Frieden diente.

Daraus erklärt es sich, warum es ihm so schmerzlich fiel, in die Fremde zu ziehen und sich von allen seinen Himmeln loszureißen. Und doch mußte es sein. Es war ein hartes Scheiden.

Am Abend vor der Abreise schloß ihn Vater Jonas noch einmal in seine Arme, drückte ihn fest an seine Brust und sprach: „Höre, Veit, Du bist ein guter Bursch, bleib' Dir, bleib' Deinen Aeltern, bleib' Gott getreu; dann ist Alles gut! — Ich will Dir aber noch guten Rath auf den Weg mitgeben. Setz' Dich zu mir, Höre mich."

Veit nahm einen Strohsessel. Ihm zur Seite saß die tiefbewegte Mutter, die seine Hand fest in der ihrigen hielt; vor ihm der Vater, der nun also sprach:

„Handwerk, sagt's Sprüchwort: hat goldenen Boden; doch nicht jeder versteht ihn zu legen. Das lerne! Vielen Handwerkern fehlt hier zu Lande Lust, Trieb und Geschick, ihr Gewerb zu verbessern. So was muß man in der Fremde suchen und lernen."

„Um mit Nutzen zu reisen, mußt du unterwegs nichts sehen, wovon du nicht das Wie? und Wozu? erfährst. Wer anders reiset, ist nur, wie im Schlaf, durch die Welt gelaufen, und hat

draußen grüne Bäume, bunte Häuser, und zweibeinige Menschen gesehen, was er daheim auch findet. Ich habe Handwerksbursche gekannt, die von großen Städten nichts zu sagen wußten, als das Wahrzeichen, in Straßburg das große Münster, in Basel den Lallenkönig."

„Wie man oft aus Gesichtszügen eines Menschen auf dessen Gemüthsart schließen kann: so haben auch Länder und Städte ihre prophetischen Gesichtszüge. Dies sind die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder wandernde Handwerksbursch beobachten soll. Die helfen ihm auf die Spur, was er zu erwarten hat."

„Findest du in einer Stadt viel Wirthshäuser, Wein-, Bier- oder Schnappsschenken: so verlaß dich darauf, da gibt's viel lustige Gesellen; aber am Zahltag betrübte Gesichter und seltenhäusliches Glück."

„Kömmst du in eine Stadt, wo Misthaufen auf den Straßen liegen: so zähle nicht viel auf Arbeit bei einem Meister. Denn die Bürger sind dort ehrsame Bauern in Perrücken."

„Wo die Glocken allzuoft läuten und Sonn- und Festtage kein Ende nehmen, versieh dich mit kleiner Münze; denn du wirst sie für die Bettler brauchen."

„Fahren am Tage prächtige Karrossen durch die Straßen, aber fehlen des Abends die Straßenlaternen: so gleicht die Stadt einer gernschönen Dirne, die unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt."

„Wo die Alten daheim arbeiten, und die jungen Herren in den Wochentagen mit den Bürgertöchtern Lustparthien machen, kannst du Bankerotte prophezeien."

„Schließe nicht von vielen Kirchen und hohen Thürmen eines Ortes auf viele und hohe Frömmigkeit daselbst; nicht von reichen Kleidern auf reiches Vermögen der Leute; nicht von Ordensbändern auf Verdienst ihrer Träger. Das und dergleichen sind

Aushängeschilder; Wirthshäuser haben solche nicht allein in der Welt."

„Wo dir stolze Denkmale entgegenprangen, dem und diesem zu Ehren, glaube nicht, sie sollen den und diesen verewigen, sondern Monumente der Eitelkeit derer sein, welche sie errichtet haben."

„Wo du dem Bauer nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewiß Abends viele beim Bier und Branntewein beisammen, lange nach Sonnenuntergang."

„Wo die Landleute grob und unhöflich sind, hat der Ochs an der Krippe bessere Lehre gegeben, als der Schulmeister; wo sie aber zu demüthig kriechen und hinterrücks tückisch grinsen: da hauset in der Gegend, glaub' mir's, ein böser Geist, irgend ein tiranischer Dorfkaiser."

„Hast nicht nöthig um die Ringmauern der Stadt zu gehen, oder auf den Thurm zu steigen, um zu wissen, wie groß sie sei. Sie ist gewiß klein, wenn sich die Leute viel grüßen und abgegriffene Hüte tragen. Wächst aber Gras in den Gassen, so geh' deines Weges. Du findest schwerlich bei einem Meister Arbeit; weil Handel und Wandel todt liegen."

„Wo man keine Gesetze hat, bist du vogelfrei; da verlaß dich im Nothfall auf deine Faust. Wo der Gesetze zuviel sind, und du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößest: da nimm du beizeiten Reißaus. Dir passen Polizeidiener und Advokaten an allen Ecken auf."

„Kömmst du in ein Land, wo nicht jedes Städtchen seinen eigenen Galgen, hingegen eigene Schul- und Armenhäuser hat; wo nicht jedes Dorf weite Almenden, hingegen gutgedüngte Aecker hält; wo die Landstraßen nicht mit Bettlern, aber mit Obstbäumen bepflanzt sind; wo Advokaten, Doktoren und Schenkwirthe über schlechte Zeiten klagen: da, Veit, da ruhe aus; die Leute haben Kopf und Herz am rechten Fleck."

„Siehst du zwischen prachtvollen Palästen viel altersschwache Häuser mit gebrochenen oder blinden Fensterscheiben, und fallsüchtige Hütten: da schlag' ein Kreuz und geh' vorüber."

„Ich habe dir jetzt genug gesagt; nicht daß ich dir Alles gesagt hätte. Aber du kennst nun ungefähr die wirklichen Wahrzeichen, die ich meine."

„Folge meinem Rath. Wohin du kömmst, frage viel, aber antworte wenig. Stelle dich unwissender, als du bist, und man wird dich gern unterrichten."

„Lobe jedes Lobenswerthe; aber tadle nicht jedes Tadelnswerthe, und du wirst alle Herzen gewinnen, wenn's dir darum zu thun ist."

„Sei auf der ganzen Reise fromm, fleißig, sparsam, — bescheiden, wißbegierig, verschwiegen, — dienstgefällig, beharrlich, muthig. So wirst du einst heimkommen zu deinen Aeltern, als ein ganzer Mann, frömmer, klüger, tüchtiger in Rath und That."

---

14. Der verständige Wandergesell.

In frühester Morgendämmerung andern Tages machte sich Veit auf, das väterliche Haus zu verlassen, und warf das Ränzel über die Schultern. — Noch glänzte der Mond zwischen einzelnen Sternen. Noch schliefen Vater, Mutter, Christiane. Er wollte den Schmerz des Abschieds nicht erneuern. Auch stand ihm noch ein anderes Lebewohl bevor, von welchem Niemand wissen sollte. Ida hatte es gefordert. Vielleicht hätte Jonas seinem Sohn, unter andern guten Lehren, auch die Warnung mit auf den Weg geben können, im Verkehr mit Personen andern Geschlechts Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, und nicht ein anfängliches Wohlgefallen zur entschiedenen Neigung, und die Neigung zur verblendenden Leidenschaft auflodern zu lassen. Vielleicht aber hatte er das War-

nen wohlbedächtig unterlassen, um nicht selber des jungen Menschen Lüsternheit nach einer Gefahr zu wecken, die diesem noch unbekannt sein mochte; oder er maß die Verständigkeit des Sohnes nach der seinigen ab. Weil er nichts argwohnte, hatte er geschwiegen. Selbst Martha hatte nichts Bedenkliches wahrgenommen, während Frauen sonst in dergleichen Angelegenheiten Sperberaugen haben.

Wo die Gärten des Goldschmieds und des Hofgürtlers hinter ihren Häusern zusammenstießen, stand schon die kaum sechszehnjährige Ida im leichten Gewande, ihren Liebling erwartend. Wie geflügelt schwang sich Veit über den Hag, an ihren Busen, an ihre Lippen; und sie umfing ihn mit einer Innigkeit, daß ihm ward, als würde sein ganzes Wesen zur Flamme. Lange seufzten sie einander leise nur ihre Namen zu, dann flüsterten sie einander weinend ihr gegenseitiges: „Vergiß mein nicht!" dann Schwüre und Gelübde, sich ewig anzugehören und treu zu bleiben bis in den Tod. Dem guten Veit schien es in diesem Augenblicke leichter, Alles, selbst Vater und Mutter zu entbehren und ganz zu verlieren, als die Einzige, ohne welche ihm das Weltall ein todtes Nichts blieb.

Ida riß sich zuerst von ihm los. Er taumelte betrübt und gedankenlos durch die leeren Straßen zum Thore der Stadt. Dort im Freien weinte er seinen Schmerz aus, und beschloß, nach kürzester Wanderschaft heimzueilen, um für immer seiner Geliebten eigen zu werden.

Die Thränen versiegten endlich. Wie im Sonnenglanz die Landschaft rings aufleuchtete, ward es auch heller und ruhiger in seinem Herzen. Zerstreuungen unterwegs, Gedanken an die Zukunft, an mögliche Begegnisse und Abenteuer auf der Reise, wie sie die Phantasie vorspiegelte, beschäftigten ihn allmälig lebhafter. Er sah gelassener ins Vergangene. Nun von den Schutz-

engeln seiner Tage, von Vater und Mutter, auf lange Zeit getrennt, wurden ihm beide theurer, als je zuvor. Zwar Ida stand mit ihnen noch auf gleicher Linie. Doch wenn er zuweilen an seine einstige Heimkunft dachte und was, nach Jahr und Tag, im Vaterhause vorgefallen sein könne, und wen er vielleicht vermissen würde, dann rief es in ihm: „Nur, meine Herzensältern, nur Euch möcht' ich nicht verlieren!“ Selbst Ida's Bild trat zurück. Und wenige Tage später, wenn er sich der Abschiedsstunde im Garten, und seines damaligen Jammers erinnerte, ward er fast unwillig über sich. Es dünkte ihn, er habe einen bösen Rausch, einen Anfall von Wahnsinn gehabt.

Ueber seine Reiseschicksale schrieb er, von Zeit zu Zeit, nach Hause; und jedesmal, so oft er den Aufenthaltsort änderte. Denn die Aeltern wollten stets unterrichtet bleiben, wo er sich befinde, um ihm im Fall der Noth hülfreich werden zu können. Meister Jordan hatte ihn mit mäßigem Reisegeld ausgestattet; reichlicher wahrscheinlich die sorgliche Mutter. So lang er's vermochte, verweilte er nirgends länger in den Städten, als nöthig war, ihre Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Nur in Nürnberg, dann in München brachte er mehr, denn ein volles Jahr zu. Darauf begab er sich nach England, wo er sogleich in einer großen Fabrik zu London Arbeit fand.

Nichts befremdete den Vater Jonas aus Veits Berichten so sehr, als daß der fahrende Gesell fast in jeder Stadt das Handwerk wechseln konnte, und bald bei einem Gelbgießer, bald bei einem Gürtler, bald bei einem Rothgießer Anstellung hatte. „Daß mir der Bursch mit seinem Allerleitreiben nur kein Pfuscher wird!“ rief er zuweilen: „Neunerlei Handwerk macht neun Bettler. Drum sag' ich: Schuster bleib' beim Leisten! Wo nimmt der Junge seine Kunststücke her! Bei mir hat er sie nicht gelernt.“

Veit aber war keiner von den Handwerksburschen gemeinen

Schlages, die da wandern, um zu wandern; blauen Montag feiern; bei Kartenspiel, Wein, und Bierkrügen den Wochenverdienst verthun, und hintenher von Haus zu Haus fechten gehen; viel sehen und nichts davon verstehen. Er, zu wenigen Bedürfnissen gewöhnt, verließ keine Stadt, ohne einen hinreichenden Zehrpfennig erarbeitet und erspart zu haben; hatte keinen Feierabend, ohne ihn bei einem lehrreichen Buche zuzubringen, oder mit Besichtigung von vorhandenen Glocken=, Stück= und Bildgießereien, von Kunstkabineten oder Modellkammern polytechnischer Anstalten. Und wo er etwas sah, davon er nicht Grund und Zweck begriff, wagt' er bescheidene Fragen. Dann schrieb er es in sein Tagebuch ein. Weil er im Fragen Kenntniß verrieth, die an einem Handwerksburschen befremdeten, ließ man sich gern mit ihm ein und stillte seine Wißbegier. So gerieth er vielmals mit erfahrenen Männern, selbst mit manchen berühmten, in eine Bekanntschaft, die ihm großen Nutzen brachte. Wohl spotteten und höhnten die übrigen Gesellen den Bruder Altenheimer, den gelehrten Gürtler, tapfer aus. Er ließ sie spotten und höhnen; blieb gegen sie gefällig und dienstfertig; aber wußte die unsaubern Geister immerdar in angemessener Ferne von sich zu halten.

„Täglich mehr überzeug' ich mich," schrieb er einmal an seinen Vater, „daß das zunftmäßig gebotene Wandern der Gesellen für die wenigsten von großem Vortheil, für viele verderblich sei. Wie sollen diese Menschen, meist von verwahrloseter Erziehung, in ihrem Berufe höhere Vollkommenheit erlangen, wenn sie dafür, in Schule und Haus, ohne Vorbereitung gelassen sind? Niemandem kömmt etwas in den Sinn, wofür er keinen Sinn offen hat. Von einem Herbergevater kehren sie beim andern ein; von einer Werkstatt in die andere, und finden überall den Schlendrian, das mechanische, geistlose Arbeitsleben wieder, wie in der ersten, wo sie, als Lehrlinge, zu ihrer Profession abgerichtet worden sind.

Höchstens gewinnen sie durch Uebung Handfertigkeit; dann und wann lauern sie da und hier ihren Meistern einen Kunstgriff, ein Rezept ab, was er eifersüchtig geheim hält. Damit dünken sie sich etwas."

„Selbst der Charakter solcher Landläufer wird nicht selten im Umgang mit ihres Gleichen verwüstet. Sie lernen Saufen und Raufen, Spiel und Unzucht mit schlechten Weibern, Komplotiren und Räsonniren. Hat's schlimme Folgen, machen sie sich aus dem Staube; lachen die Polizei aus und lassen verführte Mädchen sitzen. Viele kommen, wie äußerlich ehrbar sie thun mögen, schlechter heim, als sie weggingen. Viele gehen zu Grunde, ehe sie die Heimath wiedersehen."

„Glaubet es, Herzensvater, nur Wenigen wird die Wanderzeit zur rechten Schule des Lebens, in welcher bei häufigem Wechsel guter und schlimmer Tage, der Kopf einen Schatz von Erfahrungen, die Denkart Festigkeit und Stärke, das Herz Edelmuth und Gottvertrauen annimmt. Nur Wenige, welche aber schon wissenschaftlichere Bildung mitbringen, können für ihr Berufsfach Werthvolleres erobern; ihre Einsicht erweitern, und Erfindungen und Entdeckungen, die im Gebiet anderer Gewerbe und Künste gemacht sind, in ihre eigene Profession herüberziehen und benutzen."

Es scheint in der That, daß Veit dies Herüberziehen und Benutzen meisterlich verstand. Jonas mochte den Sinn dieser merkwürdigen Worte wohl nicht ganz begriffen haben, weil er selber in seiner Jugend übel geschult worden war, und wenig von neuen Erfindungen und Entdeckungen in andern Gebieten wußte. Er würde schwerlich sonst ausgerufen haben: „Wo nimmt der Junge seine Kunststücke her? Bei mir hat er sie nicht gelernt." Er hätte sich nicht so sehr verwundert, daß sein Sohn zu London in einer großen Fabrik von Guß- und Metallwaren, nicht nur baldige, sondern, wegen seiner Brauchbarkeit, sehr vortheilhafte Anstellung

erhalten hatte. Und wenn er daran hätte zweifeln wollen, würde ihn ein Brief überzeugt haben, den er anderthalb Jahre später, und zwar aus Paris, empfing, welchem Veit eine englische Banknote von 200 Pfund (das ist von circa 2200 fl.) beigelegt hatte.

„Ich gestehe," meldete er, „daß ich meinen bisherigen Herrn, Sir Francis Dalton, und das schöne London, ungern verließ. Er aber drang so lebhaft in mich, die Stelle in den Gießereien des Herrn Bellarme bei Paris, seines in größter Verlegenheit befindlichen Freundes, anzunehmen, daß ich endlich nachgab."

„Herr Bellarme und seine liebenswürdige Gemahlin empfingen mich ungemein gütig. Er, ein angesehener Gutsbesitzer, zugleich Inhaber einer ausgedehnten Gießerei von Glocken, allerlei Bildwerken und den mannigfaltigsten Luxusartikeln in Bronze, daneben einer prächtigen Waarenniederlage in Paris, ist kränklich. Ich glaube, er leidet an der Schwindsucht. Sein bisheriger Handlungsgenoß hatte sich von ihm getrennt, und die ganze, weitläufige Geschäftsführung lastete nun auf ihm. Im vollen Vertrauen auf die Empfehlungen von Sir Francis, hat er sie mir übertragen. Er schien anfangs, wegen meiner Jugend, etwas mißtrauisch; auch war die Aufgabe keineswegs leicht. Aber ich verlor den Muth nicht, und beziehe jetzt weit bedeutendern Gehalt, als in London, wo ohnehin, was man zum Leben braucht, weit theurer ist, denn hier."

„Sir Francis beschenkte mich bei der Abreise mit einer kostbaren, goldenen Repetiruhr, und seine Gemahlin mit einem Brillantenring. Die Diamanten aber verkauft' ich. Dergleichen Schmuck zu tragen, geziemt mir nicht. Auch die Uhr verwandelt' ich in Geld, denn ich trage doch keine lieber, als die Ihr, meine Herzensältern, einst am Weihnachtsmorgen mir unter den lichterreichen Baum gelegt habt. Den Ertrag von diesen und andern Geschenken und Ersparnissen in London send' ich euch nun hiebei. Verwendet dies

geringe Zeichen meiner Dankbarkeit nach euerm Gefallen und zu euerm Nutzen."

Bei dieser Stelle schüttelte Meister Jordan den Kopf, und rief, innig bewegt, dennoch aber wie zürnend, indessen über Martha's Wange eine Thräne mütterlicher Zärtlichkeit schlich: „Nein, nein! mit nichten! Was denkt auch der Narr? Er wird's selber noch brauchen, der Einfaltspinsel. Wart' er nur, bis er ans Meisterstück kömmt! Was mich absonderlich an der Geschichte freut, ist seine Genügsamkeit und Demuth. Er schämt sich seiner alten, silbernen Taschenuhr nicht. Das würde nicht Jeder thun. Es gehören starke Beine dazu, die ungewohntes Glück tragen sollen. Die hat der Bursch."

---

15. Der Geburtstag.

Aber Meister Jonas hatte sie auch. Obgleich sich sein Wohlstand sichtbar mehrte; obgleich er für die Stadt und anderwärts, für den Hof und die fürstlichen Truppen Arbeit vollauf hatte, und, Jahr aus, Jahr ein, fünf Gesellen hielt; obgleich seine Gewerkschaft ihn sogar mit der Würde eines Zunftmeisters beehrte: änderte er doch nichts in der hergebrachten, fast ärmlichen Hausordnung und Lebensweise. Sehr einfache, gesunde, wohlbereitete Kost; anständige, keineswegs köstliche, oder zum Putz dienende Kleidung; hohe Sauberkeit aller Zimmer und Geräthschaften hätten glauben lassen können, er sei mit den Seinigen ein streng=frommer Herrnhuter. Viele minder bemittelte, und dennoch mehr für den Haushalt verwendende Bürger, selbst manche seiner Gesellen, beschuldigten ihn fortwährend des Geizes. Sie thaten ihm Unrecht. In nothleidenden Häusern war seine Helfershand nicht unbekannt; und, wurden zu gemeinnützigen Anstalten und löblichen Stiftungen im Lande freiwillige Steuern gesammelt, sah man den Hofgürtler

freigebiger, als viele der reichen, vornehmen Herren, die in Kutschen fuhren.

Nur einmal im Jahre pflegte er von seiner Spärlichkeit Ausnahme zu machen. Das war an seinem, oder Martha's, an Veits, oder Christianens Geburtstag. Da mußte alle Arbeit eingestellt werden; da durften Wein und Braten nicht auf dem Tisch fehlen; da erfreute jeden von den Hausgenossen ein Geschenk, und bis zum Abend wechselten Vergnügungen jeder Art mit einander ab.

Sein zweiundfünfzigstes Geburtsfest fiel gerade auf einen Sonntag, aber begann für ihn mit einem großen Schrecken. Er war vor dem Frühstück noch in eine Werkstätte gegangen, um noch da und hier aufzuräumen. Er sang für sich, wie er jeden Tag that, mit lauter Stimme ein Morgenlied:

„Wach' auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber alles Guten . . ."

Da unterbrach ihn plötzlich ein durchdringender Schrei aus der Wohnstube. Es war die Stimme seiner Martha. Er fuhr zusammen, in allen Gliedern zitternd; ihm ahnete Unglück. Er schleuderte hastig fort, was er in der Hand trug, und wollte hinaus, Beistand zu bringen, als die vierzehnjährige Christiane mit bleichem Gesicht zur Thür hereinstürzte.

„Was gibt's?" schrie er: „Was ist begegnet . . .?"

„Komm, komm!" rief die erschrockene Christiane: „Es ist ein fremder Mann ins Haus gedrungen und hat in der Wohnstube die Mutter . . ."

Er wollte nichts hören. Er sprang davon, dem Wohnzimmer zu und blieb starr und stumm vor Erstaunen in der geöffneten Thür stehen. Denn ein schlanker, junger Herr, im Ueberrock, aber vollkommen nach der Mode gekleidet, hielt, mit der Inbrunst

des feurigsten Liebhabers, die weinende Martha in seinen Armen fest und bedeckte sie mit Küssen.

„Was? Was?“ schrie und lärmte Jonas: „Du Erzschelm, du Donnersschelm! wie hast du mich erschrecken mögen!“ und dabei fiel er dem Fremden um den Hals, den auch Martha fest umschlungen hielt. Christiane, die in einem Winkel stand, Alle weinen sah, und nicht begriff, was da vorging, weinte und schluchzte lauter, denn Alle.

„Schäme dich, Mädchen! warum weinen? Kennst du ihn denn nicht?“ rief Vater Jordan mit freudeleuchtendem Antlitz, indem er sich die Augen wischte und das furchtsame Mädchen beim Arm ergriff: „Es ist ja Veit! Es ist ja dein Bruder! Her mit dir, Närrchen! Her, und küss' ihn!“

Der Taumel der ersten Ueberraschung und Entzückung, in welchem Alle durch einander sprachen, ohne sich zu hören, Antworten mit Fragen und Fragen mit Umarmungen unterbrachen, war nicht sobald zu Ende. Nur nachdem man sich endlich um den Tannentisch zum Frühmahl gesetzt hatte, und man sich gegenseitig näher ins Auge faßte, entstand augenblickliche Stille angenehmer Verwunderung oder Bewunderung. Veit bemerkte mit Vergnügen, fünf Jahre hätten nichts von der Kraft und Frische des Vaters geraubt, ihm noch kein Haar gebleicht; hätten der Mutter, wiewohl sie in die Vierziger getreten, die anmuthige Fülle, Farbe und Rührigkeit eines jungen dreißigjährigen Weibchens gelassen; nur Christiane sei mit ihren vierzehn Jährchen, ihrem Blondköpfchen und blauen Augen fast zu hübsch und groß geworden. Hingegen staunten die Uebrigen Veits männliche Schönheit und Stärke, den üppigen Gliederbau desselben, das Edle an, was aus all' seinen Geberdungen und Bewegungen, das Sinnige, Geistvolle, was aus seinen Augen leuchtete.

„Höre, Bursch!“ äußerte sich Jonas, der ihn mit väterlichem

Wohlgefallen beobachtete: „Du scheinst mir für einen Veit Jordan fast zu gelehrt, zu fein und schmuck. Welcher Drechsler hat aus so grobem Holz ein so nettes Möbel schnitzeln können?“

Nun mußte Veit erzählen, aber den ganzen Tag erzählen; jede Einzelnheit von seinen Reisen, Bekanntschaften, Arbeiten und Meistern; was er Gutes und Böses erfahren; was er gelernt und Merkwürdiges in fremden Landen gesehen. Nur mit einer seiner Nachrichten konnten sie sich insgesammt nicht versöhnen, und sie warf einen traurigen Schatten über alle andern, nämlich, daß viele und wichtige Geschäfte ihm nicht erlaubten, länger, denn nur wenige Wochen, im Hause der Aeltern zu verweilen. Herr und Frau Bellarme hätten ihn nur ungern und mit Furcht entlassen. Die schwächliche Gesundheit des Erstern fange an so bedenklich zu werden, daß sich derselbe durchaus nicht viel mit der Masse seiner Angelegenheiten befassen dürfe. Beide hegten seit Jahresfrist so unbedingtes Vertrauen zu seiner Geschäftskunde und Ehrlichkeit, daß sie ihn nun zum Theilnehmer und Handelsgefährten im Waarenverkehr und Gewerbe der Gießerei angenommen hätten. Herr Bellarme gebe dazu fortan nur seine Kapitalien; Veit seine Kenntnisse, Sorgen und Anstrengungen.

„Nun, Bursch,“ rief der Vater Jordan fröhlich aus, und schüttelte dem Erzähler tüchtig die Hand: „das könnte mich fast trösten. Von dir kann man also nicht sagen: Mehr Glück als Verstand! Komm, ich muß dich noch einmal küssen. Du hast mir einen Geburtstag gegeben, wie ich mein Lebelang keinen wohligern gefeiert habe.“

Auch Veit vernahm nun von den Seinigen jedes Begebniß, großes und kleines, welches im Hause, in der Stadt, am Hofe während seiner Abwesenheit vorgefallen sein mochte. Aber wovon er am liebsten gehört hätte, das wagte er kaum zu fragen; und wenn er fragte, ward es nur gar zu oberflächlich abgethan. Oft

trat er den Tag über ans Fenster; oft sah er hinaus. Er war so nah' bei Ida. Nicht hundert Wegstunden, nur eine Scheidemauer der Gebäude, trennte ihn von ihr. Er sah die geliebte Gestalt nirgends.

18. Die Familie Kürbis.

Abends erst, während Martha und Christiane draußen alle Hände voll zu schaffen hatten, gewann Veit Gelegenheit, den Vater über das einläßlicher zu machen, was die Bewohner des Nachbarhauses betraf. Er fürchtete, die reiche und schöne Ida möge inzwischen Eroberung eines Andern geworden sein. Ihr Andenken war in seinem Herzen unvergänglich geblieben. Und vielleicht hatte dies Andenken nicht wenig dazu beigetragen, daß er unermüdet nach dem Vollendetsten rang, um sich zu einem Wohlstand aufzuschwingen, in welchem er einst der reichen Erbin seine Hand anbieten könnte; oder daß er lockenden Verführungen entwichen war, die einen Jüngling von äußerer Annehmlichkeit, und im ersten Aufblühen und Aufglühen der Kräfte und Gefühle, so leicht umgarnen. Vielleicht gibt es wirklich für einen jungen Menschen von guter Erziehung kaum einen mächtigern Schutzgeist der Gemüthsreinheit und Unschuld, nächst dem Gedanken an Vater und Mutter, als die erste Liebe zu einem weiblichen Wesen, in dessen Heiligkeit er sich selber heiligen möchte.

„Nun, was hast du doch immer nach den Kürbisleuten zu fragen?“ sprach Vater Jonas: „Was die anbelangt, geht's und steht's bei ihnen im Alten. Und daß Frau Rosine mit großer Pracht begraben worden ist, — hab' ich dir vor zwei Jahren nach London geschrieben. Man sagt, sie habe ihre Gesundheit mit Torten, Makronen, Bonbons und andern Leckereien verdorben. Zucker- und Pastetenbäcker mußten ihr alltäglich einen Korb voll

Naschwerk schicken. Doch war sie auch schon alt; in ihren Sechszigern; zum mindesten zehn Jahre älter, als ihr Mann. Das ist verkehrte Welt! Altes und junges Fleisch taugen nicht in gleichen Kessel zusammen. Merk' dir das, Veit! Zehn Jahre jünger, als du, muß die Braut sein, die du mir zur Schwiegertochter geben willst."

Veit lächelte, und machte im Stillen eine geschwinde Berechnung zwischen seinen fünfundzwanzig und Ida's zwanzig Jahren.

„Was nun den Gideon Kürbis betrifft," fuhr der Berichterstatter fort: „thut er noch immer breitbeinig, wie der reiche Mann im Evangelium, trotz mancher Unfälle. Ein Unfall ist freilich noch kein Unglück, sollte aber die Menschen witzigen. Es müssen ansehnliche Summen sein, um die er durch Ladendiener, Schreiber und Kommissionärs betrogen oder bestohlen ist, weil der gute Tropf Katzen zum Speck stellte, ihn zu hüten. Neben offenen Kisten kann auch der Frömmste zum Schalk werden. Doch hätte der Narr darum nicht seine Profession an den Nagel hängen und den Uhrenhandel aufgeben sollen. Ich hab' es ihm abgerathen. Was half's? Er hält sich für den Mann, der die Weisheit Salomonis im Sack hat. Meinethalben! Jedem Narren gefällt seine Kappe, und Jedem Fantasten riecht sein Schmutz besser, als eine Pomeranze."

„Doch geht's ihm deshalb noch nicht übel?" fragte Veit zwischen ein.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort: „Der Seiler macht seine Sache am besten, wenn's brav hinter sich geht; aber kein Goldschmied und kein Kapitalist. Auch will man wissen, der Herr Sohn, der Notar, verursache dem Papa nicht geringe Ausgaben und Kosten."

„Wo lebt der Edwin?"

„Immer noch zu Oltenstadt, als Notarius, mit einem großen Geschäftsbüreau. Gegenwärtig ist er eben zum Besuch hier."

„So werd' ich ihn morgen also sehen."

„Und wirst nichts Besseres an ihm sehen, Veit, denn Jedermann und ich selber, als er uns neulich besuchte; einen der Alltagsburschen, wie sie heutigen Tags dutzendweis im Modefrack und Modebart auf den Gassen laufen; einen Laffen, der nichts weiß und will, als sich selbst; einen Kerl, der sonst für nichts Interesse hat, ohne Meinung; der mit allen Winden segelt; Kluges und Albernes durch einander schwatzt; gleichgültig gegen Recht und Unrecht, nirgends Wahrheit sieht, und wenn sie ihm hell und heiß in die Augen flammt; ein Mensch, gegen Gutes und Böses, gegen Ehre und Schande gleichgültig; der ein wächsernes Mäntlein trägt, und dann Alles darüber herunterlaufen läßt, was kömmt. Kurz, er ist nichts, als ein abgeschliffener Knopf, eine abgegriffene Kupfermünze, ohne Gepräge; eine Null, die, als Zahl, figuriren will."

„Sein Vater hat also wenig Freude an ihm?"

„Desto mehr der Sohn am Vater, dessen Kasse seine Goldgrube ist. Ich glaube, der Edwin ist nur hier erschienen, weil ihn die Gläubiger wieder ärger beißen, als die Flöhe den Hund."

„Ist er verheirathet?"

„Das eben nicht. Er heirathet überall herum, wo kein Licht brennt. Ihm ist kein Weibsbild schlecht genug, und seiner Schwester Ida kein Mann gut genug."

„Vielleicht" — dachte Veit bei sich: „vielleicht erwartet sie mich!" — Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sagte: „Es wird ihr nicht an Anbetern fehlen."

„Daran leidet sie nicht noth. Eine ehrliche, häusliche Erziehung hat das arme Ding nie empfangen. Man schickte sie in eine französische Anstalt für Töchter, damit sie parliren, trilleriren,

kokettiren lerne. Das Haus nebenan ist seit Jahr und Tag umschwärmt, wie ein Bienenkorb. Sitzen wird sie nicht bleiben. Armer Bauern Kälber und reicher Herren Töchter werden nicht alt. Und am Ende aller Enden gelten Dublonen auch als Schönpflästerchen. Uebrigens ist Mamsell Ida ein hübsches Dämchen; Schade nur, daß sie es selber weiß. Sie zählt erst etwa zwanzig Jährchen. Schade nur, daß aus Jährchen endlich Jahre werden!"

Es war nicht das Angenehmste, was Veit hören mußte. Doch kannte er des Vaters Stimmung gegen die Nachbarn. Nur Eins tröstete ihn. Er vernahm auch, daß Ida sich im Vorbeigehen zuweilen nach ihm erkundigt habe. Vergessen war er also doch von ihr keineswegs. Er säumte nicht, sogleich andern Tags sich bei der Nachbarfamilie melden zu lassen und seinen Besuch abzustatten.

Er fand Herrn Kürbis, beim Eintritt in das geschmackvolle Zimmer desselben, geschäftig, eine Menge auf dem Tisch liegender Papiere zusammen zu wischen und in eine Schublade des Sekretärs von glänzendem Mahagonyholz eilfertig zu verbergen. Veit sah wohl, es waren Lottolisten und bunte Billets von Klassen-, Zahlen- und Güterlotterien. Der Notar Edwin ging mit sorgloser Miene pfeifend auf und ab; unterbrach sich aber schnell und empfing den Ankommenden mit ungemeiner Freundlichkeit und einem halben Dutzend Fragen, auf die er aber weiter keine Antwort zu erwarten schien.

„Ei, ei!" rief Herr Kürbis, indem er sich vom Tisch, schwunghaften Ganges, gegen Veit bewegte: „Willkommen, Herr Jordan! Von der Wanderschaft glücklich zurück! Ja, ja, so geht's in der Welt. Sie sind indessen groß, stark und mannhaft geworden, et cetera. Das läßt sich nicht läugnen; ja, ja! und Notabene! viel gesehen, viel erlebt seit vier, fünf und sechs Jahren."

Ehe Veit zum Wort kommen konnte, fiel der Notar seinem Vater in die Rede, mit der Bemerkung: „Sie haben ganz ver-

dammt schönes Kraushaar, lieber Jordan. Warum lassen Sie sich nicht Backen- und Kinnbart wachsen? Das stände zu dem Gesicht nicht übel.“ — Dies gesprochen, machte er linksum, trat ans Fenster, eine Arie trällernd, und musterte, was über den Schloßplatz ging.

Die Unterhaltung, bei der sich der Sohn des Gürtlers unbehaglich fühlte, dauerte in diesem Ton geraume Zeit fort. Er benahm sich dabei jedoch mit geselliger Gewandtheit, obgleich ihm zu Muthe war, als sei er entweder zur unrechten Stunde gekommen, oder, als Handwerksgesell, in diesem vornehmen Hause ein wenig anstößig. Ida war, in Gesellschaft einiger Freundinnen und eines polnischen Grafen Zarinsky, verreist, um einige Wochen auf dem Landgute eines Mousselinfabrikanten zu verleben. Unerfreulicheres konnte es für den armen Veit nicht geben. In der Hoffnung, sich dem Vater und Bruder bedeutsamer zu machen, erzählte er ihnen von seiner gegenwärtigen Stellung in Frankreich an der Spitze eines der ersten Geschäftshäuser. Die beiden Zuhörer ließen es nicht an Verwunderung und Glückwünschen fehlen. Herr Kürbis machte mancherlei Notabene's dabei, und sein Sohn spielte zwischenhinein mit einer jungen Katze auf dem Sofa.

Veit verließ endlich, ziemlich übelgelaunt, beide Herren. Er suchte und fand aber seinen Frieden bald wieder in der Mitte der Seinigen. Hier ersetzte ihm die herzliche Liebe seines Vaters, die Zärtlichkeit der Mutter, die schwesterliche Anhänglichkeit Christianens Alles, — nur nicht Ida's Abwesenheit. Schon fürchtete er, sie während der kurzen Frist seines Aufenthalts nicht wiedersehen zu können; oder, was noch schlimmer war, sie auf immer verloren zu haben. Denn unter ihren Verehrern war auch der polnische Graf, der, wie er hörte, der am meisten Begünstigte, ein schöner Mann und Eigenthümer großer Güter im Herzogthum Warschau sein sollte.

Nach drei Wochen kehrte die sehnsuchtsvoll Erwartete zurück,

und Veit, der höflicher Weise, wenn auch mit großer Ueberwindung, nie unterlassen hatte, dem gewesenen Goldschmied Aufwartung zu machen, ward, als alter Bekannter, zur Abendgesellschaft eingeladen. Er ging mit beklommenem Herzen. Er fand im reichgeschmückten Saale eine glänzende Versammlung älterer und jüngerer Herren und Frauenzimmer. Und aus der Mitte derselben trat ihm schöner, als er sie in seinen süßesten Träumen gesehen, Ida entgegen. Beide verneigten sich stumm gegen einander; beide sich mit Bewunderung anstaunend. Eine reizende Glut überflog Ida's Gesicht; ihre Augen blitzten ihn, wie geheimes Entzücken, wunderbar an. Doch eh' er sich gesammelt hatte, lachte sie, und sagte: „Mon Dieu, Herr Jordan, ich hätte Sie kaum erkannt. C'est admirable! Erlauben Sie, daß ich Sie der Gesellschaft vorstelle. Meine Herren und Damen, ein Nachbar, ein ehemaliger Spielkamerad; jetzt Vorsteher einer großen Glockengießerei bei Paris."

Der gute Veit hatte bei diesen Worten die Empfindung, als sei er aus einem heißen Dampfbad jählings in eiskaltes Wasser gefallen. Er that sich Gewalt an; unterhielt sich mit dem und diesem, während Ida leichtfüßig umherflatterte, tändelte und scherzte; dabei auch zuweilen verstohlen nach dem hübschen Jugendkameraden herüberschielte, und dann und wann mit ihm, doch nie allein, flüchtiges Gespräch führte. Sie schien ihn zu suchen und zu meiden. Während die ältern Herren und Frauen Hazardspiele begannen, sammelten sich die jüngern um das Fortepiano, wo sie sang, vom Grafen Zarinsky mit der Flöte begleitet, einem Mann von einschmeichelnder Gestalt und feinem Weltton.

Der Abend verging dem jungen Jordan in schwerer Langeweile; aber wie dieser, auch noch mancher andre. Denn wie liebenswürdig sich Ida gab, er fand und sprach sie nie allein; und wie gegen ihn, benahm sie sich ohne Unterschied gegen jeden Andern.

Anfänglich dünkte ihn das Betragen des Mädchens nur sonderbar, eine Art Verstellung. Bald jedoch machte es ihn niedergeschlagen; dann empörte es seinen Stolz; zuletzt trat an die Stelle des Unwillens fast ein Erkalten seiner Leidenschaft.

Und doch, als die Zeit herannahte, in der er Altenheim wieder verlassen sollte, äußerte er ihr auf einem Balle, da sie, vom Tanze ermüdet, zufällig allein saß, die Frage, ob er sie vor seiner Rückkehr nach Frankreich nicht mehr ohne Zeugen sprechen dürfe? Sie schien ein wenig erschrocken, als sie von seiner baldigen Abreise hörte; flüsterte ihm aber sogleich gefällig zu: „Besuchen Sie mich morgen vor acht Uhr früh. Das Kammermädchen wird Sie zu mir führen."

Er erschien zur bestimmten Stunde. Sie war allein und in ihrem leichten, weißen Morgengewande reizender, denn sie sich ihm je, im vollen Schmuck der Toilette, gezeigt hatte. Nun sprach er mit wieder erglühender Leidenschaft von den frühern, glücklichen Tagen ihrer Liebe; von ihren Gelübden; vom Schmerz jener Augenblicke ihrer Trennung im Garten. „Und darf ich," fügte er hinzu, indem er ihre Hand ergriff: „darf ich's noch wagen, Sie, wie damals meine Ida zu nennen, mein Du?"

Sie blickte ihn mit einiger Verlegenheit erröthend an, und sagte lächelnd: „Unter vier Augen, mon cher, warum denn nicht? Ach, Veit, vor fremden Ohren schickt sich's nicht. Wir sind keine Kinder mehr! Aber Veit, du bist unterdessen ein bon garçon geworden. Wie steht's jetzt mit deinem Herzen da?"

„Wie sonst," antwortete er und legte die Hand auf seine Brust: „Treu und rein, dein Eigenthum, wie sonst!"

Sie lachte ungläubig und erwiederte: „Mon Dieu! Was für ehrliche Augen er dazu machen kann! Geh', geh', ich traue dir nicht, Schelm."

Er betrachtete sie bang und zweifelnd, und lispelte: „Ida, sprich offen. Bin ich dir noch lieb, wie einst?“

„Voilà!“ rief sie lachend und verschämt: „Das ist eine Gewissensfrage, und deutsch und rund herausgefragt. Aber der junge Herr weiß wohl, man kann ihm darum nicht böse werden.“

„Ida, liebe Ida!“ fuhr er in gleichem Ton und ernster fort: „Sei offen. Dein Herz, ist's noch frei?“

„Si vous voulez, vogelfrei!“ rief sie, hell auflachend, wie über einen witzigen Einfall: „Und, was weiter, mein kleiner Adonis?“

„Aber, theure Ida, darf ich von deinem Vater, — darf ich deine Hand vor dem Altare . . .“

Sie fiel ihm plötzlich in die Rede und legte ihre Hand auf seinen Mund: „Still, still! Sei kein Kind. Graf Zarinsky hat ohnehin eifersüchtige Mucken. Du kennst mein Verhältniß. Unsre Verlobung, ich meine Zarinsky's mit mir, kann noch nicht öffentlich deklarirt werden. Er erwartet noch die Einwilligung seiner etwas stolzen Aeltern in Polen. Du siehst, zurück kann ich nicht, mein hübscher Junge.“

„Du also dem Grafen Zarinsky!“ stammelte Veit mit zitternder Lippe: „Unser Gelübde also gebrochen! — Du hast ein Herz gebrochen, Mädchen.“

„Nein, nein!“ flüsterte sie ihm ins Ohr: „Es kann beim Alten bleiben. Was schadet's denn, wenn ich dich dennoch lieb habe? Warum machst du dazu so jämmerliche Miene? Du begleitest uns, als Hausfreund, als Verwalter unserer Güter, nach Polen; und dann . . .“ Sie lächelte schalkhaft; lehnte sich schmeichelnd an ihn und flüsterte: „Mein Liebling bist du und bleibst du; und dann, Veit, . . .“

Er drängte mit düsterm Gesicht sie von sich, und murmelte: „Ich versteh' dich! — nun sind wir geschieden! Laß mich nichts

weiter hören." Er ging wie gelähmt zu einem Marmortisch, seinen Hut zu nehmen.

Sie eilte ihm nach, hielt ihn bei der Hand, zog ihn gegen sich und fragte mit traulicher Miene: „Warum doch so böse? Es ist ja im Grunde von meiner Seite nur mit Zarinsky eine Art Convenienz-Mariage. Was ist's denn mehr? Warum darf ich dir, warum darfst du mir nicht gehören? Laß uns aber vorsichtig zu Werke gehen."

„Abscheulich!" rief er zornblitzenden Auges und riß seine Hände aus den ihrigen, wie von Ekel ergriffen: „Mich betrügen, ihn betrügen! Verzeih's dir Gott. Ich verachte dich." Er wandte den Rücken und ging davon, die Thür hinter sich zuschmetternd.

---

17. Der Glückswechsel.

Er lief den ganzen Morgen im Fürstenpark und außer den Thoren umher, um sich wieder zu beruhigen. Eine solche Verwandlung des vormals so reinen, unschuldigen, wenn auch eiteln und schwärmerischen Geschöpfs hatte er für Unmöglichkeit gehalten. Dieselbe schöne Ida, schöner noch denn sonst, die er, seit fünf Jahren, wie eine Heilige verehrt und geliebt hatte, war ihm, als gefallener Engel, wieder erschienen; leichtsinnig, gewissenlos, stolz und kokett, selbst der Niederträchtigkeit fähig. Nun ward ihm der Aufenthalt in der Vaterstadt unerträglich. Es war ihm, wie Tröstung in seinem Seelenschmerz, daß er nur noch wenige Tage zu verweilen hatte, wie weh ihm auch die abermalige Trennung vom Vaterhaus that.

Er weigerte sich, der Familie Kürbis einen Abschiedsbesuch zu geben, als ihn Mutter Martha an die Pflichten der Höflichkeit erinnerte. „Nein," sagte er: „wollest mich dieser Pflicht entlassen,

Herzensmütterchen. Ich habe bei jenen Leuten des Schlechten und Schändlichen zu viel erfahren und erlebt. Mag Herr Kürbis, ein hochmüthiger Thor, sein Vermögen in Glanz und müßigem Wohlleben verzehren; das ist nicht das kleinste der Uebel, welches er vielleicht dereinst zu bereuen hat. Seine Kinder sind, glaub' ich, schlimmer und verdorbener, als er je gewesen sein kann. Sie sind," fuhr er mit ausbrechender Heftigkeit fort: „sie sind grundverdorbene Menschen. In tiefster sittlicher Verwesung stinken sie mich an."

Martha suchte, mit der ihr eignen Gutherzigkeit, seinen Ungestüm zu sänftigen und sein hartes Urtheil zu mildern. „Uebrigens, lieber Veit," fügte sie zum Schluß ihrer Ermahnung bei: „sind die meisten Handwerker in Altenheim um kein Haar besser. Haben sie auch nicht ein Vermögen, wie unser Nachbar, treiben sie doch mit der größten Unbesonnenheit eine Wirthschaft, die ihren Kräften nicht angemessen ist. Wenige legen, um die Zukunft sorgsam, etwas Geld von ihrem Verdienst zurück. Sie haben es für Komödien, Konzerte, Wirthshäuser und Gastereien erarbeitet. Die Söhne, schon als kleine Buben verhudelt und versudelt, läßt man verwahrlost verwildern und bekümmert sich kaum um ihre losen Streiche und Liederlichkeiten. Daraus gibt's zuletzt arbeitsscheue Tagdiebe, Soldaten, armselige Schreiber, Auswanderer, Landstreicher, wohl gar Züchtlinge. Ach, nicht diese Unglücklichen, sondern deren Aeltern verdienen bestraft zu werden. Und was soll ich von Ida und vielen unsrer Bürgerstöchter sagen? Sieh' sie doch nur Sonntags an, wie sie nach der neuesten Mode geputzt herumspazieren; sich ins Theater, oder zum Tanzboden führen lassen, und ohne mütterliche Aufsicht da bis nach Mitternacht schwärmen und walzen. Die Mutter und Magd müssen arbeiten im Hause; die Jungfer Tochter aber darf sich die zarten Hände nicht verderben, sitzt nähend oder strickend im Zimmer und schaut über

das Strickzeug hinaus in ein Buch, das sie sich aus Leihbibliotheken geholt hat. Wie kann's denn da anders geschehen, als daß unsre bürgerlichen Haushaltungen nach und nach verderben, während Fremde, die sich bei uns mit ihrem Handwerk niederlassen, und häuslicher und verständiger sind, in die Höhe kommen?"

„Das ist's!" stimmte hier Vater Jonas ein: „das ist's, was ich eben vom Goldschmied Gideon sagen wollte. Da heißt's wohl, wie der Vater, so der Sohn; wie die Mutter, so die Tochter. Art läßt nicht von Art, und ein Apfel fällt nie weit vom Stamm. Ja, Veit, hast Recht; der Nachbar wird es früh oder spät bereuen. Wer schlechte Kinder zieht, bindet sich selbst eine eiserne Ruthe. Jetzt sind ihm Edwin und Ida über den Kopf gewachsen, und sie führen ihn am Gängelband, weil er sie nicht daran geführt hat. Man muß den Baum biegen, so lange er noch jung ist. Ich hab' es von zuverläßiger Hand, daß der Herr Notar Edwin in bösen Schuhen geht, und Gefahr läuft, wenn er gewisse Gelder nicht zurückzahlen kann, die man ihm anvertraut hatte, im Zuchthause freie Kost und Wohnung zu finden. Jetzt hat Mamsell Ida, zum Glück jedoch, den polnischen Grafen an ihrer Angelruthe aufgefischt; der muß nun natürlich aus aller Noth helfen. Ich gönn' es den Leuten von Herzen, wenn es ihnen wohlgeht. Aber der arme Tropf, der Gideon, hätte das Sprüchlein selber lernen sollen: Gute Zucht, gute Frucht! Vermuthlich fand die selige Frau Kürbis das nicht in ihren Rittergeschichten und Liebeshistorien aufgezeichnet."

Veit ließ sich nicht mehr bereden, die ehemalige Geliebte wieder zu sehen. Sie glich ihm einem in Engelsgestalt verlarvten Teufel. Ihre Treulosigkeit, ihre Heuchelei, mit der sie Alles um sich her täuschte und buhlerisch verführte, hätte ihm das ganze weibliche Geschlecht verächtlich machen können, würde ihn nicht die unwandelbare Gemüthsreinheit seiner vortrefflichen Mutter und der

kindlich-fromme Geist Christianens, die ganz Ebenbild Martha's ward, erinnert haben, daß es Ausnahmen gebe, und ein reines Saatfeld nicht, wegen einigen Unkrauts zwischen den Halmen, einer Wüste gleich stehe.

Er schied nach wenigen Tagen aus den Armen seiner Lieben, und verhieß wenigstens alljährlich einmal wieder bei ihnen im Vaterhause zu erscheinen. Aber, wie in der Welt Vieles, was wir, unsers festen Willens, nur nicht unserer Zukunft gewiß, beschließen, blieb auch hier Verheißung und Vorsatz unerfüllt.

Herr Bellarme hatte, da Veit die Reise nach Altenheim unternahm, an Gesundheit scheinbar so weit wiedergewonnen, daß man völlige Genesung kaum bezweifeln mochte. Auch war Veit, während er im Schoos seiner Familie lebte, keine Woche ohne briefliche Nachrichten durch Frau Bellarme gelassen. Sie beruhigte ihn, und äußerte keine andere Klage, als über seine Abwesenheit, welche ihr und ihrem Gemahl, in der ländlichen Einsamkeit, jeden Tag empfindlicher sei.

Bei seiner Rückkunft aber fand er das schöne Landhaus in der Nähe der Gießereien leer. Herr Bellarme hatte sich mit seiner jungen Gattin, den Tag vorher, nach Paris begeben, um dortigen berühmten Aerzten näher zu sein. Hier aber verschlimmerten sich die Umstände des Kranken wieder. Nur durch Kunst der Aerzte wurde sein Leben noch vierzehn Monate lang kärglich erhalten. Dann starb er.

Veits Thätigkeit, bisher schon im Uebermaß durch ausschließliche Führung der Arbeiten in Gießereien, Pariser Waarenlagern und Handelskorrespondenzen in Anspruch genommen, ward durch Herrn Bellarme's Tod aufs Höchste gesteigert. Denn es erschienen nun noch Verwandte und gerichtliche Beistände der jungen Wittwe. Kassen, Rechnungsbücher, Briefschaften, Vorräthe der Materialien und fertige Waaren wurden genau untersucht. Und wie-

wohl Alles zuletzt in vollkommener Richtigkeit befunden ward, so daß Veit ein wohlverdientes Lob und Vertrauen ärntete, ward doch seine eigene Gesundheit dabei etwas leidend.

Nach all diesen Unruhen und Beschwerlichkeiten würde er sich gern, durch eine Erholungsreise zu den Aeltern, erquickt haben. Allein, ungerechnet die Wahrnehmung seines eignen Interesses in der weitläufigen Geschäftsverwaltung, und ungerechnet die auf ihm ruhende Verantwortlichkeit in Bezug auf den Handlungsantheil der Witwe, fand er sich bald noch durch Pflichten der Dankbarkeit gebunden, sich selbst und seine Wünsche zu vergessen. Denn Herr Bellarme hatte ihm, in seinem letzten Willen, ein Legat von 5000 Francs vermacht, mit der Bitte und Bedingung, daß er der hinterlassenen Wittwe nicht nur treuen Beistand leisten, sondern sich auch von ihr und dem ganzen Geschäftsverkehr nicht trennen solle, ohne ausdrückliche und freie Zustimmung derselben. Veit glaubte schwerlich eine vortheilhaftere Lage für die Zukunft finden zu können, als ihm hier zu Theil geworden war. Er gab mündliche und schriftliche Einwilligung in das Verlangen des Verstorbenen und übersandte, wie er schon mit frühern Ersparnissen gethan, auch jene beträchtliche Summe des Vermächtnisses seinen Aeltern.

Bald nach diesem empfing er vom Vater Jonas einen Brief, dessen unerwarteter Inhalt ihn hart erschütterte.

„Was ich mit bangem Herzen längst besorgte, es werde kommen," hob das Schreiben an: „es ist gekommen. Es ist vorbei mit dem armen Gideon. Alles liegt zusammengestürzt. Die ganze Stadt ist voll von der Unheilsgeschichte. Ich selbst und die Mutter können uns, nach acht Tagen noch nicht, vom ersten Schrecken erholen. Ich will's dir aber der Reihe nach erzählen. Ein Unglück, lieber Veit, kömmt selten allein. Viele brave Haushaltungen sind mit ins Verderben gerissen. Wenn ein stolzer Thurm

umfällt, zerschlägt er manches demüthige Dach. Mir ist ebenfalls ein Stein davon aufs Bein gefallen."

„Zuerst, es mögen vier Wochen sein, erhielt man aus Oltenstadt Kunde, der Notar Edwin habe sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht. Ich hatte also errathen, daß er, als du ihn voriges Jahr in Altenheim sahst, bloß gekommen war, Hülfe bei seinem Vater zu suchen. Wie lustig der Vogel auch sonst pfeift, man sieht's ihm an, wenn er mausert. Der alte Kürbis ließ sich noch einmal breit schlagen durch schöne Worte und Versprechungen des Herrn Sohns und streckte ansehnliche Summen vor, um ihn bei Ehren zu behalten. Das dauerte ein Jahr, da war Alles verputzt und fremdes Geld dazu. Gideon konnte nichts mehr geben. Edwin hatte viele Leute betrogen. Er nahm Reißaus. Niemand weiß, wohin er gegangen ist; man sagt, nach Amerika."

„Obwohl der alte Kürbis überreif zur Fäulniß war, wollt' er's doch nicht gelten lassen. Er setzte seine Großthuerei und Blaudunstmacherei bis auf die letzte Stunde fort, um bei Kredit zu bleiben. Vermuthlich hoffte er noch auf das große Loos der Lotterie, wie mancher Narr, der sein letztes Hemd ins Leihhaus trägt, um sich damit eine Million zu gewinnen. Es regnete ihm von allen Seiten eine Menge Nieten und nur einzelne kleine Gewinnste daneben. Es spielen sich eher zehn arm, als einer reich. Er aber gab das Spiel nicht auf. Das beschleunigte seinen Untergang. Man soll das Glück wohl suchen, nur nicht versuchen."

„Die Entweichung des Notars, der mit Steckbriefen verfolgt ward, erregte gegen den Vermögensstand des Vaters Argwohn. Die Gläubiger drängten sich zu, wurden aber von großen Worten nicht satt, wenn ihm schon dabei das Maul ging, wie der Bachstelze der Schwanz. Auch ich lief endlich zu ihm, und fragte: „Wo ist mein Löffel? Folgenden Tages erklärte er sich bankerot."

„An dem gleichen Tage war der adelige Herr, der Graf Za-

rinsky, mit Mamsell Ida verschwunden, man wußte nicht warum und wohin? Vermuthlich hatten sie Unrath verspürt und keine Neigung gehabt, den schiffbrüchigen Gideon auf Unkosten ihres Vermögens zu retten. Genug, sie sind fort; ohne Zweifel nach Polen, und leben dort gute Tage, während des Vaters Fluch und Verzweiflung ihnen auf den Fersen folgt. Nimmermehr hätt' ich diese Ida solcher Verruchtheit fähig gehalten."

„Um unsre achttausend Gulden, die auf Gideons Hause stehen, laß dir nicht bange sein. Sie haben auf jeden Fall den Vorzug der ersten Hypothek. Und doch ärgert's mich, daß ich unsrer Beiden sauer erworbenes Geld da angelegt habe, und mich durch Zins von fünf Prozent blenden ließ. Noch ist Alles versiegelt. Künftige Woche soll die Versteigerung sämmtlicher fahrenden und liegenden Habe des Falliten beginnen. Man spricht davon, es werde für ihn wahrscheinlich noch etwas übrig bleiben, um nicht verhungern, oder den Bettelstab nehmen zu müssen.

---

18. Die Zunftversammlung.

Wie scharf auch und bitter Meister Jordan von jeher über die unverständige Wirthschaft der Goldschmieds-Familie geurtheilt haben mochte; jetzt gedacht' er nicht länger der Thorheiten, durch welche so großes Unglück entstanden war. Gideon Kürbis wagte nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen. Er war die Zielscheibe des Lästerns und Höhnens der gesammten Stadt geworden. Herren und Damen, denen er, in seinen guten Tagen, gute Tage gemacht hatte, die seine beständigen Gesellschafter und Freunde gewesen waren, thaten jetzt sehr unwillig, als hätt' er sie beleidigt und betrogen. „Würden wir gewußt haben," sagten sie: „daß es eigentlich so um ihn stände, daß er es so hirnlos triebe, wir hätten

uns geschämt, einen Fuß über seine Schwelle zu setzen!" — Die, welchen er Geld entliehen, oder abgekaufte Waaren noch nicht bezahlt, und die nun ihren Verlust vbraussahen, überhäuften ihn mit den ärgsten Verwünschungen, wie einen Erzbösewicht, der ins Zuchthaus gehöre. — Andre, denen sein Glück und Glanz bisher ein Dorn in den neidischen Augen gewesen war, machten sich tapfer über seinen Fall lustig, weil er nun tiefer, als sie selbst, im Koth lag. — Andre, die sonst seinen Geldstolz getadelt, ihm ein böses Ende prophezeit hatten, konnten jetzt nicht des Vergnügens satt werden, ihre eigene Weisheit zu preisen, und wie oft sie gesagt hätten: Hochmuth kömmt vor dem Fall.

Der arme, von aller Welt verlassene Kürbis, mußte nun natürlich sein schönes Haus verlassen und, was er irgend besaß, zur Verfügung der Gläubiger stellen. Aber Nachbar Jonas ging voll Erbarmens zu ihm, und sprach: „Meine Frau hat Euch ein zwar kleines, doch nettes Stübchen in meinem Hause bereitet. Kommt, wohnet bei uns und nehmet mit unserer gewohnten Hausmannskost vorlieb. Wir sind ja alte Freunde und Nachbarn." Gideon saß dumpf und stumpf da, brach bei diesen Worten in lautes Weinen aus, stand auf und folgte, ohne ein Wort über die Lippen bringen zu können, seinem freundlichen Tröster.

Es dauerte weit über ein halbes Jahr hinaus, ehe das verwickelte Schuldengeschäft entstrickt ward. Gideon erhielt vom ehemaligen Besitzthum nichts mehr, denn die wenigen Kleider, welche er am Leibe getragen hatte, als ihn Jonas bei sich aufnahm. Alles ward den Meistbietenden verkauft. Nur das große, leere Haus, und der weite Hof- und Gartenplatz dahinter, fand keine Käufer. Es war für Jedermann zu kostbar und prunkhaft. So blieb zuletzt jenen Gläubigern, denen die öden Gebäulichkeiten unterpfändlich verhaftet waren, anheimgestellt, nach Belieben darüber zu schalten. Zwar traten diese Herren oft mit einander zusam-

men, sich zu berathen. Keiner wollte verlieren, und so wurden sie nie einig. Von dem entwichenen Notar Edwin vernahm man gar nichts mehr; eben so wenig von dessen Schwester Ida und dem polnischen Grafen.

Die Geschichte, nachdem sie sattsam genug an Thee- und Kaffee-, Wein-, Bier- und Branntwein-Tischen durchgeschwatzt war, wurde vergessen. Andre Vorfälle kamen unterdessen an die Tagesordnung, die neuen Stoff zur Unterhaltung boten.

Das meiste Aufsehen und Geräusch in der Bürgerschaft machte die fürstliche Einberufung von den Zunftmeistern sämmtlicher Handwerker im ganzen Lande. Sie mußten sich auf dem Stadt-Rathhause zu Altenheim versammeln. Niemand konnte errathen, zu welchem Zweck? Auch Meister Jonas Jordan durfte dabei nicht fehlen.

In der neugierigen und zahlreichen Versammlung der Meister erschien der geheime Kabinetsrath, Graf von Salm. In langer und wohlgesetzter Rede sprach er von der väterlichen Fürsorge des Landesfürsten und dessen hohem Wohlwollen gegen seine treuen Unterthanen überhaupt, wie insbesondere auch gegen den edeln Handwerksstand. Dann eröffnete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht, die Frage zur gemeinsamen Berathung: Wie das Gewerbwesen im Lande wieder in bessern Flor und Aufschwung gebracht werden könne, indem die Handwerker überall in sichtbar fortschreitenden Verfall gerathen seien? Dem müsse nothwendig, zum allgemeinen Besten, abgeholfen werden. — (Die ganze Versammlung äußerte, bei diesen Worten, stillen Beifall. In jedem Gesichte that sich schon frohe Lust kund, guten Rath mitzutheilen.) — In Frankreich, in der Schweiz, in Preußen, in andern Staaten, hieß es in der Rede weiter: wäre das bisherige Zunftwesen aufgehoben und statt dessen Gewerbsfreiheit eingeführt. Frage bleibe, ob solches im hiesigen Fürstenthum, und unter welchen Bedingungen, thun-

lich sei? — (Fast in sämmtlichen Gesichtern der Zunftmeister las man Bestürzung und hohe Unzufriedenheit.)

„Wenigstens ist so viel gewiß, meine Herren," sagte der Kabinetsrath am Schlusse seines Vortrages: „daß Zünfte und Gilden, welche vorzeiten, als noch leibeigene Knechte und Mägde für ihre Herrschaften das Nöthige verfertigten, durch ihre Einrichtungen die Gewerbe verfeinerten und künstlicher machten; ich sage, daß solche Zunft- und Gilden-Einrichtungen nicht mehr das Gleiche in unsern Tagen leisten können. Denn durch Fortschritt der Künste und Wissenschaften, ist eine Menge neuer Gewerbe, mechanische Kunstanstalten und Fabriken emporgegangen. Die Handwerke kommen entschieden dabei zu kurz, weil sie unvermögend sind, mit jenen in Güte, Zierlichkeit und Wohlfeilheit der Waare zu wetteifern."

„Sollen, können wir die Einfuhr besserer fremder Artikel verbieten? Sollen wir unsern Handwerkern das Monopol und Vorrecht geben, allein dergleichen Arbeiten zu verfertigen, und hinwieder die gesammte Bevölkerung zwingen, ihnen solche abzukaufen? Das wäre Ungerechtigkeit gegen Alle, zu Gunsten weniger Einzelnen. Das Publikum ist nicht für Handwerker vorhanden, sondern Handwerker sind für das Publikum da."

„Meine Herren, es haben sich die Zeiten und gesellschaftlichen Zustände gewaltig geändert. Vor Alters waren die meisten Landbauer auch noch leibeigene Knechte und Mägde. Heutzutage aber haben sie gleiche bürgerliche Rechte und Pflichten, wie die Städter. Ein Handwerker kann jeden Tag, wenn er Lust und Vermögen dazu hat, die Profession verlassen, und Landwirth werden. Warum soll nicht ein Landwirth eben so gut in seinem Dorfe ein Handwerk, oder anderes Gewerb treiben dürfen, wenn er Lust und Geschicklichkeit genug dazu besitzt?"

„Sind die Dörfer nur zur Bereicherung der Städte vorhan-

den? Sollen sie ihr Vieh, ihre Feldfrüchte dahin zu Markte führen, ihre Bedürfnisse da von Handwerkern und Krämern holen, um es den Städtern bequemer und wohlfeiler zu machen? Warum sollen Dörfer nicht ebenfalls, wenn sie es erforderlich glauben, Handwerker und Krämer haben?"

„Ich kenne alle Vorzüge und Vortheile, welche das Zunftwesen, ohne Widerspruch, noch heutiges Tages mit sich führt; aber ich kenne auch das Entbehrliche, Widerrechtliche und selbst Nachtheilige desselben in unsern Tagen. Es ist daher wohl eine ernste, für unser Vaterland wichtige Frage: was hier Zweckmäßiges zu wünschen und zu thun sei? Eine allerdings schwierige Aufgabe, die nur mit großer Umsicht und Vorsicht gelöst werden darf. Meine Herren, laut Befehl unsers gnädigsten Herrn und Fürsten leg' ich sie Ihnen zur Berathung vor. Ich fordere Sie auf, mir Ihre Ansichten darüber auszusprechen."

Der geheime Kabinetsrath schwieg. Die Anwesenden schwiegen gleichfalls. Einige starrten verlegen vor sich nieder und dachten allerlei durch einander, oder dachten nichts. Andere sahen sich fragend an, als wollten sie des Nachbars Meinung aus dessen Gesicht hervorlesen. Vielen ward bei der anhaltenden, peinlichen Stille ganz bangmüthig. Sie rutschten her und hin auf den Stühlen.

Weil Niemand den Mund öffnete, indessen der fürstliche Abgeordnete erwartungsvoll dastand und seine Blicke, mit wachsender Ungeduld, bald auf diesen, bald auf jenen fallen ließ, heftete er zuletzt die Augen auf den Hofgürtler, dessen Redegabe ihm wohlbekannt war.

„Herr Zunftmeister Jordan," sagte er: „ich lade Sie, als einen erfahrenen Mann, ein, Ihre allfälligen Gedanken über den Gegenstand äußern zu wollen."

Jonas räusperte sich, erhob sich darauf etwas langsam vom Sitz und sprach: „Das ist ein kitzlicher Punkt, Exzellenz. Man

mag die Sache wenden, wie man will, sie hat rundum Stacheln, wie der Igel. Drum, merk' ich wohl, will Niemand anfassen. Ich verdenk' es Keinem. Denn, Exzellenz, es steht dabei viel auf dem Spiel, und Vorsicht ist besser, sag' ich, denn hintenher die Nachsicht. Freilich läßt sich sowohl Mancherlei dafür, als dagegen reden; beweist doch auch ein Pfarrer dem andern aus der gleichen Bibel das Gegentheil, von dem was er sagt. Daher, denk' ich, Eile mit Weile habe hier guten Platz. Man weiß, schneller Rath nur selten gerath! Mein unmaßgeblicher Vorschlag würde deshalb sein, diese bedenkliche Angelegenheit durch die hier versammelten Meister an ihre Zünfte gelangen zu lassen. Viel Köpfe zwar viel Sinne; aber man liest dennoch den besten Sinn aus allem Unsinn hervor. Guter Rath kömmt über Nacht. Most muß immer gegohren haben, eh' er Wein gibt."

Die Zunftmeister nickten Beifall und Zustimmung. Niemand wollte nach ihm das Wort nehmen. So ward der Antrag des Hofgürtlers einmüthig zum Beschluß erhoben und die Versammlung aufgelöst.

---

19. Die Gewerbsfreiheit.

In Furcht und Zweifel verließen die ehrsamen Vorsteher der Zünfte das finstre Rathhaus. Als sie aber vor demselben eine Menge neugieriger Lehrlinge, Gesellen und Meister zusammengelaufen sahen, ward ihr Schritt feierlicher. Jeder Einzelne ward sich seiner Wichtigkeit bewußter, wegen Staatsangelegenheiten, vom Fürsten berufen und berathen zu sein. So bildeten sie einen stattlichen Zug, in ihren Sonntagskleidern mit dazu gehörenden Sonntagsmienen, durch die Haufen der Frager; links und rechts grüßend, vom Geheimniß der Verhandlungen keine Sylbe andeutend.

Desto williger hingegen ließ man zu Hause die Zunge frei über das, was Graf Salm gesprochen; was man ihm hätte antworten sollen; was Zunft um Zunft antworten müsse. Noch lauter ging's Abends bei den Herbergevätern, im Rathskeller, in Wirthshäusern und Schenkstuben zu, wo sich die redseligen Meister, in altüblicher Weise, nach des Tages Last bei Wein und Bier zu erquicken pflegten. Die Wirthe hatten von ihren Gästen diesmal stärkere Einnahmen als gewöhnlich.

„Was?" schrie hier der Eine: „Was will man uns noch den letzten, hungrigen Bissen vor dem Munde wegnehmen, und jeden Lumpen in unsern mühsam erlernten Beruf hereinpfuschern und uns die wenigen Kunden wegstehlen lassen?"

„Was?" schrie der Andre: „Wir Stadtbürger, wir sollen mit dem Bauervolk über gleichen Kamm geschoren werden? Will man die Welt umkehren, aus Dörfern Städte und aus unsern Städten Dörfer machen? Ist auch noch Gerechtigkeit im Lande?"

„Was?" schrie ein Dritter: „Nein, unsre alten Rechtsame, unser Erbgut von den Vätern, darf Niemand rauben, wenn man nicht alle Ordnung im Lande über den Haufen werfen will. Wo Ordnung ist, sind Standesunterschiede; Lehrstand, Wehrstand, Nährstand. Jeder hat sein Recht und Vorrecht. Warum will man uns Bürgern und Handwerkern das den Städten von jeher gebührende Recht und Ansehen entreißen? Warum fängt man nicht bei geistlichen Herren an? Warum schafft man nicht die Vorzüge des Adels, die Vorrechte der Geburt ab?"

In allen Häusern gab es nun Gerede und Gelärme, Streit und Zank. In kurzer Zeit nahm Vornehm und Gering an der Frage über Gewerbsfreiheit Antheil. Es war fast, als sei ein Aufstand, oder kleiner Bürgerkrieg vor der Thür. Die Handwerker mußten auch daneben viel Mißbeliebiges hören. Man warf ihnen bald ihre willkürlichen, theuern Waarenpreise vor; bald, das

Plumpe, Geschmacklose, oft nicht einmal Haltbare ihrer Arbeit; bald, ihr Grollen und grobes Trotzen, wenn man sich von einem weg, an einen andern Meister wende; bald, daß sie ihre Kunden oft über Gebühr lange warten ließen, ehe sie das Bestellte liefer- ten; bald, daß sie ihnen übergebne Lehrknaben, statt im Handwerk, lieber im Knechts- und Magdsdienst brauchten und Pfuscher bilde- ten. Wie in allen Zungengefechten zu geschehen pflegt, glaubte jeder für seine Person und Meinung den Sieg davon tragen zu müssen.

Inzwischen wurden die Meister nach wenigen Wochen wieder auf ihre Zünfte zusammenberufen, um die Anfragen der Landes- regierung zu beantworten. Da gab es viele Worte und lange Re- den, von Morgen bis Abend, weil keiner erschienen sein wollte, ohne gesprochen zu haben. Im Grunde sehr unnöthige Mühe, weil die große Mehrheit schon vorher einverstanden war, was man thun wolle. Und so ward von gesammten Zünften der einmüthige Beschluß gefaßt, in allerunterthänigster Bittschrift dem Landes- herrn die Gefahren jeglicher Neuerung im gegenwärtigen Verhält- niß des Handwerksstandes vorzustellen; Höchstdesselben Aufmerksam- keit auf die Verarmung der Mittelklassen des Volks in solchen Län- dern, wo Gewerbsfreiheit eingeführt sei, hinzulenken; und Se. Durchlaucht allerdemüthigst anzuflehen, die bisherigen Einrichtun- gen und Rechtsame des Zunftwesens, nach dem Beispiele seiner glorreichen in Gott ruhenden Vorfahren, zu erhalten und zu be- schirmen, wie sie eben noch seien.

Meister Jonas war freilich etwas abweichenden Sinnes ge- wesen, und hatte, als Vorsteher, seine Zunftgenossen daran er- innert: man solle die Sache nicht kurzweg übers Knie abbrechen, sondern mit der Regierung markten, die gewiß nicht ohne Ursache anfrage; man solle Mißbräuche abthun, um den Brauch zu be- halten, und den alten Rock ausbürsten, um ihn mit Ehren noch

länger tragen zu dürfen. Aber er sah wohl, Niemand hatte Ohren dafür. So schwieg er, und dachte: Es ist mit Narren kein Kind zu taufen; sie verschütten es lieber mit dem Bade.

Die Bittschrift der Zünfte ward dem Fürsten überreicht.

---

20. Die geheime Berathung im Fürstenschloß.

Eines Abends, schon ziemlich spät, wurde der Hofgürtler ins Schloß berufen. Man führte ihn in ein blendend erleuchtetes Prachtzimmer, wo er den Fürsten selbst an einem Tischchen, im Lehnstuhl sitzend, erblickte; den Kabinetsrath an seiner Seite stehend; und, ohnfern von Beiden, einen Schreiber, die Feder in der Hand, vor einem mit Akten beladenen Tische.

„Ei, ei, Herr Zunftmeister," redete ihn beim Eintritt der Fürst an, und that, wie wenn er ungehalten wäre: „das hätt' ich von Eurer Weisheit nicht erwartet. Also auch Ihr habt jene famose Bittschrift unterzeichnet?"

Mit tiefster Verbeugung erwiederte, ohne Verlegenheit, der Hofgürtler, der wohl sah, sein Landesherr meine es nicht so böse: „Ich unterschrieb nicht in meinem Namen, sondern pflichtgemäß, Namens meiner Zunft."

„Nun, das lass' ich gelten. Ihr seid ein gescheidter Mann, das weiß ich. Drum ließ ich Euch rufen. Ich möchte über unsre Angelegenheit das Gutachten eines braven, sachkundigen Professionisten hören, der am besten wissen kann, was Noth thut und gethan werden darf. Doch, merkt wohl, ich will hier nicht mit dem Herrn Zunftmeister sprechen, sondern mit dem mir wohlbekannten, ehrlichen Meister Jordan, meinem Hofgürtler. Ich zweifle nicht, Ihr habt für Euch in der Stille die Sache genugsam überlegt."

„Wie es unser Einer vermag, Ihre Durchlaucht. Wenn Feuer geblasen wird, denkt man auch daran, wie am besten löschen?“

„Wohlan denn, Meister, der Brand ist da, wo wollt Ihr die Spritzen anlegen? Bei dem jetzigen Stand der Dinge klagt das Publikum über Zwang, den es von den Handwerkern dulden muß; über Verarmung vieler Menschen, die etwas erwerben wollen, denen man keine Mittel und Wege dazu offen läßt. Man verlangt unbedingte Gewerbsfreiheit. Von der andern Seite jammern und lärmen die Professionisten, daß sie brodlos werden, wenn man ohne Unterschied Jedermann handwerkern läßt; daß sie, bei Einführung von Gewerbsfreiheit, insgesammt an den Bettelstab kommen müssen, und daß das Publikum selber den größten Schaden davon tragen werde, wenn es von Stümpern betrogen wird. Drum verlangen Eure Zünfte unbedingte Aufrechthaltung ihrer Rechtsame. Welchen Weg hier nun einschlagen? Links, oder rechts?“

„Mitten durch, gnädigster Herr! Zunftwesen und Gewerbsfreiheit müssen neben einander bestehen. Mittelstraß ist die beste Straß! Wär' ein einziges unbedingtes Etwas unterm Himmel, ich glaube, es würde die ganze Welt in sich verschlucken. Drum gibt es in keinem Land ein unbedingtes Recht und keine unbedingte Freiheit.“

„Weise gesprochen, Meister! Ich mach' Euch am End aller Dinge noch zu meinem Hofphilosophen, wenn dergleichen Leute einmal Mode werden, etwa wie Hofsänger und Hoftänzer. Nun sagt mir nur, wie Gewerbsfreiheit und Zunftzwang mit einander verbinden? Das ist ja sonnenklarer Widerspruch!“

„Man muß sie nur beide zähmen und zusammen gewöhnen, Ihre Durchlaucht, wie zwei böse Gäule, die nicht gewohnt sind, mit einander den gleichen Karren zu ziehen. Aber, gnädigster Herr, wenn ich's sagen darf, mit großer Vorsicht, langsam! Allzugeschwind fahren bricht das Rad; allgemach kömmt man auch weit.“

„So spannet die bösen Gäule einmal zusammen, Meister, und sagt, wie sie dressiren, daß sie nicht etwa gar den Karren umwerfen," sagte der alte Fürst herzlich lachend: „Thut, als säßet Ihr auf meinem Stuhl, oder Thron, und hättet das Land zu regieren."

„Ach, Ihre Durchlaucht geruhen gnädigen Scherz zu treiben. Leichter könnt' ich unsere Hauptkirche, sammt Thurm, durchs Stadtthor tragen. Indessen, weil Höchst-Sie befehlen, will ich meine Gedanken sagen, ob sie gleich einfältig sein mögen. Aber, wie das Garn, so natürlich auch das Tuch."

„Also zur Sache, Meister Jordan."

„Meinerseits würd' ich den Zunftzwang abschaffen, aber nicht das Zunftwesen; und würde Gewerbsfreiheit gestatten, doch keine Gewerbs-Zügellosigkeit. Ich würde in Dörfern, wie Städten, Niederlassung von Handwerkern gestatten, ansäßigen Fremden, wie Landeskindern. Die könnten schaffen und Hausirer umherschicken, wie sie Lust hätten. Nur sollte Niemand Profession treiben, ohne von der Regierung ein Patent dafür zu haben; und Niemand sollte hausiren dürfen, als wer von einem patentirten Handwerker dazu für dessen selbstverfertigte Waare angestellt ist. Das wäre Eins!"

„Keiner aber sollte dann von der Regierung ein Patent empfangen, der nicht vorher von einer inländischen Zunft Zeugniß vorlegen könnte, er verstehe sein Handwerk aus dem Fundament und sei ein tüchtiger Gesell, mit genügendem Lehrbrief versehen. Um als Gesell ausgeschrieben zu werden, muß er ein Probestück machen, das verkaufbar und nicht überköstlich ist. Wird der Lehrling auf diese Weise Gesell: so zahlt er nur Einschreibgebühr; aber keine Schmausereien, keine Schnurrpfeifereien, wie heutzutage beim Meisterstückmachen geschieht. Sodann steht ihm frei, ob er noch auf Wanderschaft gehen, oder sich auf seine Faust hin irgendwo ansäßig machen und ein Patent fordern will. Hat er das

Patent, so ist er dadurch Meister. Sein Gesellenstück war sein Meisterstück. Es muß künftig schwerer sein, Gesell, als heutiges Tages Meister, zu werden. Das wäre Nummer zwei!"

„Nun aber gelang' ich zur Hauptsache, zum Grundübel, an welchem der Handwerksstand erkrankt, daß er in immer größere Armuth und Verachtung übergeht. Taugt die Saat nichts, wie soll daraus Frucht werden? Da nimmt man bei uns den Jungen aus der Schule, eh' er was Rechts gelernt hat; thut ihn zu früh in die Lehre, wo er dann vergißt, was er aus der Schule mitgebracht hat; spricht ihn nachher frei, macht ihn zum Gesellen; fragt nicht, wie viel er versteht? sondern wie viel Jahre er in der Lehre gestanden? So ist der Gesell gewöhnlich nur ein erwachsener Lehrbursch, der nicht mehr die Stuben wischen muß, und nach Jahren ein paar Handgriffe erlernt und eingeübt hat. Dann zieht er zu andern Meistern, in andern Städten umher; schnappt ein paar Handgriffe mehr auf, wird Meister, und bleibt Stümper in der Profession sein Lebenlang."

Hier regte sich der Kabinetsrath beifällig und äußerte gegen den Fürsten: „der Mann hat, glaub' ich, den Nagel diesmal auf den Kopf getroffen."

Auch der Fürst war ernster geworden, und mahnte den Meister fortzufahren.

„Wenn ich Herr wäre," sagte dieser: „es sollte mir kein Knabe vor seinem zwanzigsten Jahre aus der Schule genommen und ins Handwerk gethan werden, bis er auch, je nach Bedarf seines künftigen Berufs, das Nöthigste in der Zeichnungskunst, desgleichen das zu Handwerkszwecken Nützliche und Unentbehrliche aus der Mathematik, aus der Mechanik, Schmelzkunst und Anderm inne hat. Er soll in keine Werkstatt zugelassen werden, ohne vorherige Prüfung und vorgelegtes Zeugniß. Je mehr er aus der Schule

zum Handwerk herüber trägt, um so mehr trägt ihm nachher die Aernte vom Handwerk ein."

„Ihr treibt es zu weit, Meister Jordan!" fiel ihm der Fürst in die Rede: „Wo sollen Eure Lehrburschen all' die Gelehrsamkeit nehmen?"

„Wo sie die Fabrikanten nehmen, Ihre Durchlaucht. Ja, die wahren Handwerker unserer Zeit sind die Fabrikanten. Wir übrigen sind nur des Handwerkes Handlanger, weil heutiges Tages Handwerk auch Kopfwerk geworden ist. Fabrikanten, Chemiker, Mechaniker u. s. w. haben Gewerbschulen; Kaufleute ihre Handlungsschulen; Offiziere ihre Militärschulen; reiche Landwirthe ihre Ackerbauschulen; Schulmeister ihre Lehrerseminarien; Maurer und Zimmerleute Bauschulen. Für Alle trägt der Staat Sorge; für die Handwerker aber zu wenig, oder gar keine. Dann wundert man sich über unsre Verarmung. Drum thut bessere Handwerksordnung Noth und verständigere Aufstellung des Zunftwesens."

„Hört, guter Freund," sagte der Fürst: „nach all' den schönen Dingen, die ich gehört habe, dünkt mich das Zunftwesen ganz überflüssig zu werden."

„Ew. Durchlaucht halte mir zu Gnaden, Ordnung erhält die Welt. Es gibt kein Regiment Soldaten ohne Tambour und Obersten. Man könnte sich freilich auch einander, ohne diese, todtschlagen."

Der alte Herr im Lehnstuhl lächelte. „Nun, wie denn würdet Ihr das Handwerker-Regiment aufstellen? Zunftwirthschaft neben wenn auch bedingter Gewerbsfreiheit! Da liegt der Knoten, den man lösen soll."

„Erstens, gnädigster Herr, sollte man freie und zünftige Handwerker scheiden. Gewerbe, die jeder ohne große Kunst treiben kann, der zwei Hände und zwei Augen hat, gebe man Jedem frei,

weil sie schon frei in den meisten Häusern getrieben werden. Dahin zähl' ich Barbierer und Frisierer, Seifensieder, Lichtzieher, Gärtner, Bäcker, Köche u. s. w. Die machen also die Freiparthie aus. Zweitens, die übrigen Handwerker, nämlich die vom rechten Schrot und Korn, in Städten und Dörfern einer Provinz oder eines Bezirks, bilden zusammen eine Großzunft, also ein Bataillon, mit dem Obermeister an der Spitze. Diese Großzunft zerfällt in Gilden oder Zünfte, das heißt Kompagnien, mit einem Zunftmeister. In jeder dieser Zünfte sind diejenigen Gewerbe zusammen gethan, die einander mehr oder weniger verwandt stehen; zum Beispiel: Roth-, Gelbgießer und Gürtler in der einen; Maurer, Gypser, Steinmetze, Stukaturarbeiter in der zweiten u. s. w."

„Ich verstehe!" unterbrach ihn der Fürst: „Allein, ich frage, wozu denn noch dies Zunftwesen?"

„Ich meine, gnädigster Herr, um im Guten Maß und Ziel zu halten und um in die Gewerbsfreiheit Ordnung zu bringen. Maß ist in allen Dingen gut. Warum soll nicht Professionisten, die zwar verschiedene, aber doch einander nahe stehende, Handwerke treiben, erlaubt sein, mehrere solcher Gewerbe zugleich zu treiben? Warum nicht der Schreiner auch Glaser, der Glaser auch Schreiner, oder der Glockengießer auch Gürtler und der Gürtler Glockengießer sein dürfen? — Gut! Allein er werde in seiner Zunft nur für diejenige Gattung des Gewerbes eingeschrieben, und von der Regierung patentirt, in welcher er sich durch Kenntniß, Geschicklichkeit und Probestück aus der Lehrlings-Werkstätte, tüchtig erwiesen hat. Darüber sollen die Zünfte richten. Die Zünfte sollen auch über unerlaubtes Hausiren mit Waaren ihrer Gewerbsarten wachen; sollen, als Sachkundige, Klagen wegen schlechter Arbeit, oder Waarenverfälschung begutachten, und dergleichen mehr. — Hinwieder die versammelte Großzunft einer Provinz, oder eines Bezirks, hat nur die allgemeinen Gewerbsangelegenheiten, Vor-

schläge und Wünsche, die der Regierung vorzulegen sind, Streitigkeiten über Gewerbssachen in einzelnen Zünften, und dergleichen zu untersuchen, und, wie sich's trifft, zu entscheiden. So kann Jeder zu Stadt und Land Handwerke treiben; und das ist Gewerbsfreiheit. So ist das Publikum vor Pfuscherarbeit und Betrug gesichert; und das nenn' ich Ordnung! So allein wird der Handwerksstand wieder ein Ehrenstand, der nicht bloß durch die Hand, sondern durch Kenntniß, Kunst und Scharfsinn seinen goldenen Boden gründet und mit den Fabriken in Wettkampf treten kann."

Weil Jonas hier schwieg, rief der Fürst: „Weiter, weiter!" und legte ihm neue Fragen vor. Jener gab seine Antworten; aber von nun an mit vieler Behutsamkeit; denn er nahm wahr, daß der Sekretär ihm Wort um Wort nachschrieb. Das Gespräch dauerte bis in die Nacht.

21. Die Sonntagsschule.

Seit dieser Unterredung verflossen Jahr und Tag. Weder der regierende Fürst, noch der Graf Salm ließen den Hofgürtler wieder in das Schloß rufen. Jonas war dessen sehr zufrieden. „Weiß man doch nie," sagte er: „ob man da Donnerwetter oder Sonnenschein trifft? Herrengunst, flüchtiger Dunst! In der Ferne leuchten uns Fürsten schön entgegen; tritt man ihnen aber zu nahe, verbrennt man sich leicht. Besser zu Hause eigner Herr sein, als Knecht mit Stern und Ordensband anderswo. Und wer Herr seiner selbst ist, der ist mehr als ein König, welcher Herr von Allem, nur keiner von sich ist."

Mit diesen Grundsätzen lebte er glücklich, stets genügsam; bei Arbeit fröhlich; fromm zwischen Gesellen und Lehrknaben; ehrlich gegen Kunden; friedlich und freundlich mit Bürgern und Hand-

werksgenossen. Martha und Christiane wetteiferten, ihm Stille und Einförmigkeit des häuslichen Lebens zu versüßen und zu vermannigfaltigen. Er hinwieder kannte keine größere Lust, als den herzliebenden Geschöpfen Freude mit Freuden zu vergelten. Den tiefgebeugten Gideon Kürbis erheiterte er, wie er konnte, und alle Hausgenossen folgten seinem Beispiele. Auch ließ er ihn nicht unbeschäftigt, weil, wie er zu sagen pflegte, Müßiggang seelenkrank mache, und den Leuten seltsame Gedanken in den Kopf bringe.

Nur eins ließ ihn nicht ganz ohne Sorg' und Unmuth; das war das immer noch ungewisse Schicksal seines bescheidenen Vermögens. Unfruchtbar und zinslos mußte es da liegen, bis Gideons großes Haus einmal einen reichen Käufer fand. Allein es fand sich keiner. Es ward wiederholt und umsonst feil geboten. Die Gläubiger besprachen sich oft zusammen. Einer ermunterte den Andern zur Uebernahme des Ganzen. Jeder wollte sich dafür Abzug von seiner Schuldforderung gefallen lassen. Es war umsonst. Der öde, palastartige Prachtbau verschlechterte sich inzwischen und verlor an Werth, je länger er unbewohnt und verwahrlost dastand.

Am meisten drängten die Antheilhaber den Meister Jordan, den riesigen Leichnam eines schönen Wohnhauses an sich zu ziehen, weil er doch Nachbar desselben, und sein altes Eckhaus daneben kaum noch für sein Gewerbe geräumig genug sei. Um der Sache endlich abzukommen, ergaben sie sich darein, die Hälfte ihrer Forderung fahren zu lassen, und für Auszahlung, oder Verzinsung des Uebrigen, die billigsten Bedingungen zu gewähren. Da rieth selbst Veit, welchem Jonas seine Noth nach Frankreich geschrieben, zu dem guten Wagstück, und sandte, als Beitrag dazu, den gesammten Erwerb, welchen er, aus der Handels-Gemeinschaft mit der Wittwe Bellarme, erübrigt hatte.

„Mir wenigstens scheint diese Spekulation keine übelberechnete,“

schrieb Veit: „denke daran, lieber Vater, daß auch ich eines Platzes bedarf, wenn ich einmal nach Altenheim zurückkehren müßte. Und wer weiß, ob ich nicht bald genug dazu gezwungen sein werde? Denn meine hiesigen Verhältnisse gestalten sich täglich zweifelhafter und unangenehmer. Ich sehne mich hinweg von hier aus triftigen Gründen, die ich verhehlen will und muß. Wo würd' ich aber einen schönern Wohnsitz finden, als dicht bei Vater und Mutter!"

So schlug Jonas ein und der Kauf ward geschlossen. Zwar konnten sich weder er noch Martha entschließen, ihre kleinen heimathlichen Stuben und Kämmerlein zu verlassen, in welchen jede Stelle, jeder Winkel sie mit theuern Erinnerungen festhielt. Doch gefiel es ihnen, sich's darin bequemer zu schaffen, und ins neue Gebäude Werkstatt, Waarenvorräthe, Handelsladen und Schlafstellen der Gesellen zu verlegen. Auch der alte Gideon mußte dort wieder Wohnung nehmen in einem seiner ehemaligen, freilich nun alles Prunkes entbehrenden Zimmer.

„Sieh'," sagte Martha zu ihrem Manne, als er mit untergeschlagenen Armen dastand, und die Veränderungen betrachtete, welche sie geschäftig ausgeführt hatte: „so ist's nun doch erfüllt, was Dir, als Knaben, einst die graue Natchen geweissaget hat. Dein kleines Haus werde das große eines reichen Mannes verschlingen. Mein Vater hat mir einigemal davon erzählt. Doch, das Glück, was sie ihm und einigen Andern verhieß, ist leider nicht erschienen."

Jonas nahm das Weibchen in den Arm, über diese Worte lachend, und versetzte: „Daß doch der gesundeste Menschenverstand, zumal bei euch Frauen, im Augenblick zum Narren werden kann, wenn von hundert Dingen ganz zufällig ein einziges dem prophezeiten halb und halb ähnlich sieht. Die alte Hexe hat wahrscheinlich dem Herrgott nicht in die Karte geschaut, als sie die ihrige anschielte. Gott führt die Seinen wunderlich; sagt's aber nicht

voraus; sonst hätte alles Verwundern ein Ende, und wir wären so klug wie er. Nein, nein; laß den Aberglauben fahren! Umgekehrt, ich fürchte, das große Haus könne das kleine verschlucken. Man muß nicht jauchzen, bis man über den Graben ist. Große Noth und großes Glück haben beide große Tück."

Wirklich verursachte das Besitzthum, wenn es auch Marthens Eitelkeit schmeicheln mochte, dem bedächtigen Hofgürtler mehr, denn eine sorgenschwere Stunde. Veit konnte noch lange Zeit in der Ferne wohnen; unterdessen sich keine Miethsleute für die vielen Säle, Zimmer und Nebengebäude meldeten. Die Zinsen waren lästig, und nicht weniger die Kosten, Alles in baulichem Stand zu erhalten.

Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches ihn wieder zerstreute. Es erschien nämlich die längst erwartete, oder gefürchtete, landesherrliche Verordnung in Handwerkssachen, welche, mit Abänderung des bisherigen Zunftwesens, ausgedehntere Gewerbsfreiheit aufstellte. Das gab im Lande fast eine Revolution. Jeder sprach darüber, als verstehe er die Sache am besten. Was dieser lobte und wünschte, tadelte und verwünschte jener. Man stritt und zankte, lachte und wehklagte, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Mancher von den Vorschlägen, welche Jonas vor dem Fürsten geäußert hatte, war in der Verordnung aufgenommen worden, besonders das Patentiren, weil es für die Staatskasse einträglich werden konnte. Aber nichts desto weniger gehörte Jonas zu denen, welche ebenfalls eine Umwälzung in Handwerkssachen, wie diese, mißbilligten. Auch verhehlte er seine Unzufriedenheit keineswegs, als ihn mehrere Zunftmeister beriethen, ob man nicht dem Fürsten abermals eine Bittschrift einreichen solle?

„Nein, Ihr Herren, das unterlasset!" sprach er: „Es ist einmal so der Welt Lauf; die Großen richten die Suppe an, die Kleinen müssen sie ausessen. Und haben sie einmal geirrt, so irren

sie gern noch einmal darin, daß sie nicht wollen geirrt haben. Zwar unser bisheriges Zunft- und Handwerkswesen taugte weder für uns noch für das Land. Jetzt aber, um's zu bessern, hat die Regierung den Flicklappen neben das Loch gesetzt; dem Staat mit frischen Einkünften geholfen, aber dem Volke neue Wege gebahnt, durch Pfuschereien zu verarmen. Die Hauptsache fehlt, die lebendige Seele des Ganzen, Veranstaltung besserer Vorbildung und zweckmäßigern Unterrichts unserer Knaben! Da, Ihr Herren, da steckt der Wagen im Koth! — Doch muß man wohl fünf grade sein lassen. Also keine Bittschrift mehr. Zuviel Gewicht übertreibt die Uhr. Nehmen wir, was wir nicht abschlagen dürfen. Was dem Einen leidig ist, ist dem Andern freudig. Selah."

Die neue Ordnung der Dinge ward unter Murren und Seufzen der Handwerker eingeführt. Inzwischen fanden dennoch viele von ihnen großen Trost, als bei Auflösung der bisherigen Gilden und Zünfte, deren seit Jahrhunderten gesammeltes Gut unter die gegenwärtigen Genossen vertheilt werden durfte. Umsonst eiferte Meister Jordan aus allen Kräften gegen die Versplitterung des Vermögens; umsonst schrie er: „Reißet den Pfeiler nicht ein, der noch Wohlstand und Ehre der Handwerkerschaft stützen kann. Baut lieber Schulen daraus! Baut Gewerbschulen für Eure Söhne, daß sie tüchtiger und geschickter, denn wir Alle, den fremden Ellenreitern und englischen Waarenkrämern Spitze bieten können. Macht das Handwerk zum Kopfwerk, sag' ich hunderttausendmal, oder Ihr findet den goldnen Boden der Alten nicht wieder."

Man lachte ihn aus. Jeder strich sein Geld ein, und dachte: „Was will der Narr mit Schulen? Baarschaft in der Hand ist besser, als gelehrter Kram im Kopf. Den lassen wir den Gelehrten. Ich behalte das Meinige. Selber essen macht feist!"

Seit langer Zeit hatte nichts so sehr den gewohnten Frohsinn und Gleichmuth des gutherzigen Jordan niedergeschlagen, als dieser

Unverstand und Eigennutz, diese gemüthstodte Gleichgültigkeit seiner Mitbürger, gegen das Eine, was Allen noth that. Noch hoffte er auf ein volksfreundliches, weises Einwirken der Landesregierung zur Gründung von Lehranstalten für junge Handwerker; er hoffte vergebens. Man konnte ja kaum die erforderlichen Ausgaben alle für Schloßverschönerungen, Bildergallerien, Monumente, Hoffeste, reisende Virtuosen und andre dergleichen dringende Bedürfnisse bestreiten.

„Sage mir, Herzens-Jonas, was kränkt Dich? Warum doch so still und finster?" fragte ihn an einem Feierabend Martha und streichelte seine Wange.

„Ich war's, und bin's nicht mehr!" antwortete er; und indem er Marthen zu sich auf den Schoos zog, fuhr er fort: „Höre, Lieb-Mütterchen, ich bin mit mir im Reinen; habe im Hausbuch zusammengerechnet, was sich erübrigen läßt. Und es geht, sag' ich! Nicht wahr, du, ich, Christiane, haben für ein paar Jahre keine neuen Kleider vonnöthen? Auch, denk' ich, dreimal Fleisch in der Woche, statt täglich, sind für uns genug. Veit, will ich hoffen, wird auch ein gutes Werk thun. So kömmt's auf ein paar Hundert Gulden, und die sollen uns nicht schmerzen. Ich hab's schon mit Veits altem Lehrer besprochen. Der ist dir ein Mann nach dem Herzen Gottes! Ich gebe den großen Tanzsaal in Gideons Hause dazu, und Zimmer so viel, als zur Bequemlichkeit dienen."

Martha starrte ihm lachend in die Augen und rieb mit der Fingerspitze auf seiner Stirn herum: „Ist's auch hier im Oberstübchen ganz richtig? Willst Du Bälle, Soireen, Kränzchen, Pikeniks geben? Was hat der alte Professor dabei zu schaffen? Er kann ja nicht tanzen. Was hast du vor?

„Was? Eine Sonntagsschule für Lehrlinge und Gesellen will ich anlegen. Vielleicht gibt der Stadtrath Bänke, Tische und Ta-

seln dazu. Die Entschädigung der Lehrer für einige Unterrichtsstunden in der Woche wird mich nicht erdrücken. Lineale, Rechentafeln, Dintefässer kauf' ich, oder bettl' ich zusammen. Ja, betteln," rief Jonas wie begeistert! „betteln will ich gehen, Martha, für die Söhne unserer Spießbürger, daß sie nicht selber einst den Bettelstab ergreifen müssen. Und wie unwerth es immerhin mache, Brosamen unter Tischen der Reichen zusammenzulesen; ich will mich stolz dabei fühlen, wie ein König. Die Bettlerthat ist eine Königsthat."

„Und Gott wird," sagte Martha, indem sie jetzt voller Rührung ihren Arm fester um den Hals des Mannes schlang und einen Kuß auf seine Stirn drückte: „Gott wird die Krone seines Segens auflegen."

Ihr Wort ward erfüllt. Denn in kurzer Zeit hatte er für sein jugendfreundliches Unternehmen unerwartet eine so reiche Aernte von Beiträgen beisammen, daß auf sechs Jahre hinaus der Bestand desselben vollkommen gesichert ward. Absichtlich war er vor den Thüren seiner meisten Handwerksgenossen vorübergegangen; eben so vor den Thüren der andächtigen Frömmler, welche Steuern zur Beförderung des Christenthums nach Ost- und Westindien schickten, und in Altenheim verarmte Christenfamilien ohne Rath und Hülfe ließen; desgleichen vor den Thüren reicher Prasser und vornehmer Großthuer. Als er aber den Umgang vollbracht hatte, und er zur Ausführung des Werkes schritt: siehe, da meldeten sich beschämt auch die übrigen Handwerker mit ihrer Gabe; und die Andächtler und die großthuerischen Herren kamen, weil sie gern den Ruhm der Gemeinnützigkeit hatten und ihre Namen dabei genannt hören wollten. Selbst der Fürst sandte endlich ungebeten einige Hundert Gulden, und, zur Belohnung oder Belobung des löblichen Hofgürtlers, ihm dazu noch die Ernennung zum Obermeister von der Großzunft der Provinz. Jonas nahm das fürstliche Almosen mit

dankbarer Demuth an; aber nicht die ihn ehren sollende Ernennung. Er lehnte sie ab; man weiß nicht, warum?

Die Schule für künftige, oder wirkliche, Handwerkslehrlinge und für in- und ausländische Gesellen ward ohne Feierlichkeiten eröffnet. Jonas war kein Freund davon. Nicht nur an Sonntags-Nachmittagen, sondern auch zweimal in der Woche, während einiger Abendstunden, wurde unentgeldlicher Unterricht ertheilt und zahlreich besucht. Herr Gideon Kürbis freute sich dabei durch ein Ehrenamt in seinem ehemaligen Hause neu bethätigt zu erscheinen. Er mußte nämlich Aufsicht über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer, über die materiellen Bedürfnisse, und über Anzeichnung anwesender und abwesender Schüler führen.

Mehrere Lehrer, einige gegen Bezahlung, einige freiwillig, ertheilten den lernbegierigen Jünglingen, wie es der Mangel ihrer Kenntniß, oder ihr Beruf erheischte, Unterricht in der Schreib-, Rechnen- und Zeichnungskunst; in der Lehre von der Macht der Naturkräfte, von Luftarten und Säuren, von Eigenschaften der Holzarten, Steine, Metalle und Salze; von Messung der Flächen und Körper; doch von Allem durchaus nur, was für den Gewerbsmann in der Anwendung brauchbar sein konnte und Alles sogleich in Anwendung und Wirklichkeit dargestellt. Auch zum vierstimmigen Männergesang ward Anleitung gegeben. So verminderten und verloren sich allmälig, in Wirthshäusern und Herbergen, Saufgelage und Schlägereien der Handwerksbursche. Diese fingen bald an sich ihrer selbst würdiger zu betragen. Statt sonstiger roher Zoten- und Zechlieder, erhoben Männerchöre ihre Stimmen zum Preise des höchsten Wesens, der Natur und des Vaterlandes.

Das war aber noch nicht Alles. Es ward durch Geschenke aus Privatbibliotheken nach und nach eine schöne Sammlung von nützlichen und leichtverständlichen Büchern über Gewerbs- und Naturkunde, von lehrreichen Lebens- und Reisebeschreibungen veranstal-

tet. Davon nahmen die fleißigern Schulgenossen nach Hause, um sich in arbeitlosen Stunden darin zu unterhalten. Zuletzt schaffte Jonas nicht nur eine ganze Reihe von Modellen und Gestellen aller Gattung herbei, sondern — durch Uebung war er Meister im Betteln geworden — auch eine große Menge Musterstücke von den verschiedensten Waaren und Stoffen.

Der alte Gideon stieg solchergestalt noch zur Würde eines Bibliothekars und Inspektors technologischer Sammlungen empor. Es that ihm im Herzen wohl. An einem Abend, da ihn der Gesang des jugendlichen Männerchors ungewöhnlich tief bewegt hatte, trat er mit thränenfeuchten Augen zum fröhlichen Jonas, drückte ihm die Hand und sprach: „Ja, ja, Herr Jordan, auf diese Weise gewinnt, wie Ihr immer sagt, das Handwerk wieder goldenen Boden, et cetera. Ihr habt Recht, ja, ja! vollständig Recht! Notabene! Wär's mir in der Jugend so geboten, ach, aus mir würde ein andrer Mann geworden sein!“

---

22. Die Versuchung.

Veit vernahm aus frohlockenden Briefen seines Vaters, denen die Mutter nie unterließ, ein Postskript beizufügen, den guten Gang des guten Werks. Auch er steuerte reichlich bei, und gern. Aber er war, inmitten seiner großen und gewinnvollen Geschäfte, nicht lebensfroh, und war es seit langem nicht mehr. Es fehlte ihm nicht an Vergnügungen und Zerstreuungen. Die junge Wittwe Bellarme hatte das Möglichste gethan, ihm den Aufenthalt bei sich zu versüßen; sie hatte bald zu viel gethan.

Der zu männlicher Kraft und Anmuth aufgeblühte Jüngling war, schon als ihr Mann noch lebte, ihr Liebling gewesen; und als sie sich mit Trauerkleidern schmückte, schmückte sie sich für ihn

am liebsten, und wünschte, er wäre noch etwas mehr, als Liebling. Seine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung kränkte sie. Für ihn lebte sie auf dem Lande, und hatte sie, unter den schwarzen Rauchwolken der Schmelzhütten, die Herrlichkeit der Weltstadt Paris vergessen. Nach verflossener Trauerzeit hatten ihre Augen, statt der Wehklage um den früh entrissenen Gatten, eine andere Sprache gelernt. Veit verstand die zärtlich-flammenden Blicke wohl, die heimlich sagten, fragten, baten, was die Lippen verschwiegen: aber antworten mochte er nicht.

Es fehlte der Frau Bellarme nicht an Verehrern, entzückten Besuchern und Versuchern. Sie galt als eine der reichsten Parthien. Doch Veit trug das Einmal-Eins im Kopf, nicht im Herzen. Sie war ein schönes Weib, reizend, von der mit rabenschwarzen Locken umflatterten, lichten Stirn herab, bis zu den kleinen Füßen. Sie war geistvoll, witzig, lebhaft, ein feuriges Kind des südlichen Frankreichs, mit einschmeichelndem Weltton; verführerisch in jeder ihrer Bewegungen. Aber sie wußte das; sie legte Werth darauf; erwartete dafür Bewunderung; und hatte daneben auch kleine, eigensinnige Launen, schnell gereizte Empfindlichkeit, zuweilen sogar ein wenig aufbrausendes Wesen.

Der junge Jordan hatte nur einmal geliebt, und nie wieder. Seit ihn Ida schmerzlich getäuscht hatte, blickte er selten ein Frauenzimmer, ohne stillen Argwohn, an. Nur seine Mutter, in ihrer anspruchlosen Holdseligkeit, in ihrem frommen Gleichmuth, in ihrem geräuschlosen, immer regen, und treuen Sorgen und Streben für häusliches Glück, war für ihn Urbild weiblicher Würde und Hoheit geblieben. Frau Bellarme, auch von den schönsten und geschmackvollsten ihrer Ballkleider umflossen, von den köstlichsten Perlen und Brillanten umglänzt, stand weit unter der Gürtlerfrau, im wohlfeilen und einfachen, doch saubern Hauskleide.

Diese scheinbare Gefühllosigkeit oder Schüchternheit des hübschen

Krauskopfs steigerte die leidenschaftlichen Gefühle der Frau Bellarme für ihn nur höher. Jeder Blick ihrer schwarzen Augen, jeder Druck der Hand, jeder zurückgedrängte Seufzer, der aus ihrem Busen aufzitterte, sagte ihm: Ich liebe! Als er sie einst nach Paris begleiten mußte, zum Brautball und Namensfest einer ihrer Freundinnen, und sie unter sonnenhellen Kristallleuchtern des Ballsaales, im berauschenden Strom der Musik, durch die langen Reihen der Tänzer mit ihm dahin wirbelte; sie ihn, er sie umfassend; fühlte sie ihr ganzes Wesen erglühen. Nach beendigtem Walzer, mit ihm in ein Nebenzimmer tretend, um einen kühlenden Trunk Wassers zu nehmen, sank sie ihm an die Brust und ihre Lippen brannten an den seinigen. „O mein einziger Freund,“ lispelte sie: „mein Jordan, mein Leben, was hast Du aus mir gemacht? Ich lebe und sterbe die Deine!“

Durch die schwärmerische, oder wilde Zärtlichkeit des Weibes mehr betroffen, als bezaubert, deutete er warnend auf die Saalthür. Diese öffnete sich den gleichen Augenblick. In stummer Verwirrung gingen beide zu den Tanzenden zurück; beide mit ungleichen Gefühlen. Sie in Scham und Furcht und liebender Hoffnung zitternd; er abgestoßen auf immer von ihr durch die Zudringlichkeit, welche allen Adel des weiblichen Wesens entweihte.

Sein kühles, besonnenes Betragen am ganzen Abend schien ihr die liebenswürdigste Blödigkeit eines unerfahrnen Jünglings. Seine Ruhe, sein Ernst in den folgenden Tagen aber, sein absichtliches Meiden jeder Berührung mit ihr, schien ihr bald empörender, stolzer Undank. Doch schwankte sie noch in Zweifeln, als es ihr endlich gelang, mit ihm unter vier Augen Erklärung gegen Erklärung zu wechseln. Als er ihr, neben schmeichelhaftesten Verbindlichkeiten, bloß von Hochachtung und ehrerbietiger Freundschaft sprach, als sie ihre längst für ihn gehegten Empfindungen, er hinwieder seine unwandelbaren Grundsätze äußerte: wandte sie ihm

jählings den Rücken zu und verließ ihn, Glut im Gesicht und Thränen im Auge. Es war nicht Glut der Scham, sondern des inbrünstigen Hasses; es waren nicht Thränen des Schmerzes, sondern zornigen Stolzes.

Mit dieser entscheidenden Stunde endete zwischen Beiden jeder gesellige Umgang und Verkehr. Sie wohnten im gleichen Hause, und begegneten sich selten. So oft sie einander nicht ausweichen konnten, war jede Bewegung der unversöhnlichen Dame eine Beleidigung für den ehemaligen Günstling. Sie begab sich bald darauf nach Paris und wußte von da aus, durch ihre Agenten und Diener und Buchhalter, ihm der ewigen Plagereien und ärgerlichen Widersprüche in Geschäftsdingen so viele anzuzetteln, daß er einsehen mußte, seines Bleibens könne hier nicht länger sein. Auch legte man ihm selber nahe, es sei, des Friedens willen, eine Auseinandersetzung der gemeinsamen Angelegenheiten, mit dem Sachführer der Frau Bellarme, und Trennung am gerathensten.

Ohne Zögern und Bedenken willigte er ein. Doch verfloß fast ein halbes Jahr mit Aufnahme der Waarenvorräthe, mit Untersuchungen des Rechnungswesens und Scheidung der gegenseitigen Ansprüche. Daneben kamen der verwickelten Fälle mehr denn einer zum Vorschein, deren Lösung nur in Prozessen gesucht werden konnte. Es blieb nicht verschwiegen, daß Frau Bellarme selbst die Geschäftigste war, mit schadenfroher Lust, wo sie konnte, die Fäden zu verwirren. Veit jedoch ließ sich lieber Nachtheil und Ungerechtigkeit gefallen, statt zweifelhaftes Recht vor Gerichten auszufechten.

Er berichtete den plötzlichen Wandel seines Schicksals, mit allen Umständen nach Hause. Zwar klagte er bitter über verschiedene Verluste und unbilliges Verfahren der Frau Bellarme, oder ihrer Sachführer. Aber er verhehlte auch nicht, daß er im Bewußtsein der Unschuld zufriedener sei, unverdiente Kränkungen

zu dulden, als Andern zu verursachen. Fast mehr noch, als das eigne Gewissen, tröstete ihn der Beifall der Aeltern.

„Hast wohlgethan, mein braver Junge!“ schrieb ihm Vater Jonas: „Komm heim, wir erwarten dich mit Ungeduld. Undank ist der Welt Lohn. Nun man dich gebraucht hat, stellt man dich hinter die Thür. Dacht' ich mir's doch gleich anfangs, daß es zwischen dir und der Wittwe kein gutes Ende nehmen werde. Es ist gewißlich wahr: junger Wittwen led'ge Haut schreit nach Hochzeit überlaut. Wie fromm und züchtig sie immerhin nach ihres Mannes Tod gethan, du hast's erfahren, wie eine aus Noth frischgebackne Tugend unverdauliche Waare bleibt. Sobald Keuschheit einmal zum Tanz gehen will, tanzt sie auf gläsernen Schuhen. Freilich hättest du mit der Dame ein vornehmer Herr werden können; aber besser, du bist ein freier Herr geblieben. Wer bei wenigem Gut eine reiche Braut nimmt, ist nachher doch nur erster Kammerdiener seiner Frau.“

„Unsre neue Handwerksschule steht im Blüthenglanz. Sie wird dich freuen. Aber es ist noch viel zu thun übrig. Drum komm' zurück und hadre nicht mit Advokaten; sie sind die schlimmsten Taschenspieler. Ein magerer Vergleich macht satter, als ein fetter Prozeß.“

---

23. Der Sündenlohn.

Mehr, denn drei Jahre lang, war Veit vom Vaterhause entfernt gewesen. Wie freut' er sich, es wieder zu erblicken, und fortan Freude und Stütze seiner Aeltern zu werden, denen sich schon die Tage des Alters naheten. Jetzt noch standen sie in voller Kraft des Lebens, der Vater hoch in den Fünfzigern, die Mutter in den Vierzigern.

Bald endlich hielt ihn nichts mehr zurück. Das Geschäft der Auseinandersetzung mit Frau Bellarme war vollständig abgethan, sein gesammtes Vermögen in gute Wechsel verwandelt; der Koffer gepackt.

Da empfing er noch, wenige Tage vor der Abreise, einen Brief, der sein Gemüth in ungewöhnliche Bewegung brachte. Erstaunen, Schmerz und Mitleiden wechselten, während des Lesens in ihm. Der Brief kam aus einer kleinen Stadt am Rhein. Er kam von Ida, die sich noch Ida Kürbis unterschrieb, statt Gräfin Ida Zarinsky, wie man hätte glauben sollen. Es lautete darin folgendermaßen:

„Ich weiß nicht, o Unvergeßlicher, ob ich Du oder Sie sagen soll? Du nennt dich täglich mein Herz; Du nenn' ich dich in den süßesten meiner Träume. Aber, wie ich von einem durchreisenden Herrn vernehme, der Sie kennt, der mir von Ihnen viel erzählen mußte, — Sie sind in hohem Wohlstand; Sie sind reich, und ich dürftig, verlassen, krank, der Verzweiflung und dem Grabe nah. Jener Betrüger und Verräther, jener Zarinsky, der mir Unschuld, Ehre, Vermögen und theuren Vater, der mir meine ganze Zukunft raubte, war ein lüderlicher Abenteurer, ein Komödiant, ein Spieler. Zu Prag ließ er mich, wenige Monden nach unserer Flucht von Altenheim, treuloser und diebischer Weise im Stich. Meine letzten Kleinodien, meine ganze Baarschaft nahm er mit sich. Wohin er damit gekommen ist, hat man nie erfahren. Eben so unbekannt ist mir das Schicksal meines Bruders geblieben. Er soll, heißt es, im Elsaß wegen eines Verbrechens, gefangen und nach Toulon auf die Galeeren geführt worden sein."

„Nun sitz' ich trauernd da, eine reuige Sünderin in Thränen, eine büßende Magdalena! Ach, wie manche brave, aber eitle Bürgerstochter, die über ihren Stand hinauswollte, wie ich, ließ sich durch Schmeicheleien und Schwüre vornehmer junger Herren

verblenden und verführen! Ach, hätt' ich, edler Freund, Ihren Winken gefolgt! Hätt' ich einen ehrlichen, fleißigen, wenn auch armen Handwerksmann geheirathet, jetzt würd' ich eine glückliche Hausfrau sein. Freilich, meine lieben Aeltern — — Doch nein, ich will sie nicht anklagen. Ich trage alle Schuld. O hätt' ich dich, du Liebling meiner Kindheit, du noch immer der Engel meines Lebens — — aber ich darf nicht. Ich will schweigen. Mein Himmel ist verloren."

„Und dennoch wend' ich mich im Kummer eines zerrissenen Herzens noch an Sie, Engel meiner Kindheit; an Sie, den das Glück wunderbar begünstigt hat. Helfen Sie mir. Ich wohne hier im Städtchen bei einer frommen, ehrwürdigen Matrone, Madame Schlakker, die sich meiner mütterlich angenommen hat. Sie will mich in ein wohlthätiges Frauenstift einkaufen, wo ich meine Tage in frommen Uebungen der Andacht, und von der sündigen Welt abgeschieden, leben könnte. Nur fehlen mir noch zur Einkaufssumme 1000 fl. — Helfen Sie der armen Ida, die Sie einst *Ihre* Ida nannten. Sie sind reich. Bist du aber auch noch der gutherzige, zärtliche, liebenswürdige Veit von ehmals? O, verlaß mich nicht in meiner Noth! Antworte mir!" — —

Der Brief war noch länger. Er schloß mit Klagen und Gebeten zu Gott. Einige leichte blasse Flecken auf dem Papiere schienen der Nachlaß dabei geweinter Thränen zu sein. Veit, nach kurzem Ueberlegen, entschloß sich, ihr, die doch die Liebe seiner frühern Jahre gewesen, und nun durch Hochmuth der Aeltern und eigenen Leichtsinn eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts geworden war, Hülfe zu bringen. Statt ihr die verlangte Summe durch die Post zu übersenden, zog er vor, einen kleinen Umweg auf der Reise zu machen, die Unglückliche selbst noch einmal zu sehen, und, genauer von ihren gegenwärtigen traurigen Verhält-

nissen unterrichtet, ihr ein erträgliches Loos für die Zukunft zu bereiten.

Mit diesem menschenfreundlichen Vorsatz reiste er nach Paris, um der Frau Bellarme einen Abschiedsbesuch zu geben, den sie aber abwies. Darauf ging er über den Rhein nach Deutschland.

Sobald er das von Ida bezeichnete Städtchen erreicht hatte, begab er sich, obgleich es schon spät am Tage war, in die Wohnung der Dame Schlakker. Es war dies ein altes zusammengeschrumpftes Mütterchen, welches in ihrem von allerlei Dünsten durchdufteten, kleinen Kramladen saß, Tabak, Käse, Butter, Theer, Oel und Kerzen feil zu haben. Er hatte sich von der „frommen, ehrwürdigen Matrone" eine ganz andere Vorstellung gemacht.

„Was geht mich das lüderliche Weibsstück an?" fuhr sie belfernd auf, sobald er den Namen Ida Kürbis nannte: „Ich habe die Dirne längst aus dem Hause gejagt. Sie ist mir zur Stunde noch sieben Gulden fünfzehn Kreuzer schuldig. Ich habe aber Arrest auf ihren Lohn legen lassen. Ich bin eine ehrliche Frau, und dulde bei mir im Hause keine Schandwirthschaft. Packen Sie sich, Herr. Suchen Sie die wüste Kreatur anderswo."

Der arme Veit war nicht wenig über einen so unhöflichen Empfang und über dergleichen harte Aeußerungen gegen die schöne Tochter des Herrn Gideon betroffen. Er blieb jedoch gelassen; vermuthete bloßes Mißverständniß und versuchte sich deutlicher zu erklären. Allein die mürrische Alte fertigte ihn kurz ab, und deutete mit der dürren Hand auf die Hausthür, indem sie sagte: „Ist Ihnen an der Mamsell so gar gelegen, dann suchen Sie sie in ihrer Wohnung beim Schneider Läpplein in der stänkrigen Rosengasse auf. Jetzt aber ist sie nicht zu Hause; sie spielt diesen Abend auf dem Theater."

Mehr erfuhr er nun nicht. Er konnte, was er gehört hatte, durchaus nicht glauben. Es stand in zu rohem Widerspruch mit

dem Briefe, welchen ihm Ida, die „büßende Magdalena", geschrieben. Er ging verlegen und verdrossen durch die Gassen, und ließ sich den Weg zum Theater zeigen, wo eine Bande wandernder Schauspieler dem genügsamen Publikum der Stadt ihre Kunststücke zeigte. Er kam noch zum letzten Aufzug und sah gleich bei seinem Eintritt ein junges auf der Bühne herum hüpfendes Mädchen, welches in der fröhlichsten Mode-Unschuld dem zankenden Oheim gestand, statt eines Anbeters ein volles halbes Dutzend zu haben. So wenig Veit, eine Stunde vorher, im Laden der ehrwürdigen Käsekrämerin, seinen Ohren geglaubt hatte, eben so wenig verließ' er sich jetzt auf seine gesunden Augen. Er drängte sich der Schaubühne näher. Aber die im Flitterputz Umhergaukelnde — sie war es, sie blieb es. Das Herz zog sich krampfhaft in seiner Brust zusammen.

Er erwartete die Komödiantin, nach Beendigung des Stücks, am Ausgang des Gebäudes. Denn sprechen wollte er sie. Aber als sie erschien, vertrat ihm ein dicker Dragoner-Offizier den Weg. Der Offizier blieb an ihrer Seite, und zog sie endlich, nachdem sie einigen Widerstand geleistet, mit sich in ein Haus. Voller Entsetzen, Bekümmerniß und Abscheu, begab sich Veit in seinen Gasthof. Er verlangte nicht weiter, die Entehrte, die Tiefgesunkene zu sprechen.

Und doch, andern Morgens, änderte er den Sinn. Es war ja noch Möglichkeit, das unglückliche Geschöpf vom gänzlichen Seelenverderbniß zu retten. Selbst jener Brief, wenn auch aus Lügen und schönen Worten zusammengesetzt, schien noch auf solche Möglichkeit hinzudeuten. Er wollte ihre Schulden bezahlen und sie überreden, mit ihm nach Altenheim und in die Arme ihres Vaters zurückzukehren.

So suchte er ihre Wohnung auf. Er trat in ihr Zimmer, wo er sie in nachlässig umgeworfenen, schmutzigen Nachtkleidern, beim

Auswendiglernen einer ihrer Rollen, fand. Sie sprang bei seinem Anblick erschrecken auf und starrte ihn einige Augenblicke sprachlos an. Doch faßte sie sich bald, eilte ihm mit schauspielerhafter Begeisterung entgegen, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken und rief: „Süßer Junge! Du selber? Gott, welche Seligkeit!“

Er schob sie sanft von sich und betrachtete sie eine Zeit lang voll stummen Mitleids. Die Jugendfrische war von ihr gewichen. Aus den eingesunkenen Augen leuchtete nur noch leichtfertig-frecher Sinn. Die Züge des bleichgelben Gesichts waren noch die ehemaligen; aber von wüster Lebensweise schärfer gegraben und entstellt; die weiland blühenden Rosenwangen etwas hohl und deren sonst glatte, zarte Haut, vom Bleiweiß, oder anderer Schminke zerfressen.

„Arme Ida!“ seufzte er endlich: „wie verwandelt find' ich dich wieder! Nein! Dich so zu erblicken, hab' ich nicht erwartet.“

„Nicht wahr?“ erwiederte sie, und ließ mit einem Seufzer den Kopf klagend zur Seite niederhangen, als bemitleide sie sich selber: „Nicht wahr? Auch mein Außeres hat sich sehr verändert? Ja, ich bin schwer von Gott gestraft.“

„Am Aeußern wäre wohl wenig gelegen, antwortete er mit trauerndem Ernst: „Auch Krankheit, auch Jahre konnten das verderben. Aber, Ida, du hast mehr als den vergänglichen Schmuck der Jugend verloren. Du hast deine Ehre verloren, armes Mädchen, und mit ihr die Scham. Du überließest dich einem Verführer, und wolltest selbst mich verführen. Du hast deinen armen Vater in der Noth verlassen und vergessen, und ziehst nun umher in der Welt, heimathlos; bietest Wüstlingen, wie gestern Abend dem Dragoner, Ueberbleibsel der zerstörten Reize feil. Du lebst also gewissenlos und reuelos in Ausschweifungen fort, dich und Alle betrügend. Selbst dein Brief, in dem du mich um Beistand anriefst, und dessentwillen ich hieher eilte, war, wie ich seit gestern erfah-

ren, Heuchelei. Ich, dessen Abgott du einst warst; ich, der dich nie vergessen konnte, ich, der . . ."

„Höre auf mit deinen Vorwürfen!" rief sie, indem Thränen in ihre Augen traten: „Ich weiß es, ja, ich habe gegen dich gefehlt. Sei wieder, wie sonst, mein guter, lieber Junge. Hätte ich vermuthen können, daß du dich selber hieher bemühen würdest, ich würde nicht das geschrieben, sondern gerade herausgesagt haben: Hilf mir, ich bin arm, wie eine Kirchenmaus; stecke bis über die Ohren in Schulden; habe kein Reisegeld, nicht einmal die nothdürftige Garderobe, um bei einer bessern Schauspielergesellschaft Engagement zu suchen. Nein, nein, nein, du, guter Veit, beurtheilst mich hart, sehr hart. Aber Unglück über Unglück, wie ich erfahren habe, . . ."

„Das eben ist das Schreckliche," unterbrach sie der junge Mann: „daß selbst die Gewalt des Unglücks dir nicht Muth, nicht Kraft zu edlerer Erhebung geben konnte; selbst die Gottesstrafe an dir fruchtlos verloren ging!"

„Predige nicht," entgegnete sie, ihn schelmisch anlächelnd: „Ich weiß deine schönen Sachen alle auswendig, du kennst aber meine Geschichte nicht ganz. Setz' dich ein wenig zu mir, höre mich an. Ich will dir Alles ehrlich erzählen, und du wirst anders von mir denken lernen."

Sie zog ihn mit der Hand zu sich auf ein halb zerrissenes Sofa, von welchem sie in der Geschwindigkeit einige Kleider und unreine Wäsche weggeräumt hatte. Dann erzählte sie, mit geläufiger Zunge, bald weinend, bald lachend, wie es der Text eben mit sich brachte, von ihren Abenteuern und Erlebnissen. Das Wesentliche davon war: Sie sei aus Furcht vor den Folgen ihres unvorsichtigen Umgangs mit dem Zarinsky, und weil sie deutlich den Bankerot ihres Vaters vorausgesehen, mit dem schlauen Verführer entflohen. Beide wären, als Eheleute, gereist, als vor-

nehme Herrschaft, mit männlicher und weiblicher Dienerschaft, bis das Geld zu Ende gegangen. Dann, statt auf die polnischen Güter zu gehen, habe ihr Zarinsky die Wahrheit gestanden, er sei kein Graf, sondern Schauspieler von Profession. Nur Liebe habe ihn vermocht, sie so lange zu täuschen. Beide hätten endlich Aufnahme bei einem deutschen Theater gefunden. Zarinsky sei in seinen Rollen, wie an den Spieltischen, glücklich gewesen; gegen sie selbst sehr artig, nicht einmal eifersüchtig. Er selber habe ihr reiche Anbeter zugeführt, die von ihr schön gepflückt worden wären. Als er sie endlich in Prag um ihre paar Diamanten und Geldbörsen betrogen und bestohlen und sie heimlich verlassen, sei ihr natürlich nichts anders übrig geblieben, als von guten Herren Gunst zu leben und von einem Theater zum andern zu gehen. Sie habe, sie müsse es gestehen, dennoch auch angenehme Zeiten gelebt; viele Freunde gehabt; bis sie, von einer häßlichen Krankheit heimgesucht, nach langsamer Genesung, in die dürftigsten Umstände gerathen sei. Und in diesen befinde sie sich leider noch jetzt.

Veit hörte die ekelhaften Geständnisse mit um so größerm Widerwillen, weil sie ihre bisherige Lebensweise nichts weniger, als bereute, sondern die Schuld ihres Elends und ihrer Vergehungen, auf Niederträchtigkeit der Männer und auf ihr unverdientes, widerwärtiges Schicksal warf. Sie habe, meinte sie, nicht anders in ihrer Lage handeln können. „Nicht wahr, mein süßer Junge," schloß sie ihre Rede: „Du rettest diesmal deine Ida aus der Noth? Ja, ich bin noch deine Ida! Könnt' ich dir nur noch gefallen. Wie bist du so kräftig, männlich schön geworden! Du Schelm, du hast gewiß indessen auch dein paar Dutzend Pariser Göttinnen gehabt!"

Sein Gesicht verfinsterte sich bei ihrer Frechheit. Er stand auf und sagte mit strengem Ton zu ihr: „Rede nicht mit mir die Sprache einer feilen Dirne. Ich erkenne dich nicht mehr. Willst

du gerettet sein: werd' ich dich retten. Ich nehme dich mit mir nach Altenheim, zu deinem Vater. Wir werden für deinen Unterhalt dort sorgen; dir Gelegenheit zu ehrlichem Erwerb verschaffen; du wirst wieder . . ."

„Halt ein!" fiel sie ihm mit höhnischem Lächeln ins Wort: „Das fehlte mir noch! Unter Philistern und Spießbürgern zur Schau ausgestellt werden; wohl gar Küchenmagd, oder Schneiderin werden! Geh, geh, daraus wird nichts! Muthe mir nicht zu, eine Künstlerin in solchem Grade zu erniedrigen. Lieber verhungern, mein gottesfürchtiger Kapuziner!"

„Beklagenswürdiges Geschöpf!" rief er: „Du stehst niedriger und verworfener, als das ärmste Bettlermädchen, welches noch Schamgefühl, Unschuld und Ehre bewahrt hat."

„Mein schöner Herr," erwiederte sie und klopfte ihm leise auf die Wange: „werden Sie nicht böse, wenn ich mich der Ehre schäme, die Sie mir mit Ihrem Vorschlag verschaffen wollen. Nein, Veit, nein, holder Junge, sei nicht böse! Ich weiß, du bist eine liebe, ehrliche Haut, und kannst mich nicht im Stich lassen. Auf einige Hundert Gulden kömmt's dir nicht an. Du bist reich und alte Liebe rostet nicht."

Mit diesen Worten schmiegte sie sich liebkosend ihm an, und ihre Lippen nahten sich den seinigen. Er aber entzog sich ihr mit Grausen; warf zwei Goldstücke auf den Tisch, und sagte, indem er zur Thür hinausging: „Du bist verloren! Auch nicht einmal so viel bist du werth."

Sie rannte ihm nach und schrie ärgerlich: „Du Filz, behalt' dein Almosen! Was soll mir der Quark?"

„Du wirst noch geringere Almosen vor den Thüren mit Thränen suchen!" rief er zurück und ging.

---

24. Gespräch auf der Landstraße.

Vom schwersten Mißmuth gedrückt, befand er sich wieder im Gasthof. Er mochte keinen Augenblick länger in der Stadt verweilen, die für ihn ein Schauplatz des gräßlichsten Begegnisses in seinem jungen Leben geworden war. Hätte er die Tochter des Goldschmieds auf dem Sterbebett gefunden, der Anblick würde ihn nicht so qualvoll erschüttert haben.

Noch manche Tagreise von Altenheim entfernt, übergab er seine Koffer der Post; füllte seinen leichten Habersack mit dem Nöthigsten; warf ihn über den Nacken und setzte seinen Weg zum Thor hinaus, als rüstiger Fußgänger, fort. Er empfand das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu vergessen. Darum wählte er, auf deutschem Boden, wieder die lang entbehrte Lust harmlosen Lebens eines wandernden Handwerksburschen. Der Morgen war frisch; die Gegend zwischen Saatfeldern, Hügeln und Eichenwaldungen anmuthig; — aber er konnte Ida, die Tiefgesunkene und Verwüstete, nicht vergessen.

„Und gleich ihr, wie manche dieser Unglückseligen hab' ich schon gefunden!“ dachte er: „Das ist der sittliche Mord, welchen Aeltern an ihren Kindern begehen. Das künftige Loos einer Tochter ist schwerer vorauszusehen, als das eines Knaben; und doch wird, auf alle Fälle und Unfälle des Lebens, für eine Tochter weniger Bedacht genommen, als für einen Sohn! — Arme Ida! Deine Schönheit ward dir durch der Aeltern Affenliebe und Eitelkeit zum Fluch. Statt dich vorzubereiten, einen braven Mann dereinst und ein ganzes Hauswesen, durch Religiosität, Thätigkeit, Ersparnißkunst, Reinlichkeit und Ordnungsliebe glücklich zu machen, gutes Gesinde zu erziehen und der Kinder unschuldige Herzen zu behüten; lehrte man dich Hoffart treiben, dich zieren, verstellen, kokettiren, tanzen, musiziren, deklamiren, Romane spielen, über Andre

witzeln und spötteln, um nachher selber Gegenstand des Spottes, oder Mitleids, nun des Abscheu's zu sein. Und Mütter selbst sind es, welche ihrer unerfahrenen Töchter Herz und Verstand vergiften. Arme Ida!"

Veit, der sich in der Niedergeschlagenheit des Gemüthes diesen und ähnlichen Gedanken überließ, ward darin durch eine, mit zierlicher Perlenstickerei glänzende Brieftasche gestört, die vor ihm im Staube der Landstraße lag. Er hob sie auf, säuberte sie und warf den Blick nach allen Seiten umher, vielleicht zu entdecken, wer sie verloren haben möge? Wirklich ward er vor sich, aber in ziemlicher Ferne, einen einzelnen Fußgänger gewahr, der bald stillstand, bald weiter ging, bald umkehren zu wollen schien. Veit verdoppelte seinen Schritt, bis er den Reisenden erreichte. Es war ein wohlgewachsener Herr, von angenehmen Gesichtszügen, den Vierzigern nahe, im leichten grünen Ueberrock und Strohhut, ohne alles Gepäck, wie ein Spaziergänger.

„Sie suchen, scheint's, etwas?" fragte Veit grüßend: „Haben Sie vielleicht . . ."

„Ich verlor meine Brieftasche. Hätten Sie vielleicht . . ." fiel ihm der Fremde in die Rede mit erwartungsvoller Miene.

Der junge Jordan überreichte seinen Fund dem Fremden, der mit sichtlicher Freude dankte, dann aber, wie etwas verlegen, fragte: „Sahen Sie den Inhalt?" Auf Verneinung des glücklichen Finders hin, wiederholte der Andere seinen Dank noch lebhafter und beide setzten gesellschaftlich den Weg mit einander fort. Ihr Gespräch, das lange über Alltägliches umherschweifte, ward für sie bald anziehender, als sich in Frag' und Antwort ergab, daß Einer wie der Andere Paris und London kannte, aber jeder von anderer Seite Leben und Werth dieser Städte aufgefaßt hatte.

„Doch ging's mir," sagte der Fremde: „merkwürdig! fast nirgends auf der Reise so arg, als hier, in dem verwünschten

Ländchen, dessen Boden wir jetzt bewandern. Heut also die Brieftasche verloren; vorgestern auf der elenden Fahrstraße den Reisewagen gebrochen! Im Marktflecken, hinter uns, kein Wagner, kein Schmied, weil gestern, ich weiß nicht welcher Festtag war. Ich verlor einen ganzen Tag dabei, Prozessionen von allen Orten her zu sehen, und Schwärme von Bettlern und Bettlerinnen. Demungeachtet soll die prächtige Abtei neben dem Marktflecken sehr reich sein."

„Ich auf meinen Wanderschaften," entgegnete der Sohn des Gürtlers: „sah nirgends hungrige Klöster in reichen Dörfern. Fromme Einfalt gibt überall Gut und Land in todte Hand, um dafür Klostersuppen, Bettelstäbe und Anweisungen auf die Freuden der Ewigkeit anzunehmen."

Der Fremde lächelte schälkisch, setzte aber hinzu: „Nicht bloß hier, allenthalben in dieser Gegend, scheint ein träges, unwissendes Volk zu wohnen. Nur die Hauptstadt ist schön; sonst sieht man nichts, als gewerblose Städtchen, schmutzige Dörfer, und, beim besten Boden, schlechtbestellte Aecker und Wiesen. Es ist merkwürdig! Ich gestehe, ich bin erstaunt."

„Ich gar nicht, mein Herr," versetzte Veit: „Wo der dritte Theil des Jahres von Sonn-, Fest- und Feiertagen verschlungen wird, pflegen volle Kirchen, volle Wirthshäuser neben leeren Feldern und leeren Werkstätten selten zu fehlen. Die Regierungen sehen nur zu oft, vor aller Pracht in ihrer Residenz, das Elend der Dörfer nicht."

Der Reisegefährte warf einen sonderbaren Seitenblick auf seinen Nebenmann und äußerte: „Es ist heutiges Tages Mode, ich weiß es, die Regierungen anzuklagen, wenn auch die eifrigste nicht im Stande ist, in einer unbeholfenen, schwerfälligen Volksmasse das Bessere zu befördern."

„Es kömmt wohl immer darauf an, was man unter dem

Bessern versteht? Ob verminderte und gleichmäßiger vertheilte Auflagen, neben vergrößerter Freiheit des Verkehrs und Gewerbs; oder ob glänzendere Besoldungen für Höflinge, Ordensträger, Titelherren und Diener des Luxus, auf Kosten des Volks gefüttert? Ob Ballsäle, Opernhäuser und Pracht- und Lustgebäude für reiche Müßiggänger; oder ob Zwangsarbeitstätten für arbeitsscheue Lungerer, zweckmäßigere Besserungsanstalten und Strafhäuser für Sünder? Ob Gestattung von Lotterien, Schlupfwinkel der Unzucht, Liqueurbuden, die das Volk mit Lastern, die Staatskasse aber mit Geld bereichern; oder ob Stadtschulen zur Bildung tüchtiger Gewerbsmänner, Dorfschulen zur Bildung verständigerer Landwirthe. Unsere Staatsmänner und Finanzkünstler sind noch nicht im Reinen über das, was das Bessere sei."

Von diesen Worten etwas befremdet, blieb Veits Begleiter auf seiner Stelle stehen, sah den jungen Mann etwas ernster an und fragte: „Mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?"

„Ich heiße Jordan; bin aus dem Fürstenthum Altenheim; meiner Profession Gürtlergesell, doch auch Stück und Bildgießer."

„Was?" rief Jener mit einer Stimme des Unglaubens: „Gürtlergesell, Stückgießer, Bildgießer? Merkwürdig!"

„Und mit wem," hob Veit an: „wenn ich wagen darf zu fragen, hab' ich die Ehre zu . . ."

Eh' er vollenden konnte, ward ihm die Antwort: „Ich bin Graf Königsfelden. Aber, junger Mann, — also Jordan? aus Altenheim? Gürtlergesell? — Merkwürdig! Sie verrathen mehr Kenntniß und Bildung, als sonst bei Handwerksburschen einheimisch sein mag. Waren Sie vielleicht früher zu höhern Studien bestimmt?"

„Das wohl nicht," entgegnete Veit, und erzählte ohne Bedenken von der Armuth seines Vaters und Großvaters; von den Grundsätzen seiner braven Aeltern; von seinen Schul- und Wan-

verjahren, und wie er, bei nöthiger Vorbereitung in mathematischen und chemischen Vorkenntnissen, die Museen, Naturalienkabinette, Fabriken und großen Werkstätten im Auslande nicht ohne Nutzen besucht habe. Sein vornehmer Zuhörer, dessen Gesicht ein mit Verwunderung gemischtes Wohlgefallen aussprach, unterbrach die Erzählung häufig mit Fragen, bis hinter ihnen ein zierlicher Reisewagen im starken Trabe daher rollte und das Gespräch endete. Denn der Wagen hielt. Zwei Jäger sprangen hinten vom Hochsitz herab, den Schlag der Chaise zu öffnen. Ein schwarzgekleideter Herr, im Innern des Wagens, entblößte ehrerbietig das Haupt.

„Nun, mein Freund,“ sagte der Graf und klopfte vertraulich mit der Hand Veits Schulter: „ich bin Ihnen Dank schuldig. Wir sehen uns schon einmal wieder. Ich würde die angenehme Unterhaltung mit Ihnen noch gern fortsetzen. Aber ich habe Eil' vonnöthen. Leben Sie wohl!“

Damit sprang er in den Wagen; winkte dem zurückbleibenden Fußgänger noch einmal freundlich zu, und der Wagen flog davon.

---

25. Das Vaterhaus.

Wie unbedeutend dies kleine Begegniß sein mochte, half es doch auch den bisherigen Trübsinn des Wanderers ein wenig zerstreuen; bald vergaß er die entehrte Tochter des Goldschmieds, die ihm jetzt eben so widrig, als einst liebenswürdig war. Er machte seine Reise nur langsam, in Kreuz- und Querzügen durch die Rheingegenden, wo ihn die großen gewerbigen Städte mit ihren öffentlichen Anstalten, Kunstwerken, Fabriken und andern Sehenswürdigkeiten magnetisch anzogen. Selbst das, was nicht unmittelbar in sein Fach einschlug, ließ ihn nicht gleichgültig. Er wollte überall lernen, und wißbegierig zeichnete er in seinem Tage-

buch eine Menge Dinge an, die ihm späterhin wohl zu statten kommen konnten; oder knüpfte Bekanntschaften an, die ihm zu seinen Geschäften einst nützlich werden konnten.

Nach mehrwöchentlichem Umherziehen erblickte er endlich wieder die Kirchthürme und hohen Schloßzinnen von Altenheim vor sich. Es war an einem Sonnabend. In Furcht und Hoffnung: wie er seine Aeltern finden werde, schlug ihm das Herz immer gewaltiger, je heller die Stadt ihm aus dem falben Dunst der Ferne entgegenstieg. Er trat durchs Thor. Ihm schien Alles neu und fremd, obgleich sich in den Straßen wenig verändert hatte.

Ein banger und froher Schauer durchfloß ihn, als er zum Schloßplatze gelangte und neben dem stolzen, breiten Gebäude des ehemaligen Goldschmieds das kleine Eckhaus, die bescheidene Wohnung seines biedern Vaters, seiner theuren Mutter sah. Ungewiß, wie es da drinnen stehe, fürchtete er sich fast hineinzugehen. Er wandte sich fragend an eine junge blondköpfige Magd, die, vor dem Hause den Platz zu fegen, mit ihrem Kehrbesen so ämsig beschäftigt war, daß sie erschrocken zurückfuhr, als sie einen rüstigen, starken jungen Mann dicht vor sich wahrnahm.

„Kind, fürchte dich nicht!“ sagte er zu ihr: „Oder gehörst du vielleicht nicht ins Haus vom Meister Jordan?“

Das Mädchen, in der Bestürzung todtenblaß, starrte ihm stumm ins Gesicht; ließ die Arme schlaff hangen; den Besen zur Erde fallen; und stammelte, indem wieder glühendes Roth Stirn, Wangen, Kinn und Hals überzog: „Mein Gott! Nein, du selbst, Veit? Es ist nicht möglich!“

Der von dieser Unbekannten, wie ein alter Bekannter, Angesprochene, schaute ihr betroffen in das jugendlich-schöne Antlitz und in die ihn anblitzenden blauen Augen und rief: „Es ist nicht möglich! du wärst — wie bist du so groß geworden? Christiane, du? Bist du es?“

Das Mädchen ließ den Verwunderten stehen; ließ den Besen liegen; eilte mit Geschrei ins Haus zurück: „Veit! Veit ist da! Veit!“

Er folgte ihr. Sprachlos und zitternd erblickte er im Hausgang seine Mutter; und zitternd und sprachlos sank diese in seine Arme. Bald eilte auch Vater Jonas aus der Werkstatt mit hastigen Schritten daher, und wie rußig vom Rauch und Kohlenstaub auch sein Gesicht war, umhalsete er seinen Liebling.

„Nun, du dummes Ding!“ schrie er fröhlich, und warf Christiane, die bewegungslos dastand, dem Angekommenen zu: „Kennst du den Jungen nicht mehr? Heiß ihn willkommen, du Närrchen.“ Sie lag schweigend an seinem Herzen. Ihre Lippen brannten gegen die seinigen. Eine Thräne fiel warm von ihren Augen auf seine Wangen.

„Feierabend! Feierabend!“ schrie der Alte zu einer Werkstatt hinein; kehrte zurück und packte noch einmal mit den nackten, sehnigen Armen den Sohn, um ihn von Neuem zu herzen.

Doch wozu hier die Freudetrunkenheit der kleinen Familie schildern? Nicht diesen, nicht den folgenden Tag ward man so bald wieder nüchtern. Auch Herr Gideon Kürbis mischte sich in den häuslichen Jubel. Aber er ging gebückt einher; schien älter zu sein, als er wirklich war; und in seinen Blicken lag ein etwas schmerzlicher Ausdruck, selbst wenn er lächelte. Veit wagte nicht, ihn aufs leiseste an Vergangenes zu erinnern; noch weniger vor ihm von der Schauspielerin Ida, oder dem Galeerensträfling Edwin Erwähnung zu thun.

Veit war selig. Er glaubte es nie in dem Maße gewesen zu sein. Er lebte ein neues Leben im geliebten Vaterhause, in beständiger Nähe der Aeltern, im Umgang der lieblich aufgeblühten Christiane, die seinem Herzen, bald so nahe, wie eine wirkliche Schwester, bald noch näher, als die wirklichste Schwester, stand.

Alles, ja Alles, wie er es vor Jahren verlassen, wie er es von Kindheit an gekannt hatte, war noch dasselbe; nur Christiane nicht. Da standen noch immer die beiden alten weißgescheuerten Tannentische, doch schon mit Runzeln auf der Oberfläche von hervorgetretenen Längefasern des Holzes; da noch die Strohsessel, und Mutter Martha's Lehnstuhl am Fenster, vor welchem er, sonst, als Kind, seine Lektion hergesagt hatte; da hing noch der nämliche kleine Spiegel zwischen den Fenstern; und die Wälderuhr am Ofen ließ noch immer das trauliche Tik Tak ihres Pendels lauten. Vater Jonas in seiner erweiterten Werkstatt, mit mehreren Gesellen und Lehrburschen, hämmerte, löthete, feilte und formte noch immer vom Morgen bis Abend, wie ehemals; die edle Hausfrau flog geschäftig, wie eine Biene umher; sie besorgte die Wirthschaft ohne Magd, seit Christiane herangewachsen war.

So ward auch Veit mit Freudigkeit, der er sonst im Hause gewesen. In einfach ausgestatteten Zimmern des obern Stockwerks, die ihm Martha zur Wohnung eingerichtet hatte, vergaß er die prachtreichen Säle, Boudoirs und Vorzimmer von London, Paris und dem Bellarmischen Landgute, Gobelintapeten und Gemälde in Goldrahmen, alle Bequemlichkeiten glänzender Möbel und kunstreiche Gaumseligkeiten der Tafel mit Silbergeschirr.

Ohne Verzögern rüstete er gleich in den ersten Tagen schon das Erforderliche zur Anlage seiner Gießereien. Dazu war großer Raum vonnöthen. Aber das weitläufige Nebenhaus gewährte ihn zum Ueberfluß. Steine und Bauholz wurden herbeigeführt; die ehemaligen Gartenanlagen des Herrn Gideon Kürbis, welche bis an die außer der Stadt gelegenen Wiesen rührten, wurden zur Hälfte zerstört; Wagenschopfen, Pferdeställe und andere entbehrliche Gebäulichkeiten des Hofplatzes hinter dem Hause in Schmelzhütten, Kohlenschopfe und Werkstätten mannigfaltiger Gattung verwandelt. Bald kamen Vorräthe von rohen Metallen an, von

Instrumenten und Geräthschaften, aus entfernten Städten und Fabriken verschrieben. Veit hatte seine Reisen zu diesem Zweck wohl benutzt und unterwegs vortheilhafte Verbindungen und Uebereinkünfte mit Mechanikern und Großhändlern geschlossen.

Eh' das Alles noch ganz vollendet war, wie es werden sollte, erschienen schon die von ihm unterwegs geworbenen Gesellen und Arbeiter; hörte man schon das Geräusch und Getöse von Amboßen, Hämmern, Drehstühlen, Sägen, neben breiten Rauchsäulen, die hoch über den Dächern zerflossen; und las man, über der Hauptpforte des großen Gebäudes am Schloßplatz, auf einem Schilde, in Goldschrift die Worte: „Glocken- und Stück-, Roth- und Gelbgießerei von Veit Jordan."

In Altenheim war eine Gießerei dieser Art und dieses Umfangs die erste. Selbst kleinere Gußwaaren, wie Küchen- und Apothekermörser, Faßhähne, Leuchter, metallene Walzen, Hausglocken u. s. w. wurden großen Theils vom Auslande bezogen. Der junge Anfänger hatte unmäßig zu schaffen, wie man denken kann. Ueberall gab er Anleitung; vertheilte und prüfte er Arbeiten; lehrte er bessere Handgriffe und geschickte Anwendung neuerfundener Werkzeuge; half er Modelle schnitzen und wohlberechnete Formen bilden; oder er saß in einem besondern Laboratorium bei Schmelztiegeln, oder an seinem Schreibepult zur Entwerfung von geschmackvollen Zeichnungen und Besorgung seines Briefwechsels. Daneben war er allsonntäglich der eifrigste Lehrer in der vom Hof-Gürtlermeister gegründeten Schule für Handwerker.

---

26. Ueberraschung um Ueberraschung.

Diese Rastlosigkeit, mit Sachkunde und umsichtiger Klugheit verbunden, blieb nicht ohne Erfolg. Er war nach kurzer Zeit im

Stande, Jedem im Fürstenthum, der kleine Gußwaaren zu eigenem Gebrauch oder zum Handel bedurfte, deren zu liefern, feiner und stärker gearbeitet, dennoch mäßigern Preises, als man sie bishin aus entfernten Orten erhalten hatte. Am Ende des ersten Jahres empfing er sogar Bestellungen von ihm bekannten auswärtigen Handlungen und goß er schon, für eine benachbarte Dorfgemeinde, die erste Kirchthurmglocke.

Der junge Meister hätte wohl zufrieden sein sollen; und doch war er's nicht; und immer weniger, als er sich aus dem gröbsten Wirrwarr der Geschäfte und Sorgen hervorgearbeitet, Allem in fester Ordnung geregelten Gang gegeben hatte, so daß ihm wieder manche Mußestunde frei blieb. Er hätte sie lieber mit ganz andern Dingen, als nur mit oft überflüssiger Beaufsichtigung seiner Angestellten, ausgefüllt. Denn die Pläne, mit welchen er nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte er sich von ziemlich hochfliegender Art geschaffen. Dahin gehörte unter andern, sich nicht mit des Vaters Sonntagsschule zu begnügen, sondern eine großartige Gewerbschule für Künstler, Fabrikanten und Handwerker zu gründen, wie er sie in Paris, München, Karlsruhe und andern Städten bewundert hatte.

Darauf mußte er nun leider verzichten. Denn er hatte auf Unterstützung vom alten, guten Fürsten von Altenheim gezählt, bei welchem Vater Jordan wohl angeschrieben stand. Allein der Fürst lebte nicht mehr. Schon anderthalb Monate vor Veits Ankunft, hatte ihn ein Schlagfluß zu den Leichen seiner durchlauchten Vorfahren im Erbbegräbniß versammelt. Der neue Regent, ein Neffe des Verstorbenen, der bisher im Heerdienst einer auswärtigen großen Macht eine Oberbefehlshaberstelle bekleidet hatte, schien zu einer fast überstrengen Sparsamkeit geneigt. Dieser vereinfachte deswegen die Behörden, und ihre Geschäfte; verminderte die Menge der Beamten; verringerte den kostspieligen Uniformprunk

des Militärs; ja, beschränkte sogar Feste, Bälle und allen Aufwand des Hofes. Man sah ihn selten.

Er war, wie man sagte, unaufhörlich in seinem Kabinete thätig; oder auf Bereisung der Städte und Dörfer seines Landes, wo er sich um deren geringste Zustände, Bedürfnisse und Einrichtungen erkundigte. Geld zusammen zu scharren, oder nicht außer Landes laufen zu lassen, belegte er Branntweinbrennereien und Branntweinschenken mit unverhältnißmäßig schweren Abgaben; sogar Verfertigung und Verbrauch dieses Getränks in und für eigene Haushaltungen. Er untersagte alle Glücksspiele und Lotterien im Lande, indem sowohl die entdeckten Kollekteurs, als Käufer von Loosen mit schweren Geldbußen bestraft wurden; ungerechnet andere dergleichen Anordnungen, die er, gleich beim Regierungsantritt, vornahm. Das machte der Mißvergnügten viele im Lande.

Einer derselben war, wie gesagt, nun auch Veit, obwohl er weder Branntwein noch Glücksspiel liebte.

„Es thut mir sehr leid, den schönen Gedanken aufgeben zu müssen!“ sagte er eines Tages zu seinem Vater, mit dem er nach dem Mittagessen vor den Gießereien und Schmieden im Hofplatz auf und ab zu gehen pflegte: „Die Anlagen hier, welche sich gar nicht mit denen von Bellarme vergleichen lassen, haben mir dennoch bedeutendere Kosten verursacht, als ich geglaubt. Es bleiben mir von allem Gewinn und allem in London und Paris Ersparten nur noch wenige Tausend Gulden übrig.“

„Ich glaub's!“ erwiederte Meister Jordan bedächtig mit dem Kopf dazu nickend: „Wer sich Eierkuchen backen will, muß freilich auch dazu seine Eier zerschlagen. Ich kann dir nicht helfen, bin ein Habenichts, aber froh, nach und nach die Schuld für das Kürbis-Haus, bis auf eine Kleinigkeit, abgetragen zu haben.“

„Aber Herzensvater, was meinst du? Soll ich mich an unsern neuen Fürsten wenden? Oder was erwartet, was hofft man

eigentlich von ihm? Die Urtheile über ihn widersprechen sich zu sehr."

„Nun, Kind, in Hoffnung schweben, macht ja süßes Leben! Er wenigstens hat es nicht an schönen Verheißungen in seinen gedruckten Proklamationen fehlen lassen, die bei seinem Einzug, an alle Straßenecken gekleistert, zu lesen waren. Nun denn, wir wollen die goldenen Zeiten abwarten. Alle Kirschbäume hängen im Frühjahr voller Blüthen; kömmt man aber nachher, die versprochenen Kirschen zu holen, zieht man mit leerem Korbe heim. Schlag' dir das vor der Hand aus dem Sinn. Ich wollte dir eigentlich heut von ganz andern Dingen reden."

„Und doch, lieber Vater, und doch wär' es für unser gesammtes Land das wohlthätigste Unternehmen. Unsre Handwerker, ich überzeuge mich täglich mehr, gehen immer abwärts. Es wird noch dahin kommen, daß man ihre schwierigsten Arbeiten mit Maschinen verrichtet, schneller als mit den fertigsten Händen."

„Hast Recht, Veit. Vorzeiten konnte man sagen: Handwerk hat goldnen Boden! Heut heißt's: Handwerker müssen Kunstwerker werden, sonst stehen die Fabriken auf goldnem Boden und die Handwerker im Koth. Dein Ziel ist gut und löblich; behalte es nur fest im Auge!"

„Ich halte es fest," entgegnete der junge Mann mit Begeisterung: „Aber ich bedarf zur Ausführung der guten Sache einer mächtigen Stütze!"

„Freundchen, eigne Beine sind die besten Stützen," versetzte der Vater: „an Krücken hinkt man, und wären sie von Elfenbein oder Mahagoni. Glaub' mir's! Sei lustiger Dinge. Damit dir auf dem langen Wege zum Ziel aber die Füße nicht ermüden und du den Muth verlierst, nimm dir noch zwei gesunde Beine dazu. Das ist mein Rath. Zum Beispiel Christianens Füße; ich weiß,

sie gibt sie dir gern, und du hättest sie gern. Das haben wir längst bemerkt, Mutter und ich.

Bei diesen sehr unerwarteten Worten stand Veit stumm da, mit einer Glut, wie vom Wiederschein seiner Schmelzöfen übergossen. Dann ergriff er tiefbewegt und heftig des Vaters beide Hände und rief:

„Herzensvater, ist's dein reiner Ernst? Ist er's wirklich? Du und die Mutter äußerten immer und immer, ich müße für meine Geschäfte ein reiches Mädchen suchen; darum, nur darum fürchtete . . .“

„Aber ist Christiane,“ fiel ihm der Alte in die Rede: „ist sie nicht die reichste Bürgerstochter der ganzen Stadt? Welche von Allen darf sich ihr an Vermögen und Reichthum des Geistes und Herzens, Kenntniß und Ameisenfleiß, schöner Demuth und tugendhafter Hoheit gleichstellen?“

Veit wollte eben in das Lob einstimmen, sein Entzücken aussprechen, als die Unterredung durch eine neue Ueberraschung abgebrochen wurde. Einer der Arbeiter kam eilfertig herbeigesprungen, und meldete, daß dem jungen Herrn Jordan von einigen Offizieren nachgefragt werde.

Wirklich traten drei Personen in den Hof, zwei in Uniform, welche den Rang höherer Artillerie-Offiziere andeutete; der dritte in bürgerlicher Kleidung, schwarzem Frack und rundem Hut. Meister Jonas zog sich zurück; sein Sohn ging unmuthig und verdrossen den Kommenden entgegen. Einer der voranschreitenden Offiziere sagte, indem er auf den Herrn im Frack zurückwies: „Seine Durchlaucht, der Fürst, verlangt Ihre Gießereien zu besichtigen.“

„Der Fürst?“ stammelte Veit etwas bestürzt, warf einen ängstlichen Blick auf sein Schurzfell, seine aufgestreiften Hemdärmel und die nackten, rußigten Arme. Sein Auge suchte den

Fürsten. Da trat ihm der wohlbekannte Graf von Königsfelden entgegen und sagte: „Richtig! Sie sind es selbst! Kennen Sie mich noch? Der Graf von Königsfelden erlaubte sich, Sie auf jener Landstraße ein wenig zu belügen."

„Ihre Durchlaucht wolle geruhen . . ." stammelte der verlegene Glockengießer: „Mein Anzug in diesem Augenblick . . ."

„Possen!" unterbrach ihn der Fürst: „Schurzfell und Arbeitskittel ist des Handwerkers wahre Galakleidung. Darin darf er würdig vor jedem König stehen! Ich bin Ihr alter Schuldner, . . . wissen Sie noch, die Brieftasche? — Ich möchte abzahlen. Sie sind Stückgießer. Ich habe fürs Zeughaus eine Batterie Achtpfünder nöthig. Darüber werden diese beiden Herren mit Ihnen ausführlicher sprechen. Der alte Professor der Physik am Gymnasium hat mir von Ihren Plänen gesprochen; mir Ihren Entwurf zur Gründung einer höhern Gewerbschule mitgetheilt. Trotz aller im Lande bestehenden Gewerbsfreiheit, mein Freund, dürfen Sie mir so wenig, als ich Ihnen, ins Handwerk fallen. Ich treibe mein Regenten-Metier gerne selbst. Aber Ihr Rath wird mir lieb sein. Künftig mehr davon! Ich werde Sie zu mir rufen lassen. Jetzt führen Sie mich in alle Ihre Werkstätten umher. Ich weiß, Sie geizen mit der Zeit; ich ebenfalls."

Damit schritt er vorwärts, ohne Antwort zu erwarten. Veit, ganz verblüfft von Allem, was er vernommen, folgte. Er gewann erst wieder Sprache und Fassung, als er dem wißbegierigen Fürsten über Verfertigung der mannigfaltigsten Waaren hundert und hundert Fragen beantworten mußte. Der Besuch dauerte einige Stunden. Der Fürst äußerte Zufriedenheit. Als dieser endlich die geräumigen Anlagen verließ, nahm er den Sohn des Gürtlers beiseite und sagte:

„Junger Mann, ich danke Ihnen. Sie sind im Besitz von mehr Kenntnissen, als ich erwartete, und von gemeinnützigern Gesin-

nungen, als Viele, die höher stehen. Ich werde Sie gebrauchen. Bisher hab' ich in Verwaltung meines Landes, wie billig, nur Schutt weggeräumt, altes Flickwerk abgerissen. Jetzt bin ich daran, neu zu bauen. Wir sprechen uns weiter. Ich werde Sie zu mir rufen lassen. Wegen der Batterie wenden Sie sich an die beiden Artillerie-Obersten. Die polytechnische Schule ist aber meine Sache, sag' ich Ihnen."

Hiemit empfahl er sich.

Ende gut, Alles gut.

Als am Abend die Familie des Hofgärtlers traulich beisammen saß, glich jeder und jede den Seligen des Himmels. Es wäre schwer zu sagen, wer von ihnen sich am glücklichsten glaubte, ob das junge Brautpaar, oder das Aelternpaar? Jonas hielt die treue Martha neben sich im Arme. Beide blickten segnend auf ihre Kinder, die ihnen gegenüber einander umschlungen hielten. Tausend Dinge wurden durcheinander besprochen; Gnade und Herablassung des Fürsten; Anfertigung des Geschützes; Vorrichtungen dafür; Gewinn davon; Gründung der neuen Lehranstalt; andre Absichten des Landesherrn; am ausführlichsten aber, ganz natürlich, die künftige Haushaltung der beiden jungen Leute. Es ward einstimmig beschlossen: Es müsse Alles bleiben, wie es bisher gewesen; Aeltern und Kinder unter gleichem Dache, am gleichen Tische; Alles mit einander gemein; Lust und Leid; Einer des Andern Hülfe, Hoffnung und Trost.

Und dabei blieb's. Schon folgenden Sonntags ward die Hochzeit verkündet, und einige Wochen später in eben demselben Lustgarten vor den Thoren, in eben der Laube, eben so einfach, gefeiert, wie vor beinahe dreißig Jahren die Hochzeit der Aeltern.

Außer Herrn Gideon Kürbis und einem alten Professor, Veits ehemaligem Lieblingslehrer, sah man dabei nur wenige Gäste geladen. Es waren zwei wohlhabende, achtbare Bürger mit ihren Frauen, welche sich dem Jordanschen Hause sehr anhänglich und befreundet schon seit Jahren erwiesen hatten; Handwerker denen Meister Jordan, bei Anfang ihres Gewerbes, Rathgeber und Vorbild geworden und geblieben war. Frohe Laune, und herzliche Ausbrüche der Liebe, der Freundschaft und Dankbarkeit verschönerten das Festmahl. Auch ließ es Vater Jonas nicht an einer kräftigen Traurede fehlen, wie ehemals; nur der gefüllte Geldbeutel blieb für den Herrn Pfarrer diesmal aus. Man lebte vergnügt bis Abends beim Glase Wein beisammen, während zu Hause auch sämmtlichen Gesellen, Lehrburschen, Arbeitern und Taglöhnern, ohne Ausnahme, ein großes Festmahl den Tag verschönern mußte.

Fröhlich hatten sich insgesammt die Wohlbewirtheten, bei der Heimkehr ihrer Meister und Meisterinnen vor dem Eckhause in Reih' und Glied aufgestellt und empfingen sie mit jubelndem Lebehoch, und lärmenden Glückwünschen, so, daß auf dem Schloßplatze eine Menge der Vorübergehenden stehen blieb, Zuschauer des lustigen Getümmels zu sein.

Keinem der Begrüßten aber entging dabei das seltsame Gehaben und Thun, gegenseitige muthwillige Zunicken, Flüstern und halbunterdrückte, geheimnißvolle Kichern der alten und jungen Arbeits- und Hausgenossen. Doch nahm man es für Wirkung des guten Weins, und trat ins Haus, wohin sich die Schaar der Jubler schon vorausgedrängt hatte, und in Reih' und Glied, von der Thür bis zur Treppe, den Eingang in die Stuben des Erdgeschosses verrammelt hielt.

„Was soll's geben, Leutchen? Laßt uns ein," rief Vater Jonas: „Fehlt's noch an Wein? Ihr müßt haben, mehr, als genug."

Einer der Altgesellen trat hervor, verbeugte sich tief und hielt eine feierliche Anrede, die er mit der ehrerbietigen Einladung und Bitte schloß, das neuvermählte Paar wolle den Eintritt zuerst in seine eigenen Zimmer halten, und es durch den Segen der würdigen Aeltern weihen lassen.

„Da muß man, merk' ich, wohl gehorchen; denn ich sehe, Ihr seid hier die Stärkern!" sagte Jonas schmunzelnd und erwartete eine kleine Ueberraschung. Veit mit Christianen gingen lachend voran; Vater und Mutter folgten, und wurden nur von zwei Altgesellen begleitet, die ihnen die mit großen Blumengehängen umkränzten Thüren öffneten.

Aber welches Erstaunen befiel die Eintretenden! Alles war verwandelt. Jonas warf erst den Blick nach allen Seiten, dann kopfschüttelnd gegen Martha, die ihrerseits, wie versteinert, stehen blieb. Nicht weniger betroffen schauten Veit und Christiane die zierliche, zum Theil prächtige Ausmöblirung der Stube an, die köstlichen Umhänge der Fenster, kunstvoll geschlungen, den breiten, hohen Spiegel dazwischen, schimmernd im Goldrahmen; das Schreibpult von Akajuholz, mit argandscher Bronzelampe darüber; die glänzenden Tische; die gepolsterten Stühle; ein Sopha längs den Wänden.

Der Altgesell ward von Allen zugleich mit Fragen über Fragen bestürmt. Er zuckte stilllächelnd die Achseln, als sei ihm keine Antwort erlaubt. Er öffnete die Thür des Nebenzimmers, in welchem Veit Besuche anzunehmen pflegte. Da stand und lag Alles noch weit kostbarer ausgestattet.

„Soll ich denn lachen, oder fluchen?" rief Meister Jordan. „Oder soll ich Hexerei glauben?"

„Sprecht ohne Rückhalt!" gebot Veit dem schweigsamen Mitwisser um das geheim getriebene Spiel: „oder ich lasse den ge-

sammten schönen Plunder wieder hinaus auf die Straße stellen. Verderbt mir den heutigen Tag nicht."

Statt ein Wort zu erwiedern, überreichte ihm der Altgesell einige Schlüssel und einen kleinen Brief; lächelte dabei etwas triumphirend und sah neugierig herum, als ergötze ihn schon voraus die abermalige Verwunderung der Anwesenden.

Veit erbrach das Siegel und las:

„Herr Jordan, Sie treten, wie ich vernehme, in den Ehestand. Sie wählen eine vermögenslose Waise, deren Schatz Häuslichkeit und Tugend ist. Erlauben Sie mir, die Ausstattung derselben zu übernehmen. Ich will mich damit keiner frühern Verbindlichkeiten entledigen, sondern nur einer Familie, welche dem Lande schon durch Beispiel, Werk und Rath sehr genützt hat, ein kleines Kennzeichen meiner Dankbarkeit geben, und Sie selbst ermuntern, auf der Bahn Ihres verdienstvollen Vaters weiter zu schreiten."

„Ihr Ihnen wohlgeneigter

Gustav, F. v. A."

Veit las in großer Rührung die letzten Zeilen mit bebender Lippe. Es blieb eine Zeit lang tiefe Stille. Christiane faltete die Hände zusammen und blickte himmelwärts, wie Segen zu erflehen. Mutter Martha weinte still ihre Freudenthräne. Jonas entfernte sich ans Fenster, trocknete da die Augen und rief: „Ich sage Euch, Kinder, der Fürst da ist wahrhaftig ein wirklicher Fürst; ich sage, ein ganzer, ein wirklicher Fürst!"

Der vergnügte Altgesell aber erzählte nun auf eine Menge eilfertiger Fragen der Frauen, daß ein Privatsekretär des Fürsten erschienen sei, begleitet von einigen Dienern. Er habe im Namen Sr. Durchlaucht die Räumung sämmtlicher Zimmer des neuen Ehepaars befohlen. Jeder hätte dabei Hand anlegen müssen. Dann seien, in einer und derselben Viertelstunde, aus allen Winkeln

Tischmacher, Ebenisten, Tapezierer, Kaufmannsdiener, Fayencehändler u. s. w. mit ihren Waaren ins Haus getreten. Es wäre toller Teufelslärmen gewesen. Der Sekretär hätte aber Ordnung gehalten. In kaum drei Stunden Nachmittags habe Alles, was da sei, an seinem Platz gestanden, Kommoden und Schränke, Spiegel und Lampen, Tische und Stühle, Küchengeschirr, Kaffeegeschirr von Porzellan mit Goldrändern. Man hätte an Zauberei glauben können.

Jetzt ging's ans Beschauen der vielen Herrlichkeiten. Nichts fehlte; vielmehr Ueberfluß war's für Bedarf einer kleinen Haushaltung. Sogar Nähkissen und Nadelbüchse, Schreibzeug und Spinnrad wurden gefunden. Und mit heimlichem Lachen zog Mutter Martha ihre junge Schwiegertochter in die Schlafkammer. Da stand neben einem der Betten eine zierlich gearbeitete Wiege, mit den kleinen Kissen und Decken, vom feinsten Linnen überzogen, vollständig aufgemacht.

Hier möge die Geschichte enden. Nur beigefügt mag noch werden, daß der kenntnißreiche Stück- und Glockengießer von Altenheim wirklich mehr denn einmal zu dem anfangs verkannten, nachher vielgesegneten Landesherrn ins Schloß berufen worden ist. In der That ward, auf Kosten des Staats, im ehemaligen Gideonschen Gebäude, eine höhere Gewerbschule zu wissenschaftlicher und praktischer Vorbildung für Handwerker, mechanische Künstler und Fabrikanten, unter Leitung des jungen Jordan, errichtet. Ihn selbst ernannte der Fürst zum Direktor derselben. Tüchtige Lehrer der Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie und Technologie, so wie im Zeichnen, Modelliren und Buchhalten zu haben, wurden diese allzeit erst nach einjähriger Prüfung ihrer Leistungen, dann mit guter Besoldung, bleibend angestellt. Unter-

richt in französischer und englischer Sprache empfing man unentgeldlich am Gymnasium. Reichlich stattete auch Fürst Gustav dazu die Naturalien- und Modellsammlungen, und die technologische Bibliothek aus.

Meister Jonas, unermüdlich, blieb noch viele Jahre lang in seiner gemeinnützigen Thätigkeit wirksam. Es gelang ihm in der Hauptstadt die Gründung eines Handwerker-Bundes. Da ward von den Meistern Besseres und Wichtigeres, als vor Zeiten in den Zünften besprochen, berathen und beschlossen; z. B. welche Gewerbe fehlen noch im Lande? wie sind sie herbeizuschaffen? Was für Gesellen verpflichtet sich jeder Meister von seiner Werkstatt auszuschließen, sobald sie das Handwerk entehren, wie Saufbrüder, Spieler, Blaumontagskerle, schwindelnde Kommunistenhelden u. dgl.

Dieser Handwerkerbund aber hatte nach und nach bedeutsamere Folgen, als der Fürst anfangs davon erwartet hatte, z. B. eine jährliche öffentliche Gewerbsausstellung; eine vierteljährliche Waarenschau bei allen Meistern, durch erwählte Sachkundige, zur Prüfung der Waarengüte und Berichterstattung darüber im Rath des Bundes; eine Krankenkasse für Gesellen, eine Wittwen- und Waisenkasse für Handwerker, wozu denn Jonas wieder mit freigebiger Hand Grund legte.

Sein Sohn eiferte ihm nach. Durch Vertrauen und Gunst, deren er bei dem einsichtsvollen Fürsten bleibend genoß, gelang ihm die Ausführung manches Unternehmens, welches in vielen andern Ländern nur noch frommer Wunsch geblieben ist. Das Schullehrer-Seminar wurde mit einigem Garten-, Acker-, Reb- und Wiesenland ausgestattet und ein Lehrer der Landwirthschaft angestellt, damit die Seminaristen dereinst in den Dörfern fähig wären, die erwachsene Jugend mit den zweckmäßigsten Verbesserungen der Landökonomie bekannt zu machen. — Ein ehemaliges

reiches Frauenstift, worin bisher etwa zwanzig Töchter angesehener Familien mit vielem Aufwand im Französischen und Italienischen, in Musik, Tanz, Stickereimachen und andern Damengeschäften Unterricht genossen hatten, ward ganz aufgehoben, und statt dessen in jeder Gemeinde des gesammten Landes eine Arbeitsschule für das weibliche Geschlecht gestiftet, in welchen, statt der 20 Dämchen, bei 20,000 junge Mädchen im Nähen von Gewand aller Art, im Flicken und Stricken und andern häuslichen Verrichtungen, Anweisung und Uebung erhielten, zugleich auch an größere Reinlichkeit, Ordnung und Sittsamkeit gewöhnt wurden.

Die Wirkungen aller dieser und andrer öffentlichen Anstalten traten freilich nur nach einem Jahrzehend heller hervor; herrlicher und heller aber nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren, als ein neues, ein besseres Volk aus den verschiedenen Bildungsstiftungen hervorgegangen war. Man kennt den allgemein verbreiteten Wohlstand im Fürstenthum Altenheim, wo vorzeiten noch der fünfte oder vierte Theil der Einwohner zur ärmsten Klasse gehörte.

Die Städte verschönern sich immer mehr bei dem zunehmenden Gewerbfleiß und Kunstsinn der Bürger. Die Dörfer fordern und gewinnen von jeder Spanne ihres Bodens höhern Zins; die ehemalige Unreinlichkeit und Rohheit in Nahrung, Kleidung und Wohnung der Landleute ist fast gänzlich verschwunden. Nur noch alte Frauen und Männer, eingerostet geblieben in vieljähriger Gewohnheit und Unwissenheit, klagen über Verschlimmerung der Zeiten; klagen, beim Anblick gesitteterer Lebensweise, über Ueppigkeit und Hoffart der heutigen Welt; beim fortschreitenden Aussterben des Aberglaubens, über Verfall der Religion und über Unglauben der Menschen. Sie meinen, der jüngste Tag der Welt schaue klar zu den Fenstern herein.

Meister Jonas aber, als schon die siebenziger Jahre sein Haar versilbert hatten, stand, fast noch einem kräftigen Dreißiger

gleich, hochbeglückt neben der frommen Martha, im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder, verehrt von seinen Mitbürgern, verehrt von seinem Fürsten. Oft erzählte er noch von seiner Knabenzeit, wie er da mit Vater Thaddäus, dem Kesselflicker, hausirend umhergezogen war; und das Gesicht glänzte ihm, von innigem Vergnügen, wenn er mit jener Zeit die großen Verwandlungen verglich, von denen er sich nicht einbilden konnte, daß er auch selber großen Antheil an ihrem Dasein gehabt habe. Dann pflegte er zu rufen: „Hab' ich's nicht immer gesagt? Nur heller Verstand im Kopf, Liebe des Nächsten im Herzen, Genügsamkeit im Magen und Arbeitsamkeit in den Fingern — dann hat Handwerk goldnen Boden!"

Die Branntweinpest.



1. Der Reisegefährte.

Auf meiner Reise von England machte ich eines Tages angenehme Bekanntschaft, in einem Gasthof, mit einem liebenswürdigen jungen Herrn. Er fiel mir eben so sehr auf durch seine männliche Schönheit und durch Anmuth seines Betragens, als durch sein niedergeschlagenes Wesen. Er sprach wenig. Als er aber zufällig hörte, daß ich ein Schweizer sei, reichte er mir mit traurigem Lächeln die Hand, nannte mich Landsmann, und lud mich zuletzt sogar ein, ihm bis in die Schweiz Gesellschaft, in seinem bequemen Reisewagen, zu leisten. Ich nahm es mit Vergnügen an.

Unterwegs erfuhr ich, daß er Fridolin Walter heiße, und Arzt sei. Er hatte einen reichen Lord und dessen Familie vier Jahre lang auf Reisen durch Europa begleitet, und war durch dessen Dankbarkeit und Freundschaft nicht nur im Besitz eines unabhängigen Vermögens, sondern auch eines lebenslänglichen Jahrgehaltes. Er hatte dem Lord und einer Tochter desselben, durch seine Kunst, das Leben gerettet.

„Da Ihr das gekonnt habt, lieber Doktor," sagt' ich: „so könntet Ihr mir vielleicht auch helfen." Ich klagte ihm, daß ich seit geraumer Zeit Beschwerden des Magens, schlechte Verdauung, öfters am Morgen Reiz zum Erbrechen verspüre. — Meine Klage gab zu einem sonderbaren Gespräch Anlaß. Denn er sah mich eine Weile mit seinen schwarzen Augen fest an, als wollt' er mich durch und durch schauen; dann sagte er ganz trocken: „Es kann mit Euch, Herr Landsmann, noch ärger kommen!"

— Das verhüte Gott! — rief ich erschrocken: Ich weiß nicht, was Schuld daran ist.

Er antwortete: „Aber ich weiß es schon seit einigen Tagen, da wir mit einander reisen. Der Schnapps, den ihr zuweilen nehmt, ist Schuld, wiewohl Ihr, Herr Landsmann, eben nicht zu viel trinkt, z. B. nur Morgens nüchtern etwa ein Gläschen Rum; nach dem Mittagessen ein Glas Kirschwasser zum Kaffee; Abends noch einmal zum Schlaftrunk eins."

— Ei, Ihr treibt wohl Euern Spaß mit mir, Doktor! entgegnete ich: ein Glas guten Likörs zuweilen kann nicht schaden, da ich sonst einfach zu leben gewohnt bin. Das bringt mir ein leichtes Wohlbehagen; stärkt und wärmt mir den Magen; regt meine Lebensgeister etwas an, und Alles geht zehnmal besser von statten. Ich schwör' Euch, die ganze Welt sieht nach einem mäßigen Schnapps viel freundlicher aus, als vorher.

Der Doktor erwiederte: „Ganz recht! Das ist allezeit die gute und die erste Wirkung von gebrannten Wassern. Darum liebt man dies Getränk auch allgemein. Aber die unfehlbare, zweite Wirkung ist nicht so gut; es macht Euch hintennach schläfrig, schlaff und abgespannt; schwächt Magen und Eingeweide; überreizt dabei die Nerven; zersetzt endlich das Blut in den Adern, daß es mit der Zeit wie geronnen wird; macht bei herrschenden Fiebern und Seuchen im Lande den Körper für dieselben weit empfänglicher, und wenn den Menschen irgend einmal eine Krankheit befällt, wird sie gefährlicher, als bei andern Leuten, die keiner hitzigen Getränke gewohnt sind."

— Ei, ei, Doktor, Ihr müßt es nicht zu arg machen! rief ich: das mag bei Trunkenbolden der Fall sein.

„Nein, gar nicht, Herr Landsmann!" versetzte er: „es ist wirklich schon bei Euch der Fall. Der Himmel verhüte, daß die Cholera kömmt; Ihr wäret wahrscheinlich ihr Opfer. Zu London

starben von den Cholerakranken sieben Achtel unrettbar weg, und zwar von denen, die sowohl in den höhern Ständen als in der ärmern Volksklasse, täglich gern ihren Schnapps nahmen. Ihr könnt Euch darauf verlassen und die Erfahrung hat es bewiesen, daß von zehn jungen Männern, die vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahre alltäglich nie mehr, als ein oder zwei Spitzgläser Likör trinken, nach Verlauf von zehn Jahren über die Hälfte gestorben sind und die andern vor der Zeit kränklich werden."

— Aber, bester Doktor! rief ich: Es gibt doch nicht nur Trinker, sondern Säufer, die bei ihrem Branntweinglase alt und grau geworden sind!

Der unerschütterliche Doktor erwiederte: „Dies alte Vieh aber, seht es nur recht an, hat sich nicht nur um die besten Leibeskräfte, sondern auch um die Verstandeskräfte gebracht. Seht ihren verworrenen, starren Blick; das Zittern ihrer Hände! Diese Einzelnen machen eine Ausnahme von den Frühsterbenden, aber keine Ausnahme von den Folgen ihrer Sünde. Was dem saufsüchtigen Vater nicht geschieht, das müssen die Kinder büßen. Betrachtet die Kinder? Sie sind schwächlich, gliedersüchtig, bleich; haben Drüsengeschwülste und andere Leibesschaden. Machen sie es mit dem Branntewein dem Vater nach, so sterben sie vor dem dreiundzwanzigsten Jahr."

— Nun, nun! sagt' ich: da habt Ihr freilich Recht. Ich kenne dergleichen. Aber man muß Gebrauch vom Mißbrauch unterscheiden.

„Allerdings, Herr Landsmann! antwortete er: „Auch ist der Gebrauch gebrannter Wasser häufiger, als der sogenannte Mißbrauch. Darum aber hören beide nicht auf, ihre schädliche Wirkung für den menschlichen Leib zu äußern, wie Ihr schon an Euch selber verspüret. Branntewein ist unter allen Umständen Gift. Merkt Euch das! Er dient nicht, als Getränk, zur Löschung des

Durstes; sondern umgekehrt, er vermehrt den Durst. Er dient nicht zur Nahrung, denn er hat durchaus keine nährenden Theile; sondern umgekehrt, er schwächt Euch offenbar Magen und Eingeweide. Er nützt also nichts zur Erhaltung unserer Gesundheit, sondern hilft zur Zerstörung derselben. Schon die Gesichter der Trinker, wenn Ihr ein wenig aufmerksam darauf seid, verrathen das. Die, welche in der ärmern Volksklasse nur Branntewein von Korn, Erdäpfeln, Reiß trinken, haben ein blasses, mißfarbenes, schwächliches Ansehen. Wohlhabendere, die Kirschwasser, Franzbranntewein, ausländische, starke Weine und Liköre genießen, bekommen davon ein röthliches, aufgetriebenes, kupferiges Gesicht. Gott zeichnet die Sünder."

— Doktor, sagt' ich: Ihr macht mir fast bange für mein hübsches Gesicht. Ich meine, das Schädliche im Wein und Branntewein sei der Mißbrauch und bleibe dabei. Nur Mißbrauch macht ihn zum Gift.

„Nein, Landsmann, der nicht allein!" rief der Doktor: „sondern der Weingeist ist das Gift! Mit einem bis zwei Trinkgläsern voll reinen Weingeistes kann man einen gesunden Menschen, der sonst keine starken Getränke nimmt, geradezu tödten. Vermischt mit Anderm, setzt der Weingeist Krankheitsstoffe im Leibe an. Wein und Bier, sehr mäßig getrunken, sind weniger nachtheilig, als bloßer Branntewein, weil sie weniger Weingeist enthalten. Denn in hundert Maß Bier sind höchstens nur 1 bis 2 Maß Weingeist; in unsern Landweinen enthalten 100 Maß etwa 4 bis 8 Maß Weingeist; aber gute französische Weine gleicher Menge haben 10 bis 19 Maß jenes Giftes; spanische und portugiesische aber 19 bis 25 Maß; hingegen Branntewein, Likör, Kirschwasser, Zwetschgen-, Erdäpfelbranntewein und Rum haben, in 100 Maaß, 24 bis 53 Maß Weingeist. Das macht einen Unterschied!"

— Ihr glaubt also im Ernst, Doktor, der Weingeist sei das Verderbliche, oder Giftige? Und doch braucht man ihn ja sogar zu Arzneien?

„Ganz gewiß, Landsmann, so gut, wie man Quecksilber zu Arzneien gebraucht, aber nicht zur Nahrung, oder zum täglichen Gebrauch. Weingeist ist und bleibt Gift, wie Quecksilber; durchdringt Blut und Knochen, wie Quecksilber; wird von allen innern Theilen, die er angreift, abgestoßen und verworfen, wie Quecksilber; und geht zum Theil unverändert wieder ab, und bleibt zum Theil unverändert im Leibe, wie Quecksilber."

— Der Henker hole alle Weingeist- und Quecksilberkuren! schrie ich: Was rathet Ihr mir für meinen Magen, und gegen mein Uebelbefinden. Ich muß doch trinken. Verschreibt mir etwas.

„Nichts," rief der unbarmherzige Arzt: „Ihr dürfet wohl bescheidener Weise Wein und Bier trinken; besser aber noch, für Eure Gesundheit gutes, reines Wasser. Um Euch wieder kerngesund zu machen, nehmt Morgens nüchtern einige Gläser frischen Wassers und eben so viel Abends vor Schlafengehen; und zwar alle Tage. Trinket keinerlei gebranntes Wasser, denn es ist ein künstlich fabrizirtes Getränk, kein natürlicher Trank. Ich verspreche Euch, Landsmann, Ihr sollt schon nach einem halben Jahre wieder gesunden Magen, gesunde Eingeweide haben und die besten Wirkungen davon für Eure Gesundheit empfinden. Ich bitte, folgt meinem Rath. Unsere Vorfahren waren stärkere Leute. Sie tranken den Branntwein nicht, weil sie ihn nicht hatten und nicht kannten. In den Apotheken fand man ihn unter dem Namen aqua vitae, d. h. Lebenswasser. Er diente zum Heilmittel. Jetzt heißt er bei den Wilden in Amerika Tollwasser, und die Wilden haben Recht."

Ich merkte mir's, wie es Herr Fridolin Walter gesagt hatte. Aber ich füge noch, zur Ermunterung vieler Tausende, die über

Unpäßlichkeit meiner Art klagen, dies bei: daß ich, von dem Tage an, des Doktors Rath befolgte; Morgens und Abends ein Paar Glas frischen Wassers nahm, und nur bei Tisch Bier oder Wein; daß ich schon nach einem Vierteljahr die guten Wirkungen für meine Gesundheit davon mit Freuden spürte, und daß ich seitdem in meinem Hause alle gebrannten Wasser abgeschafft habe und sie gänzlich meide. Seit drei Jahren brauch' ich weder Doktor noch Apotheker.

2. Zwei traurige Briefe.

Wir beide, Fridolin und ich, wurden auf der Reise täglich vertrauter. Er war ein herziger Mann. Doch seine Traurigkeit blieb dieselbe. Nichts konnte ihn zerstreuen. Doktor Walter schien viel zu edel, um ein böses Gewissen zu haben. Was konnte ihm also bei seinem erworbenen Wohlstand, bei seiner blühenden Gesundheit, in der vollen Frische seines Lebens, so sehr am Herzen nagen? Gewiß, dacht' ich, hat er in England eine fehlgeschlagene Liebschaft gehabt. Denn daß er unverheirathet war, hatte ich schon herausgebracht.

Ich machte ihm eines Tages, als wir im Wagen beisammen saßen und schnell dahin flogen durch die schönen Landschaften, wegen seines Trübsinns freundschaftliche Vorwürfe. „Ihr könntet und solltet der glücklichste Mensch unter Gottes Sonne sein!“ sagt' ich: „öffnet mir Euer Herz; vielleicht kann ich ebenfalls Euer Arzt werden.“

„Das könnet Ihr nicht!“ sagte er mit unterdrücktem Seufzer. „Ich bin unglücklich. Mir hilft Niemand. Doch kann ich Euch wohl die Ursache meines Grams entdecken. Vielleicht thut mir's gut, wenn ich wenigstens mit einem theilnehmenden Freunde von meinem traurigen Schicksal sprechen kann. Da, lieber Landsmann, leset selber, was mich so schnell nach Hause ruft.“

Er zog jetzt eine prächtige Brieftasche hervor, und reichte mir daraus zwei Papiere. Das eine war ein Brief seiner Mutter. Der lautete also:

„Wenn du dieses Schreiben empfängst, lieber Fridolin, bin ich schon lange eine verlassene Wittwe. Komm zurück, liebes Kind, und werde die Stütze deiner unglücklichen Mutter. Dein Vater lebt nicht mehr. Ein Schlagfluß raffte ihn schnell aus der Welt. Schon im Herbst vorigen Jahrs hatte er einen Anfall davon. Ich schrieb dir nichts darüber, um dich nicht zu ängstigen. Der Arzt hatte ihm vergebens mehr Enthaltsamkeit empfohlen beim Weinglase. Er ergab sich leider dem Trunk! Das ward sein und unser Unglück. Gottes Wille geschehe! Ich hatte die letzten zwei Jahre großes Hauskreuz; denn ich sah, wie es mit unserm Vermögen immer mehr zurück ging. Unser kleines Gut ist ziemlich verschuldet. Vermuthlich wird kaum mehr gerettet, als mein Eingebrachtes. Ich fürchte, unser Haus muß verkauft werden. Komm also schnell zurück, du mein letzter Trost!“

„Noch bereite dich auf einen harten Schlag des Schicksals. Im Hause unsers Nachbars Thaly hat sich vor mehr denn sechs Wochen ein über alle Beschreibung entsetzliches Ereigniß zugetragen; furchtbarer, als das unsrige. Ich sage dir nur, Thaly lebt nicht mehr. Seine Tochter Justine, die dir so lieb war, ist verschwunden, niemand weiß, wohin? Alle Nachsuchungen sind vergebens geblieben. Der alte Thaly hat schändlich gehandelt; viele Leute betrogen; auch uns. Sein Vermögen reicht nicht hin, die vielen Schulden zu zahlen. Das arme Mädchen dauert mich. Lieber Fridolin, säume nicht. Verlaß Alles und eile mir zum Beistand.

„Deine tiefbetrübte Mutter.“

Der andere Brief, den mir Fridolin gab, war ebenfalls von einer weiblichen Hand geschrieben, aber ohne Datum und ohne Angabe des Orts. Er lautete:

„Erschrick nicht, mein ewig theurer Fridolin, wenn ich dir melde, daß dieser Brief der letzte ist, welchen ich dir schreiben darf und will. Zwar hange ich an dir noch mit heißem Herzen. Aber mag dies Herz brechen; deine Verlobte, deine Braut kann ich nicht mehr sein. Es ist gut, daß sich deine Aeltern unserer Vereinigung widersetzten. Denn ich habe das Schauderhafteste erleben müssen, was der Mensch erleben kann. Schreiben mag ich's nicht. Du wirst es nur zu früh erfahren. Vergiß mich! Ich entlasse dich aller deiner Versprechungen. Der Ring, den ich von dir bisher trug, soll für dich in die Hand deiner Mutter zurück kommen. Gib ihn einer glücklichern Tochter, die deiner würdiger ist. Ich lebe und leide fern von deiner und meiner Heimath. Im Wohlstand erzogen, bin ich jetzt zur Dienstmagd geworden. Für mich hat die Welt keine Freude mehr. Für mich ist Alles Nacht und Tod."

„Lebe wohl, lieber, theurer Fridolin! — — Vergiß mich! — Nun hab' ich das Schwerste vollbracht; nun den ewigen Abschied von dir genommen. Vergiß mich! Forsche nicht nach meinem Aufenthalt; und wenn du ihn fändest, würdest du ihn vergebens gefunden haben. Ich sehne mich zu sterben. Vielleicht erbarmt sich meiner bald der Tod. Leb' wohl! leb' wohl!"

„Justine Thaly."

---

3. Ein Unglücklicher.

Als ich die Briefe gelesen hatte, saß ich lange in großer Bestürzung da; denn zwei dergleichen, das fühlt' ich wohl, waren hinreichend, einen jungen Mann, der ein Herz, wie mein Freund, im Busen trug, zur Verzweiflung zu treiben. Ich konnte mir jetzt wohl seine Scheu vor starken Getränken erklären. Denn er hatte durch Schuld derselben seinen Vater und einen guten Theil seines

Vermögens eingebüßt. Besonders aber erschütterten mich die Zeilen dieser Justine Thaly. Es lag darin ein schreckliches Geheimniß, was die Unglückliche nicht einmal den Muth hatte, selber zu gestehen. Was hatte sie verbrochen? War sie verführt? War sie entehrt? — Nun, dann war die Leichtsinnige der Vergessenheit werth. Für ein verführtes Weib gibt es keine Entschuldigung; jede Jungfrau muß die Hüterin ihrer eigenen Ehre sein; es kann es kein Anderer werden.

„Armer Fridolin!“ sagt' ich und drückte seine Hand: „Hier kann ich keinen Trost geben. Solche Wunde muß allein die Hand der Zeit und die der Religion heilen.“

Er trocknete von seinen Augen die Thränen. Er schloß krampfhaft meine Hand in die seinige und rief: „Ich bin auf viele Jahre, vielleicht auf immer elend gemacht. Daß mein Vater gestorben ist, so plötzlich; daß er Schulden hinterließ, — — ich könnte, so hart es ist, das Schicksal mit männlichem Muth ertragen. Der Tod ist aller Menschen endliches Loos; Niemand ist auf Erden unsterblich. Die Zerrüttung des häuslichen Vermögens sollte für meine gute Mutter lange kein Kummer sein. Sie weiß nicht, daß ich von der freigebigen Dankbarkeit des Lords und seiner Familie für die Zukunft so ziemlich aller Nahrungssorgen enthoben bin. Aber die arme Mutter! sie hatte „Hauskreuz,“ schreibt sie; einige Jahre lang Hauskreuz! Mich quälen böse Ahnungen. Wer machte die fromme, gute Frau jahrelang zur Dulderin? — Ach, und die unglückliche Justine! Dieser Engel, diese Heilige, was ist aus ihr geworden? Warum mußte sie flüchten? Warum will sie mir nun entsagen?“

Hier schwieg er und schluchzte lautweinend. „Freund,“ sagte ich: „entweder ist sie an der unheilvollen Begebenheit unschuldig, derentwillen sie entfloh, — —“

„Halt! kein Oder!“ schrie Fridolin: „Sie ist rein, sie ist

schuldlos! Ich kenne sie von frühester Jugend her. Wir waren Nachbarskinder, unzertrennliche Gespielen. Als ich von der Hochschule zurückgekommen war, gelobten wir uns Treue und Liebe bis zum Grabe, obgleich sich unsere Väter haßten und mit einander beständig in Streit und Prozeß lagen. Ich nannte sie meine Verlobte und Braut, ungeachtet unsere Väter uns den Umgang mit einander verboten hatten, und unsere Vereinigung mit ihrem Fluch bedrohten. Wir hofften das Bessere von der Zeit. Darum hatte ich den Antrag des Lords willig angenommen, ihn einige Jahre lang auf seinen Reisen zu begleiten. Und jetzt, nun unserer Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege stände, jetzt entsagt sie mir! Noch in dem Briefe, den ich von ihr, wenige Wochen vor diesem schrecklichen, letzten hier, empfangen hatte, beschwor sie mich mit zärtlicher Heftigkeit, bald in die Heimath zurückzukehren. Sie war immer tugendhaft, fromm und treu, muthvoll und entschlossen; — und nun, wie hat das Schicksal sie gebeugt! Warum verhehlt sie mir, die doch sonst mir nichts verhehlte, das schwarze Geheimniß, das uns auf immer trennen soll? Was ist aus ihr geworden?"

So sprach er noch lange. Ich konnte mich bei seinem Jammer der Thränen nicht enthalten. Justinens Brief lautete so räthselhaft und zweideutig, daß wir uns vergeblich in Vermuthungen darüber erschöpften. Im Stillen aber zweifelte ich bei mir nicht, das Mädchen sei, während seiner langen Abwesenheit, leichtsinnig und treulos geworden. Doch wagt' ich meinen Argwohn nicht zu äußern, um den jungen Mann nicht zu beleidigen. Allein dergleichen Vorfälle sind nur gar zu gewöhnlich.

Ein unerwarteter Unfall brach plötzlich unser Gespräch ab.

---

4. Neues Unglück.

Wir waren noch keine Stunde von dem Wirthshaus entfernt, wo wir, in der Nähe der Landesgrenze, zu Mittag gespeist hatten. Der Weg ging nun etwas bergab gegen ein Dorf, in welches wir eben einfahren wollten. Der Knecht des Miethkutschers, von welchem wir für den Tag die Rosse geliehen hatten, trieb diese, wie unsinnig an. Es ging über Stock und Stein die Höhe hinab. Plötzlich aber stürzte der Wagen um. Wir lagen, fest an einander geklammert, mit diesem am Boden; der Knecht hingegen ward weit fortgeschleudert. Zum Glück hielten die Pferde, deren Leitseil der Kerl in der Faust behalten hatte, auf der Stelle an. Bauern, die uns von fern gesehen hatten, kamen eilfertig zur Hilfe herbei und umringten den Wagen. Wir krochen unbeschädigt hervor. Aber der Knecht ward blutend und leblos in das Wirthshaus getragen, wohin auch wir uns begaben.

„Dacht' ich's doch gleich," sagte Fridolin auf dem Weg dahin: „der verdammte Kerl hat ganz gewiß zu viel getrunken, wo wir zu Mittag hielten. Er ist besoffen. Sein rothglühendes Gesicht und sein Fluchen und Schwören verkündeten es schon, als wir einstiegen."

Es dauerte fast eine Viertelstunde, ehe der Kutscherknecht zu sich selber kam. Fridolin untersuchte und behandelte ihn mit großer Sorgfalt. Der arme Mensch hatte beim Fall eine Rippe und den linken Arm gebrochen, und das Gesicht war ihm blutig geschunden. Er gestand, als man ihn fragte, daß er bei Tisch nur ein halbes Maß Wein, und, auf Zureden der Wirthin, nachher zwei Gläser Kirschwasser getrunken habe. Mehr nicht; aber schon genug für ihn und für uns.

Dieser traurige Zufall, und der beschädigte Wagen des Doktors, der ausgebessert werden mußte, nöthigten uns, das Weiter-

reisen bis zum folgenden Tag zu verschieben. Indessen hatten wir Abends in unserm Wirthshaus gute Gesellschaft von einigen Beamten und andern verständigen Leuten des Orts. Wir befanden uns im lieben schweizerischen Vaterlande. Es war natürlich, daß wir begierig waren, Neuigkeiten zu erfahren. Man äußerte sich sehr zufrieden über die gegenwärtigen Einrichtungen und Regierungen. Nur der Wirth rief ärgerlich dazwischen: „Es ist mir Alles ganz recht. Aber Unrecht und Sünde gegen das Volk ist's, daß man leichtfertiger Weise aller Orten das Wirthen und Wein-Ausschenken vermehren läßt und damit die Liederlichkeit im Lande vergrößert. Ich kenne Marktflecken und Städte, wo je das fünfte Haus ein Wirthshaus, oder eine Schenke ist. Hier in unserm kleinen Orte, wo wir kaum 600 Seelen haben, sind sieben dergleichen Häuser; und, geht hin, alle Abend sind sie voll von Gästen.“

Es gibt zuweilen im Leben eine Zeit, einen Tag, da sich durch wunderbare Fügung der Umstände eine und dieselbe Sache öfters wiederholt; oder gewisse Dinge sich ereignen, die alle auf einen und denselben Zweck hinzuwirken scheinen. Man gebe nur recht Acht darauf. Mich dünkt, dergleichen komme weder im Welt- noch im Lebenslaufe ganz von ungefähr. Denn weder der Gang der Welt, noch der Gang des Lebens ist bloßes Spiel eines blinden Ungefährs. Ich sehe darin Gottes Finger, der auf etwas hindeutet, daß wir es aufmerksamer beachten sollen. Es liegt in dem sonderbaren Zusammentreffen der Umstände eine warnende oder ermunternde Lehre des Schicksals für uns.

So mußt' ich's für eine solche Schicksalspredigt annehmen, daß an dem gleichen Tage mir erst Doktor Walter die Gefahr meiner Liebhaberei von starken Getränken schilderte; daß mir dann der plötzliche Tod seines Vaters und das Unglück seiner Familie, als Folge einer ähnlichen Liebhaberei, mitgetheilt werden mußte; daß

endlich bald darauf der Rausch unsers Fuhrmanns uns in die größte Lebensgefahr stürzte. Ich bekenne, daß mich dies Alles, was sich hier zusammengedrängt hatte, nachdenklich machte; und daß es in mir den Vorsatz befestigte, von nun an den gebrannten Wassern den Abschied zu geben.

Aber diese Geschichte hatte noch andere Folgen auf mein Leben.

---

5. Ein Gespräch, wie man's im Wirthshaus selten hört.

„Brodneid! Brodneid, Herr Wirth!“ rief lachend einer der Anwesenden.

„Nein, Herr,“ antwortete der Wirth: „ich spreche nicht aus Eigennutz; sondern mich jammert des armen Volks. Von Jahr zu Jahr wird es zucht- und sittenloser, und daran ist die Vermehrung der Wein- und Branntweinschenken Schuld. Denn je zahlreicher die Gelegenheiten der Verführung vorhanden sind, je zahlreicher wird die Menge der Verführten werden; je zahlreicher die Saufhäuser, je mehr Säufer! Leset nur die Zeitungen. Ich habe manches daraus aufgezeichnet. Im Kanton Bern z. B. waren im Jahre 1832 schon über 900 solcher Wirthschaften; jetzt sind deren bei anderthalbtausend. Damals wurden etwa 400 Kleinhandelspatente ertheilt; jetzt werden über 1100 ausgegeben. Je auf 400 Seelen im Lande kann man eine Wirthschaft mit Wein und Branntewein zählen. Im Jahr 1832, sag' ich Euch, wurden im Kanton Bern 3 bis 4 Millionen Maß Wein, und 248,000 Maß gebrannte Wasser eingeführt. Das dünkt Euch viel; aber jetzt werden bei sieben Millionen Maß Wein, und gegen 500,000 Maß Branntewein eingeführt. Dabei brennen Viele noch aus Obst und Weinträbern, oder Erdäpfeln ihren Fusel für eigenen Haus-

verbrauch. Viele Menschen trinken schon Morgens vor dem Frühstück, und wieder über Tag und wieder Abends; sogar kleine Buben trinken Branntewein. So ist's im Kanton Freiburg, Solothurn, Aargau, Zürich und anderswo. Sonst wurde aus der Landschaft Basel ungeheuer viel Kirschwasser nach Frankreich verkauft. Jetzt stockt der Handel damit; aber das Kirschwasserbrennen stockt nicht. Was machen die Baseler Bauern damit? Antwort: sie saufen es alle Jahre selber rein auf. Im Kanton Aargau bin ich vor etlichen Wochen auf der Landstraße bald da, bald hie Luzernern begegnet, mit Fäßlein auf dem Rücken. Was habt ihr darin? fragte ich. Zwetschgenwasser! hieß es. Die hausiren also damit. So steht's!"

„Brodneid! Purer Brodneid, Herr Wirth!" rief der vorige lustige Bruder wieder: „Es steht am Ende nicht halb so schlimm, wie Ihr es macht."

Hier erhob ein alter Herr, der ihm gegenüber saß, die Stimme und rief sehr ernsthaft: „Schlimmer, als Ihr meinet und vielleicht wisset. Seid Ihr nicht selber erst Zeuge von dem Unglück gewesen, das diesen beiden Herren durch ihren benebelten Kutscher begegnet ist, und ihnen Schrecken, Schaden und Unkosten verursacht hat? Wäre der Kutscher nüchtern gewesen, er würde noch Arm und Rippen ungebrochen besitzen. Dergleichen Unheilsgeschichten sind heutiges Tages gar keine Seltenheit mehr bei uns. Wo ist ein Dorf, eine Stadt im Lande, worin man nicht Saufgesellschaften und Schnappsbrüder hätte? wo man nicht alle Wochen einmal einen dieser Kameraden verstandlos über die Straße taumeln, oder in einem Graben, in einer Pfütze liegen sähe? oder wo man nicht von Raufereien, Schlägereien und Messerstichen hörte? Wie viele Unfälle mit Fuhrwerken, Schiffen und Flößen rühren daher! Wie manche Feuersbrunst entsteht durch Sorglosigkeit oder Unvorsichtigkeit, zu welcher der allzuhäufige Gebrauch des Weins oder

Branntweins Veranlassung gibt! Die Armuth der untern Volksklassen vermehrt sich auffallend, seit die Verbreitung des Branntweins und seines täglichen Gebrauchs von Jahr zu Jahr zunimmt. Unzucht, Müßiggängerei und Dieberei wird seitdem von Jahr zu Jahr überhandnehmender. Vaterschaftsklagen vor Gerichten werden seitdem häufiger. Die Gemeinden werden seitdem mit unehelichen Kindern immer mehr beladen. Kömmt einmal eine herrschende Krankheit, Nervenfieber, rother Ruhrschaden und dergleichen ins Land: so ist Jammer und Verheerung groß, trotz aller Kunst und der größern Anzahl unserer Aerzte. Jede Krankheit rafft die Leute weg; sie sterben in Menge, wie die Mücken; denn sie waren schon, ohne es zu wissen, durch täglichen Genuß ihres Fusels und Likörs fürs frühe Grab reif gemacht. Und die Regierungen wissen das, hören das, und thun nichts dagegen. Sie bauen, statt die Quelle zu verstopfen, Weiher und Teiche, um den Ueberfluß darin zu sammeln. Sie bauen Armenhäuser, Spitäler, Zuchthäuser. Die wollen fast nicht mehr zureichen. Aber, wie gesagt, an die Quelle des ungeheuern Verderbens denken sie nicht. Die lassen sie, gegen Patentgebühr, lustig laufen."

Während der Mann sprach, war in der Stube allgemeine Stille entstanden. Der Wirth nickte ihm Beifall und rief: „Nur allzuwahr, Herr Friedensrichter!"

Keiner hörte aber aufmerksamer zu, als Fridolin. Er sagte: „Ich bin seit mehr denn vier Jahren außer Landes gewesen. Ich bin erschrocken und betrübt, dergleichen zu hören. Nein, von Schweizern sollte solche Verderbniß der Sitte und der öffentlichen, wie der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit, nie vernommen werden. Und doch, ihr Herren, was denn anders, als die Habsucht der Wirthe, ist Schuld an der Schande und dem Elend, das in unserm Vaterlande ausbricht, an diesem Allgemeinwerden des Wein-

saufens und des noch tödtlicheren Giftes, nämlich des Branntes weins?"

Unser Wirth schüttelte den Kopf und erwiederte: „Mit Erlaubniß, ich will zugeben, daß die Gewinnsucht der Wirthe bei ihrem Gewerbe sehr viel zur Verarmung der Gemeinden und Familien beiträgt; daß die Wirthe froh sind, wenn viele Trinker bei ihnen zusprechen und Geld verzehren; daß sie Mitschuld an Verbreitung des Lasters und der Krankheiten in den meisten Ortschaften haben. Allein, verehrter Herr, wenn Ihr den Branntewein Gift nennet, so muß ich gestehen, daß die Giftmischerbande größer ist, und nicht blos aus Gastwirthen, Wein- und Branntweinwirthen zusammengesetzt ist. Mehr sag' ich nicht! Redet Ihr, Herr Friedensrichter. Es steht Euch besser, als mir, an."

Er richtete diese Worte an den alten Herrn, der vorher geredet hatte. Fridolin wandte sich auch zu demselben und bat ihn um Aufschluß, woher es komme, daß der Branntewein seit zwanzig Jahren so allgemein und, leider, ein tägliches Getränk geworden sei?

---

6. Bedenkliche Reden eines alten Friedensrichters.

„Wundert Euch keineswegs darüber," sagte er: „daran ist nicht, wie man oft meint, die Revolution, nicht das fremde Kriegsvolk, das bei uns war, nicht die durch Krieg entstandene Ungebundenheit des Volks Ursach, wie man häufig sagt. Die Menge der Wirthshäuser und Schenken hat's auch nicht gethan. Wenn man sie heut alle abschaffen könnte, würden darum der Branntweintrinker nicht weniger werden. Aber viel hat besonders dazu die Wohlfeilheit des hitzigen Getränkes, im Verhältniß zum Wein, und die Leichtigkeit beigetragen, es zu fabriziren. Daher wird es in Fabri-

ken und Privathäusern in Menge gebrannt aus Träbern und Obst, Kartoffeln, Kirschen, Zwetschgen, Enzian, Korn, Waizen, Gersten; — es läßt sich fast Alles zu dem Gesöff benutzen, wodurch man die menschliche Gesundheit, ohne es zu vermuthen, nach und nach, wie jener Herr sagt, vergiftet."

„Unser Herr Wirth hat aber mit Recht gesprochen, die Giftmischerbande besteht nicht bloß aus den Branntweinbrennern und zahllosen Verkäufern des Gifts. Es sind andere Leute dabei im Spiel, die das unwissende Volk, reich und arm, zum Genuß verführen; welche die Gesundheit von Männern, Weibern und Kindern zerstören; welche Armuth und Unzucht befördern; welche Gefängnisse, Irrenhäuser, Spitäler und Zuchthäuser mit elenden Menschen füllen helfen. Das sind die vornehmen und wohlhabenden Leute, die sogenannten gebildeten Familien. Denn auch von ihnen gehören Viele zu den Unwissenden, trotz sie sich für gebildet halten. Da werden außer hitzigen Weinen aus fremden Ländern, allerlei Liköre vor und nach dem Essen, und zum schwarzen Kaffee, und zum Frühstück und zum Schlaftrunk vorgesetzt. Wer Fremdes zu ihnen kömmt, wird dazu ermuntert. In der Klasse der Reichen und der Handwerker sind im Verhältniß eben so Viele, denen gebrannte Wasser zum Bedürfniß, durch Gewohnheit, geworden sind, als unter Landleuten und Taglöhnern. Daher findet man bei ihnen auch eine Menge kränklicher, schwächlicher Personen, die den Doktor beständig im Hause haben müssen, und schon im Keim verderbte, schwächliche Kinder erzeugen!"

„Aber diese vermeinten gebildeten Leute lassen es nicht dabei bewenden. Sie verbreiten auch das Branntweingift im Volk, als Alltagsgetränk. Sie geben es ihren Arbeitern; sie geben es in der Aernte ihren Dreschern und Heuern; sie geben es ihren Wäscherinnen; sie setzen es vor, wenn man ihnen Zinsen bringt und so bei allen Gelegenheiten. Sie bilden sich wohl gar in ihrer Un-

verständigkeit ein, den Arbeitern und Taglöhnern dadurch mehr Lust und Kraft zur Arbeit zu geben. Ja freilich in der ersten Stunde reizt der Fusel die Lebensgeister auf, und es wird munter geschafft; aber in den nächsten darauf folgenden Stunden stellt sich ganz natürlich Mattigkeit, Schläfrigkeit der Glieder und Verdrossenheit ein. Das sollten doch die unwissenden gebildeten Leute aus an sich selbst gemachter Erfahrung wohl wissen! Es ist Thatsache, daß von zwei gleich starken Arbeitern oder Taglöhnern, derjenige, welcher keinen Branntewein nimmt, im Tage mehr schafft und mit mehr Umsicht und Ueberlegung zu Werke geht, als der Trinker. Dieser gleicht einem Reisenden, der anfangs schnell läuft, Andere anfangs zurückläßt, aber bald ermattet und hinter denen zurückbleiben muß, die ihren regelmäßigen ruhigen Schritt gehen."

Ein kleiner Mann, der das Ansehen eines begüterten Bauers hatte, unterbrach den Friedensrichter in seiner Rede und rief: „Richtig! das weiß ich am besten. Vier nüchterne Arbeiter, die ihren Durst mit Wasser und Milch oder leichtem Bier löschen, schaffen im Tag mehr, als fünf Schnappsbrüder. Ich dulde dergleichen auf meinem Hof nicht, und befinde mich wohl dabei. Ein Schnappsbruder spart sein Geld weder für sich, noch für Weib und Kind auf; wie sollte er daran denken, für einen Fremden Geld sparen zu helfen?"

Der Friedensrichter sagte darauf: „Ich weiß, Gevatter, Ihr habt Jedem bei Euch den Abschied gegeben, der Branntewein liebt, und habt Euern guten Vortheil dabei gefunden. Man sieht in Euerm Hause kein gebranntes Wasser. Möchten es alle ehrliche, habliche Leute, alle verständige, wahre Volksfreunde machen, wie Ihr. Dem überhandnehmenden Unwesen wäre zum Glück des Landes bald abgeholfen. Aber wenn wohlhabende Familien, Fabrikanten, Beamte, sogar Geistliche und Schullehrer

ihrem Gesinde, ihren eigenen Kindern, ihren Arbeitsleuten, mit dem Wohlgefallen an starken Getränken und ihrem bösen Beispiel vorangehen, was soll man vom gemeinen Mann erwarten? Sie sind die vornehmsten Unheilstifter und Volksvergifter!"

„Ja, ihr Herren," fuhr der Friedensrichter fort: „was noch mehr sagen will, die Männer, denen man die Beförderung des öffentlichen Wohls anvertraut, die sind es, welche durch ihren Unverstand, oder durch ihre Gewissenlosigkeit in unserm beklagenswerthen Vaterlande alle jene Leiden, Verbrechen und Gräuel, die aus täglichem Gebrauch starker Getränke entstehen, immer mehr erweitern helfen; Armuth und Spielsucht, Wollust, Prozeßsucht und Verschwendung, Diebstahl und Schlägereien, ungesunde Nachkommenschaft und Krankheiten aller Art. Da stehn die Herren Geistlichen auf der Kanzel; halten unter sich Versammlungen; schreien über Verfall der Religion; jammern über zunehmende Sittenlosigkeit; aber wer von ihnen legt in seiner Gemeinde Hand ans Werk, die geheime Quelle der Laster und Sünden, den alltäglichen Genuß geistiger Getränke, zu vernichten? Mit dem Predigen und Jammern und Ermahnen zum Glauben ist's wahrhaftig nicht allein abgethan. Und sieht man nicht selbst Geistliche in Wirthshäusern? Sieht man nicht selbst Pfarrer und Mönche, die Trunkenbolde sind? Sieht man nicht selbst Jugendlehrer und Professoren bei wilden Saufgelagen lärmen, die dem Trunk ergeben sind und der bessern Jugend zum Aergerniß und Gelächter werden? Aber, ihr Herren, so allgemein ist bei uns schon das Laster geworden, daß es nicht mehr für Laster angesehen wird; daß man es kaum noch für eine kleine Unart, für eine verzeihliche Schwäche hält; daß man sich einander sagt: ein Räuschlein in Ehren, soll keiner wehren! So weit sind wir schon gekommen!"

„Unsere Doktoren sollten für die Gesundheitspflege im Volk

wachen und sorgen. Sie am ersten sollten, wenn sie gewissenhafte, wohlmeinende Männer wären, vor dem Mißbrauch starker Getränke warnen; und Mißbrauch, sag' ich, ist auch schon deren alltäglicher Gebrauch. Sie wissen am besten, zu wie vielen körperlichen Uebeln dieser tägliche Genuß führt. Sie wissen am besten, wie vielerlei Krankheiten von Branntweingift entstehen und entwickelt werden; und wie gefährlich einem Jeden, der sich hitzige Getränke zur Gewohnheit macht, eine Krankheit wird, die jedem Andern weniger schadet. Aber diese Doktoren, muß ich fast glauben, sorgen mehr dafür, Patienten zu bekommen. An gesunden Leuten ist ihnen nichts gelegen. Sie warnen uns nicht; sie verbieten den ihnen vortheilhaften Branntewein und Likör nicht in den Häusern, wo sie Zutritt bekommen; am wenigsten in reichen Häusern. Ist das Leichtsinn von solchen Männern, oder Gewinnsucht?"

„Und, ihr Herren, was soll ich von unsern Regenten und Gesetzgebern sagen, unter denen selbst manche Zechbrüder, auch Weinhändler, Likörfabrikanten, Wirthe u. s. w. sitzen? Ich will nicht von trinklustigen Beamten reden, die sich nur zu oft Willkür, Ungerechtigkeit oder Rohheit erlauben, wenn sie ein Gläschen zu viel genommen haben. Kennet ihr keine Beispiele von dergleichen falschen Mustern christlicher Obrigkeiten? — Nur noch von den verkehrten, sittenmörderischen Einrichtungen und Gesetzen und Verordnungen im Lande will ich sprechen. Sie gestatten jährlich 4 bis 6 Tanzsonntage, guter Zucht willen; aber so viel Saufsonntage, als Sonntage im Jahr sind. Statt die zahlreichen Branntweinbrennereien zu mindern, hat man sie sich vermehren lassen, und die Gewerbsfreiheit in Lasterfreiheit verwandelt. Die Menge der Brennereien erschwert die nothwendige strenge Aufsicht. Statt den Branntewein durch Ohmgelder und Abgaben zu vertheuern und für den gemeinen Mann kostspieliger

zu machen, vertheuert man lieber mit Steuern und Ohmgeldern den unschädlichen Wein, und zwingt damit den Wenigbemittelten, sich an die destillirten Getränke zu halten und den Genuß derselben zur Gewohnheit zu machen. So gestatten und begünstigen die Regenten die Vergiftung des Volkes, seiner Gesundheit und Sitten. Keine Luxusabgabe wäre wohlthätiger, als die schwerste auf Weingeist und daraus bereitete Getränke; auf deren Einfuhr, Fabrikation und Verbrauch in öffentlichen und Privathäusern. Ja, jene Herren, die sich sogar Landesväter und Volksfreunde nennen lassen, sind es, die durch ihre Nachsicht gegen den ungeheuern Verbrauch des Branntweins, in unserm Lande fast mehr Wittwen und Waisen, mehr Krüppel und Kranke, mehr Selbstmörder und Wahnsinnige gemacht haben, als vielleicht der Krieg gemacht haben würde."

Als der Sprecher schwieg, rief der Wirth: „Fahret fort, es ist Wahrheit und nichts übertrieben!"

„Nun ja!" sagte der Friedensrichter: „Wozu wiederholen, was Ihr selber schon gesagt habt? Durch Begünstigung des Branntweingebrauchs werden die Menschen leichtsinniger, verschwenderischer, träger, ärmer und gefühlloser für die Schande. Dann klagt man über Mangel an guten Armenanstalten. Wer aber hat die Armuth befördert? der Gesetzgeber! Armuth und Liederlichkeit verleiten zu zahllosen Polizeivergehen, Diebereien, Betrügereien und Verbrechen. Man wird wenig Missethäter finden, die, ehe sie ihre That begingen, sich nicht vorher durch einen Schluck Branntewein erhitzt und ermuthigt hätten. Der Straßenräuber, der Dieb, ehe er sich an ein Unternehmen wagt, wird zuvor einen Schnapps hinunterstürzen. In den gerichtlichen Verhören achtete man bisher viel zu wenig darauf, darüber nachzuforschen. Fragt aber Mann um Mann in den Gefängnissen und Strafanstalten, und ihr werdet die Hälfte der Leute als Wein-

und Branntweinsäufer erkennen. Und dann klagt man, daß die Zuchthäuser für die Menge der Sträflinge zu enge werden. Wer hat denn die Vermehrung der Verbrechen und Vergehen vorher befördert? der Gesetzgeber selbst ist der Urheber des öffentlichen Verderbens. — Doch kein Wort darüber mehr."

Jetzt stand ein Herr im schwarzen Kleide auf, den man einigemal, als Advokaten und Rathsherrn, betitelt hatte. Er rief: „Herr Friedensrichter, noch habt Ihr Eins vergessen. Wir haben ein Gesetz, welches sogar die Trunkenbolde vorzugsweise vor den nüchternen Leuten begünstigt."

„Und das wäre?" fragte der Friedensrichter etwas verwundert.

„Daß die Trunkenheit eines Uebelthäters als Milderungsgrund seiner Strafe angesehen wird. Man sagt: er war seiner Sinne nicht mächtig; er war nicht vollkommen zurechnungsfähig! Aber ist es nicht auch schon Verbrechen, seinen Geist zu betäuben, seine Menschenwürde zu besudeln und viehisch zu werden? — Ist der Dieb, oder der Mörder im Rausch keiner Zurechnung fähig: so ist das Gesetz ungerecht, wenn es ihn dennoch bestraft. Man sollte ihn ungestraft laufen lassen, oder allenfalls nur wegen der Trunkenheit büßen, weil sie unanständig ist. In Nordamerika aber versteht es die Gesetzgebung anders. Dort gilt die vorangegangene Betäubung des Geistes durch hitzige Getränke als kein Milderungsgrund der Strafe, sondern das im Rausche begangene Verbrechen wird eben so bestraft ohne Erbarmen, als wäre es in der Nüchternheit verübt. Denn jeder Mensch ist Herr und Meister, daß er sich nicht selber zum Vieh herabwürdige. Jeder kann es verhüten, in einen Zustand zu gerathen, in welchem er nicht mehr weiß, was er Schweres und Folgenreiches begeht. Der Ernst dieses Gesetzes hat dort die Menge der Verbrechen auffallend vermindert. Bei uns in Europa

wird es noch lange dauern, bis man die einfachste Wahrheit anerkennt. Wer nüchtern ist, weiß, daß er, sobald er berauscht ist, nicht gut dafür stehen kann, ob er nicht in der nächsten Stunde schon einen Verrath, eine Verschwendung seines Vermögens am Spieltisch, einen Ehebruch, eine blutige Schlägerei, einen Mord, oder ein anderes Unglück vollbracht hat. Der Weingeist riegelt ihm die breite Bahn der Vergehen und Verbrechen auf; schleppt ihn lachend zur öffentlichen Schande, zum Gefängniß, zur Sträflingskette, zum Blutgerüst. Er weiß es nüchtern voraus, daß es auch mit ihm der Fall sein könne, sobald er beim Trinkglase die Vernunft verliert. Er begeht das Verbrechen. Und nun wird ihm der Rausch zum Milderungsgrund der wohlverdienten Strafe gemacht!"

Das Gespräch, welches vielen Wortwechsel veranlaßte, dauerte bis spät Abends, und hatte noch nicht geendet, als ich mich mit meinem Freunde Walter zur Ruhe begab.

---

7. Eine Entdeckung.

Am andern Morgen reiseten wir zeitig ab, nachdem wir noch einmal unsern unglücklichen Fuhrmann auf seinem Schmerzenslager besucht und mitleidig beschenkt hatten. Er war sehr gerührt. Tausendmal bat er um Verzeihung wegen des Mißgeschicks, welches er uns durch seinen kleinen Rausch verursacht hatte. Er betheuerte, er wolle zeitlebens der empfangenen, schmerzlichen Lehre eingedenk sein; den Wein und Branntewein, wodurch er nun ein elender Mensch geworden, künftig verabscheuen. Es ist mir unbekannt, ob er Wort gehalten habe.

Ich begleitete meinen Reisegefährten bis zur nächsten Stadt. Hier aber mußten wir von einander scheiden, weil unsre Wege

nach der Heimath eines Jeden verschieden waren. Wir gelobten gegenseitig Freunde zu bleiben, und, wenn Einer in die Gegend des Andern käme, keinen Umweg zu scheuen und uns zu besuchen. So trennten wir uns nach einer herzlichen Umarmung.

Ich dachte seitdem oft an den liebenswürdigen Fridolin und an das bittere Schicksal, welches er durch den Tod seines Vaters und gleichzeitigen Verlust seiner Verlobten trug. Ich erzählte daheim von ihm, meiner Frau und Tochter; und oft kam ich in Versuchung ihm zu schreiben, um zu erfahren, wie er sich befände. Aber dann fürchtete ich, seine Wunden aufzureißen, oder nur als zudringlicher Neugieriger zu gelten, der erfahren möchte, ob er über das geheimnißvolle Verschwinden seiner Braut einiges Licht erhalten hätte? So verfloß Jahr und Tag. Nun, nach so langem Schweigen, und, da er mir selber nie geschrieben, hielt ich es fast für unschicklich, mich mit einem Brief an ihn zu wenden. Ich wußte nicht einmal, ob er noch, oder wo er in der Schweiz wohne?

Auf einer Geschäftsreise, die ich im letzten Sommer nach Deutschland machte, hatte ich meine Frau, als Begleiterin, mitgenommen. Sie war erst seit wenigen Wochen von einer Krankheit genesen. Eines Tages, in einem würtembergischen Städtlein, wo wir über Nacht blieben, war sie im Wirthshause zufällig in ein an das Gastzimmer stoßendes Gemach getreten, worin Näherinnen arbeiteten. Nachdem sie da ziemliche Zeit verweilt hatte, kam sie zu mir zurück, und sagte: „Du solltest diese Näherinnen sehen! Eine derselben ist von so ausgezeichneter Schönheit, daß ich unter allen Frauenzimmern, die ich kenne, keine mit ihr vergleichen möchte."

Ich mußte etwas verwundert über die große Begeisterung meiner Frau lächeln, und sagte: „Was? willst du selber das Herz deines treuen Mannes bei dieser Schönheit in Lebensgefahr bringen?"

Indem trat die geschäftige Wirthin zu uns, und mein Weibchen hatte eben nichts Dringenderes, als sich nach der hübschen Näherin zu erkundigen.

„Ei nun ja, das arme Ding!“ sagte die Wirthin: „es hat auch nichts, als was es auf dem Leibe trägt und muß sein Brod sauer verdienen. Das dumme Ding, wenn es das Näschen nicht allzuhoch trüge, hätte seit den anderthalb oder zwei Jahren, die es hier in der Stadt lebt, längst einen Mann haben können. Sowohl der Metzger Hecht, mein Nachbar, als auch der junge Kaufmann Siebold, der drüben den Gewürzladen hat, sind rechtliche, wohlbemittelte Leute. Das Jüngferchen hat aber beiden den Korb gegeben. Es wird ihr nicht wieder so gut geboten werden. Metzger Hecht ist nun seit drei Vierteljahren mit einer Andern verheirathet. Uebrigens muß ich der Wahrheit die Ehre geben, das Mädchen ist fleißig und brav, und dabei geschickt im Weißzeugnähen und Stickereimachen; es soll sogar französisch reden können.“

„Woher ist das Mädchen?“ fragte meine Frau.

— Aus der Schweiz, oder sonst woher, erwiederte die Wirthin: Ich habe sie zuweilen mit den Andern im Taglohn bei mir. Sie wohnt eigentlich bei einer alten Wäscherin in der Kümmelgasse, neben dem Schmied Pinkelmann. Man nennt sie schlechtweg Jungfer Talk; aber sie thut wahrlich, als wenn sie ein gnädiges Fräulein wäre. Man bringt nicht viel aus ihr heraus; und ganz richtig mag es bei ihr nicht sein. Einige wollen behaupten, . . . aber ich will nicht nachreden, was schlechte Mäuler über sie klatschen. Es ist mir gleich, ob sie von einem vornehmen Herrn verführt worden und im Stich gelassen ist, oder nicht. —

„Wäre das Mädchen eine Schweizerin,“ sagt' ich zur Wirthin: „so möcht' ich es doch sehen.“

Wir traten in die Nebenstube, wo uns die Wirthin verließ,

während wir uns zu den Näherinnen stellten und meine Frau sich mit ihnen in Gespräche einließ. In der That, die jüngste von ihnen, ein Frauenzimmer von etwa 20 Jahren, verdiente das Lob der Schönheit, welches ihr meine Frau gegeben. Ich war überrascht von der Zartheit des seelenvollen Gesichtes, in dessen feinen Zügen stiller Gram schwebte, der die Wangen etwas gebleicht hatte. Die Fülle der blonden Haare war in dichten Flechten, die wie Gold glänzten, um das Köpfchen geschlungen, das sich nie von der Arbeit aufrichtete. Und wie unvortheilhaft auch die halbbäurische Tracht sein mochte, sie konnte den schlanken Wuchs und das schöne Ebenmaß dieser Gliedmaßen nicht entstellen. Ich bedauerte, daß das Mädchen beständig stumm blieb und die Andern für sich reden ließ. So antwortete, auf die Frage meiner Frau, ob sie insgesammt aus dem Städtchen wären? die Aelteste von ihnen: „Ja, wir beide wohl, aber die da (sie zeigte auf den Kopf mit den Goldflechten) ist aus der Schweiz."

„So?" sagt' ich, und wandte mich zu der Angedeuteten: „Also wären wir Landsleute? Aus welchem Kanton seid Ihr, Jungfer?"

Das Mädchen bückte sich mit dem Gesicht tiefer auf die Arbeit nieder, vermuthlich um ein Erröthen zu verbergen, welches über das Gesicht flog, und sagte mit weicher, leiser Stimme: „Meine Aeltern waren aus verschiedenen Kantonen!"

Ich wollte fortfahren, die artige Landsmännin zu fragen, als die ältere Näherin zu ihr sagte: „Gib mir deine Scheere, Justine!"

Bei diesem Namen, neben welchem mir zugleich der ihr von der Wirthin gegebene einer Jungfer Talk einfiel, wandelte mich eine sonderbare Ahnung an. Ich dachte an die Justine des Doktors Walter. Ich sah zu meiner Frau hin; und sie sah zu mir her mit großen Augen.

Wir verstanden einander sogleich, und betrachteten einen Augen-

blick noch die junge Person. Dann, wie verabredet, verließen wir die Näherinnen, um uns unsere Vermuthungen mitzutheilen. Als wir im für uns angewiesenen Wohnzimmer allein waren, rief sie: „Ist's eine Jungfer Justine Talk, oder Fridolins Justine Thaly?" Das war die Frage, welche jetzt auf irgend eine Art entschieden werden mußte. Wir verabredeten, mit aller Vorsicht nachzuforschen, und wenn es wirklich Walters gewesene Braut sei, die Unglückliche auf jede Weise zu bereden, mit uns zu kommen; in unserm Hause die Stelle einer Gehülfin und Gesellschafterin meiner Frau und Tochter anzunehmen, doch ohne ihr unsere Bekanntschaft mit Walter jetzt schon zu verrathen. Ich machte mich sogleich auf den Weg in die Stadt, zum Hause der alten Waschfrau, bei der das Mädchen wohnte. Da ich die Frau nicht fand und lange vergebens gewartet hatte, begab ich mich zum Vorsteher der Stadtpolizei. Hier erfuhr ich mit Gewißheit, die schöne Näherin sei Justine Thaly. Ich eilte freudig ins Wirthshaus zurück, meine Gattin mit der wichtigen Botschaft zu überraschen. Statt dessen aber ward ich von ihr überrascht, als ich sie in unserm Wohnzimmer, und zwar in Gesellschaft des Mädchens, fand, das unsere lebhafteste Theilnahme erregt hatte.

„Jungfrau Thaly hat sich nach deinem und meinem Wunsche bereden lassen, uns zu begleiten," sagte meine Frau, als ich ins Zimmer trat: „doch müssen wir, ihr zu Gefallen, noch einen Tag länger im Städtchen bleiben, damit sie ihre kleinen Geschäfte in Ordnung bringen könne."

Ich bezeugte der so glücklich Gewonnenen mein Vergnügen über ihren Entschluß, vereint mit meiner Tochter, die Stütze einer noch etwas kränklichen Hausmutter werden zu wollen. — Sie stand, während ich sprach, mit bescheiden zur Erde gesenkten Blicken vor mir. Dann schlug sie die hellen blauen Augen zu mir auf, und sagte, indem ein dankbares, doch wehmüthiges, Lächeln um

ihre Lippen spielte: „Wenn Sie nur nicht zu viel von mir erwarten! Ich weiß nicht, wodurch ich Ihr und Ihrer Frau Gemahlin allzugünstiges Vorurtheil verdient habe. Aber ich werde mich bemühen, so viel es mir möglich ist, Sie nicht ganz unzufrieden zu machen, da ich Ihnen schon jetzt sehr verpflichtet bin, daß Sie mich aus dieser kleinen Stadt nehmen, in der mir der Aufenthalt fast unerträglich gemacht wird."

Wir blieben, wie ausgemacht war, noch den andern Tag; und den folgenden saß Justine bei uns im Wagen, das Antlitz gegen die Schweizerberge gekehrt.

---

8. Das schreckliche Schicksal.

Auf Reisen wird man binnen drei Tagen mit einander vertrauter, als sonst in drei Wochen. Das war der Fall bei uns. Justine gewann unser Herz. Auch wir schienen ihr lieb zu werden. Zwar ihre stille Schwermuth verlor sie nicht; doch ward sie gesprächiger, vertraulicher. Sie konnte zuweilen sogar eine Art Fröhlichkeit zeigen. Als wir den vaterländischen Boden betraten und der Rhein hinter uns lag, weinte sie schweigend; ich weiß nicht, ob vor Freuden oder neuerwachtem Schmerz.

Binnen wenigen Tagen war Justine, bei uns im Hause, schon ganz einheimisch. Sie war Herzensfreundin meiner Tochter geworden, die an ihr mit ganzer Seele hing. Wir behandelten sie aber auch, wie unser eigenes Kind. Durch anhaltende Güte gelang es endlich, sogar ihr hartnäckiges Schweigen über das Geheimniß ihres Grams zu brechen, der sie verzehrte und nicht froh werden ließ.

„Ja, ich fühl' es wohl," sagte sie, als wir sie eines Tages in Thränen fanden: „Ich wäre höchst undankbar, wenn ich gegen Sie nicht ganz offen sein wollte. Ich will Ihnen die Geschichte

meines Elends erzählen, damit Sie wenigstens nicht Argwohn gegen mich hegen, als quäle mich ein böses Gewissen. Ich bin eine arme Waise. Ich hoffe, Sie werden mich doch nicht verstoßen, wenn ich Ihnen Alles vertraut habe, so schwer es mir auch wird."

So sprach sie. Dann erzählte uns Justine folgendermaßen: „Meine gute Mutter ist früh gestorben, wohl ihr; wär' ich's doch, wie sie. Aber nein, Gottes Willen ist weiser und besser, als der meinige. Mutterstelle ersetzte mir viele Jahre eine würdige Frau, die, sowohl zu meiner Erziehung, als zur Leitung des Hauswesens, von meinem Vater angenommen worden war. Ich lebte eine glückliche Kindheit, die nur zu schnell vorüber flog. Ich war kaum fünfzehn Jahre alt, als meine Erzieherin entlassen, und mir die Haushaltung übertragen ward. Mein Vater sprach mir schon damals oft von schlechten Zeiten und von der Nothwendigkeit, sich im bisherigen häuslichen Aufwand einschränken zu müssen. Doch war der Aufwand nicht groß; auch bemerkt' ich seinerseits keine Einschränkungen. Wollt' ich aber Ausgaben vermeiden, die mir überflüssig schienen, so sagte der Vater: Du mußt nicht am unrechten Orte zu sparen anfangen! Wir haben bisher auf einem anständigen Fuß gelebt. Es muß so bleiben; sonst könnt' es meinem Kredit schaden."

„Nämlich, mein Vater war ein Korn- und Weinhändler. Er besaß nicht weit vom Marktflecken ein schöngebautes Haus und vieles Land dazu. Die Wiesen und Aecker verkaufte er aber nach und nach, um sein ganzes Vermögen in den Handel zu legen und besser zu benutzen. Er war ein herzguter Mann und fröhlicher Gesellschafter. Jeder wollte ihm wohl, mit Ausnahme eines unserer Nachbarn, Namens Walter, der ebenfalls in Korn und Wein Geschäfte trieb, aber eine zanksüchtige, neidische Gemüthsart hatte, und unserm Hause vielen Verdruß verursachte. Mein Vater nahm sich das zu Herzen."

„Ich hatte deswegen manchen Kummer. Ohnehin war die Ge-

sundheit des Vaters nicht die stärkste. Ach, ich wußte damals nicht — — Und, ich muß es sagen, daß er im Ganzen sehr mäßig lebte. Ach, hätt' ich unglückliches Mädchen den Ausgang seiner schon damals anfangenden Krankheit voraussehen können; oder hätt' ich nur dem Rathe eines gewissen jungen Arztes gefolgt, — ich würde vielleicht Alles gerettet haben. Aber, ich unwissendes Ding, hielt das Uebel nicht für so gefährlich; und der junge Mensch war erst von einer deutschen Hochschule zurückgekommen; ich lachte ihn sogar aus."

Hier unterbrach meine Frau Justinens Erzählung, und fragte mitleidsvoll: „Warum grämst du dich, liebes Kind? Du würdest deinen guten Vater doch gewiß nicht gerettet haben. Sein Sterbestündlein war von Gott bestimmt."

Justine, mit einem unterdrückten Seufzer, antwortete: „Von Gott bestimmt? Meinen Sie, Gott habe ihn aus der Welt gerufen?" — Justine schüttelte traurig den Kopf und fuhr fort: „Anfangs schien Alles freilich mit ihm unbedeutend. Der Vater klagte nur, aber schon geraume Zeit, daß sein Magen nicht in der Ordnung wäre. Er aß wenig; konnte nicht alle Speisen ertragen. Um den Appetit zu reizen, pflegte er jedesmal vor dem Essen erst ein Glas Wermuth-Extrakt oder andern Likör zu nehmen. Eben so mußte er auch Morgens beim Aufstehen thun; denn da quälte ihn vielmals starker Husten und sogenanntes Würgen, daß es mir oft bange machte. Am meisten erquickte ihn ein gutes Glas Wein Mittags und Abends. Jener junge Mensch, der junge Arzt nämlich, wollte mich bereden, ich sollte meinem leidenden Vater jene Magenstärkungen entziehen, die er doch schon manches Jahr mit Nutzen zu seiner Erleichterung gebraucht hatte. Ich verspottete ihn mit seiner etwas grünen Weisheit, wie ich sie nannte. Ein paar Jahre nachher dacht' ich wohl wieder daran. Aber vielleicht mocht' es doch zu spät sein. Ohnehin hielt der Vater ganz und

gar nichts von den Doktoren. Er hatte Vorurtheil gegen Alle; besonders gegen den jungen Mann, den ich vorher nannte, der — — — unsers Nachbars Walter Sohn war."

Die letzten Worte sprach Justine mit etwas leiser, unsicherer Stimme, indem sie das Gesicht von uns ganz ab, gegen das Fenster wandte. Aber ich bemerkte, daß selbst ihr schöner, weißer Nacken röthlicher zu schimmern anfing.

Erst nach einer Weile erzählte sie weiter: „Der Vater nahm endlich zwischen den Mahlzeiten auch noch ein Glas Wein, wie andere Männer ebenfalls thun. Allein er war dazu gezwungen, weil er viel Sorgen hatte, und sich aufmuntern mußte. Er trank aber nie zu viel; nie sah ich ihn wirklich berauscht. Er erhielt dann nur seine alte Lebhaftigkeit und muntere Laune wieder. Doch bemerkt' ich, daß er etwas vergeßlicher ward; daß er nach und nach die helle Uebersicht in seinen Handelsgeschäften verlor; daß er manchmal, wenn er mit seinem starren, leeren Blick der Augen vor mir stand, mir, möcht' ich sagen, wie erschöpft und etwas stumpf vorkam. Er befand sich aber noch im besten Alter; war kaum einige und fünfzig Jahre alt. Die Hinfälligkeit erregte mir Sorgen genug. Er schien auch an Nerven zu leiden, denn er bekam in den Händen das Zittern. Er machte wenig daraus, und verrichtete seine Geschäfte und Reisen, wie immer. Nun klagte er über unruhigen Schlaf; über abscheuliche Träume des Nachts, die er zuweilen vertrieb, wenn er, wie ihm Jemand gerathen hatte, etwas Opium nahm. Allein es kam plötzlich, daß er auch am Tage wunderliche Dinge sprach; mehr noch, wenn's Abend wurde. Er glaubte, zuweilen Personen im Zimmer zu erblicken, die Niemand sah; oder Thiere nahm er wahr, die herumschlichen; oder verstorbene Leute und Gespenster. Er klagte über seine Sünden; sah im Schlaf das jüngste Gericht. Mir ward für seinen Verstand bange. Ich konnte ihn nicht bereden, nicht erbitten, einen

Doktor zu berathen. Ich befragte endlich selber den geschicktesten Arzt im Marktflecken, und erfuhr nun, daß diese edle Gesundheit durch den Gebrauch verschiedener starker Getränke zu Grunde gerichtet sei."

„Doch das Maß des Elendes war noch lange nicht voll. Ich sollte Schrecklicheres erfahren und sehn. Mein armer Vater war bei seiner Lebensart nach und nach in Verwaltung der Handelsgeschäfte ein wenig nachlässig geworden; vielleicht auch in guter Gesellschaft beim Weine etwas leichtsinnig; vielleicht hatte er sich, bei abgenommenem Gedächtniß, manche Vergeßlichkeit zu Schulden kommen lassen; vielleicht hin und wieder allzuunvorsichtig Gelder geliehen, um andern Gläubigern zu zahlen. Genug, es kam ein entsetzlicher Augenblick, da alles Verderben über uns mit einem Male hereinbrach. — Ich vermag es kaum auszusprechen."

„Eines Tages, als ich meinen Vater von einer mehrtägigen Reise zurückerwartete, trat die Köchin zu mir ins Zimmer, wie eine Verzweifelnde. Sie schien seit einiger Zeit kränklich zu sein. Ich hatte sie oft weinend gefunden. Sie erklärte mir jetzt: sie müsse das Haus verlassen; ich solle mich ihrer erbarmen; sie sei verführt und nahe daran, Mutter zu werden, und mein Vater trage die Schuld daran. Ich verging fast voller Entsetzen. Ich glaubte es nicht. Ich überhäufte sie, als ein schlechtes, verläumderisches, boshaftes Geschöpf mit den heftigsten Vorwürfen. Sie schwieg, wimmerte, verließ das Haus."

„Gegen Abend kam der Vater nach Hause von seiner Reise. Ich nahm mir vor, ihm den Vorfall zu erzählen. Er war aber düster, ärgerlich, gebot mir zu schweigen; ging mit verstörter Miene auf sein Zimmer; wollte nicht zu Nacht speisen und verschloß sich, sobald ich ihm die Kerzen angezündet hatte. Mir ahnete Böses, aber noch nicht das Böseste. Nach einigen Stunden hört' ich ihn die Köchin rufen. Ich eilte die Treppe hinauf zu ihm;

sagte, als ich im Zimmer mit ihm allein war, sie sei aus dem Dienste gelaufen. Ich sagte ihm Alles. Er blickte stier und wie gedankenlos vor sich hin. Er antwortete nichts; stand auf; ging durchs Zimmer, aber mit starren, schrecklichen Augen, als wenn er Gespenster sähe; zündete noch drei, vier andere Kerzen an, und schob mir dann auf dem Tisch ein paar Rollen Geldes zu, indem er sagte: Da, nimm, Justine, es ist das Letzte! Auch das gehört uns nicht. Es ist mir gestern anvertrautes Geld. Nichts gehört uns mehr. Ich muß bankerot machen. Ich habe zweimal mehr Schulden, als Vermögen. Da sieh hier ins Hauptbuch. Nimm das Geld, Justine. Sieh zu, in ein gutes Haus zu kommen; du hast etwas gelernt. Du wirst dir wohl durchhelfen können."

„Ich war bei dieser Rede erstarrt; glaubte, mein Vater rede irre. Ich warf einen Blick in das aufgeschlagene Hauptbuch; las den Rechnungsauszug von seinem Guthaben und seinen Schulden, und stand betrübt da. Aber noch glaubte ich, er könne sich verrechnet haben. — Er hingegen schob mir immer die Geldrollen zu. Ich stieß sie zurück und sagte: Wir wollen lieber ehrlich sein, lieber als uns unehrlich an fremdem Eigenthum vergreifen! — Du hast Recht! rief er und schloß die Augen, indem er in seinem Lehnstuhl zurücksank. Dann sagte er: Gott straft mich hart. Ich habe schwere Sünde auf dem Herzen. Wenn ich auch die Augen zudrücke, stehn die Teufel doch vor mir, stehst du, da und da? und lechzen sie nicht nach meiner Seele? Ich leide Todesangst, Höllenangst. — Geh', Justine, gehe! Du weißt nicht, wie manche Familie ich ins Unglück gebracht habe, die nun arm werden muß. Du wirst es erfahren. Man wird mich verklagen; und das Weibstück wird auch nicht schweigen!" — —

„So sprach er noch viel. Ich bat ihn, zu Bett zu gehn. Er ward dann plötzlich und ohne Ursach' zornig. Er stieß mich zur Thür hinaus und schloß die Thür hinter mir zu. Als ich weinend

hinunter kam, trat der Hausknecht todtenblaß zu mir und erzählte mit zitternder Stimme, unsere Köchin habe sich von der Brücke ins Wasser gestürzt. Es sei zu dunkel; man werde sie schwerlich aus den Fluthen retten. Schrecken, Mitleiden, Furcht vor Schande des Hauses und Reue über meine Härte gegen das arme Mädchen, machten mich lange ganz sprachlos. Ich lief händeringend umher. Ich schickte endlich einen Knecht, die Unglückliche suchen und retten zu helfen. Ich fiel auf die Knie. Ich wollte beten und konnte in schwerer Seelenangst keine Vorstellung fest halten. Ich warf mich auf den Sopha, an allen Gliedern wie gebrochen. Es mochte gegen Mitternacht sein, als der treue Knecht mit der Botschaft zurückkam, in der Finsterniß sei man vom Aufsuchen des Leichnams abgestanden. Unser Hausgesinde war um mich versammelt. Die guten Leute, ohne Rath und Trost wie ich, baten mich mitleidig und weinend, ich solle mich zur Ruhe begeben. Sie versprachen wach zu bleiben die ganze Nacht. So ging ich endlich in meine Schlafkammer, nicht um Schlummer zu suchen, sondern um allein zu sein."

„Nein, ich will, ich kann meinen Zustand in dieser grauenvollen Nacht nicht beschreiben. Ich betete; ich weinte Thränen des bängsten Schmerzes. Ueber meinem Schlafzimmer war die Stube des Vaters. Zuweilen glaubt' ich noch seine Schritte zu hören. Bei jedem Geräusch fuhr ich erschrocken auf, bebend und athemlos. Wie ich nur die Nacht überleben konnte! Es ist mir auch heut' noch unbegreiflich."

„Schon fing ein wenig Morgengrau an durch die Fenster zu dämmern. Da hört' ich über mir, in des Vaters Zimmer, einen schweren Fall. Ich fuhr mit lautem Schrei vom Stuhl auf; aber der frische Schreck hatte mich gelähmt. Ich sank wieder zurück. Die fürchterlichsten Vorstellungen gingen gespenstisch durch meine Seele. Das Gesinde hatte in der Stille der Nacht den Fall und

mein Geschrei gehört. Man kam zu mir, besorgt, daß mir Uebels begegnet sei. Lange waren wir unschlüssig, ob wir zum Vater hinauf gehen sollten? Endlich geschah es. Aber die Thür seines Zimmers war noch von innen verriegelt. Er antwortete auf unser Pochen und Rufen nicht. Der Knecht sprengte, auf mein Verlangen, das Schloß mit einer Axt auf. Wir traten hinein; ich flog beklommen zu seinem Bett. Es war von ihm noch unberührt geblieben. Da hört' ich einen durchdringenden Schrei von Allen. Ich wandte mich. O entsetzlicher Anblick! — An der Wand hing ein Mensch mit schwarzblauem, verzerrtem Antlitz; zu seinen Füßen lag ein umgestürztes Tischlein. — Es war mein unglückseliger Vater!"

„Ich entfloh mit Grausen; lief mit erstarrtem Herzen die Treppe hinab; wußte in voller Geistesverwirrung nicht, was ich that; nahm besinnungslos ein Bündel von einigen meiner Kleider zusammen, und rannte damit, wie eine Wahnsinnige, zum Hause hinaus, über die Felder. Ich rannte, wie im Traum, über Weg und Steg, ohne Vorsatz, ohne Plan. Ich weiß nur, ich sprach mit einem alten Miethskutscher auf der Landstraße, der mich in seinen Wagen hob. Meine Gedanken waren verschwunden. Vielleicht lag ich in Ohnmacht. Ich erwachte spät am Tage aus einem schweren Schlaf, als mich der alte Kutscher in einem Dorfe zum Mittagessen weckte."

„Für Alles in der Welt wär' ich nun nicht wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt. Was sollt' ich in dem Hause, wo unser Hab und Gut den Gläubigern verfallen war? In dem Dorfe, wo ich nur die Schande der Familie zur Schau tragen mußte; Vielen ein Gegenstand des Hohns oder des Mitleids; aber Allen ein Ekel durch das Schicksal der Köchin, durch den schauerlichen Tod meines Vaters. Ach, es mag wohl ein trauriges Loos sein, als verlassene Waise in der Welt zu stehen: aber die hinterlassene

Tochter — eines Selbstmörders zu sein — — — für dieses Elend gibt's keinen Namen."

„Glück und Hoffnung meines Lebens waren und sind auf immer zertrümmert. Ich hatte auch einen Freund gehabt; einen Gespielen aus den Kinderjahren, jenen jungen Menschen, der damals in England lebte, unsers Nachbars Sohn. Er durfte nun nicht mehr an die Tochter eines Falliten, eines Selbstmörders denken; seiner Ehre willen durfte er nicht. Ich hatte ihn verloren, den einzigen Freund. Mit gebrochenem Herzen schrieb ich ihm mein Lebewohl. Ich aber stand in der Welt einsam; wußte nicht, wohin mich wenden? Mit dem Kutscher war ich nach Deutschland gekommen. In einem Gasthof trat ich als Aufwärterin in Dienst, den ich nach einem halbem Jahre wieder verlassen mußte, weil man mich unanständig behandelte. Durch Empfehlungen einer gutherzigen Nebenmagd kam ich zu einer armen Wäscherin in jenes Städtchen, wo Sie mich als Näherin fanden und sich meiner großmüthig annahmen."

„Nun wissen Sie die Geschichte meines Unglücks. Ich habe Ihnen nichts verschwiegen. Wenn Sie mich auch verachten, mich wieder von sich entlassen sollten, ich werde Sie Alle darum nicht weniger lieben. O mein einst so guter, unglückseliger Vater! Er hatte gewiß nicht geglaubt, daß seine Neigung zum Trunk, daß diese Schwachheit einen so schauerlichen Ausgang für ihn und für mich nehmen würde! — Ich weiß es wohl, ich bin zum Unglück geboren; aber ich bin unschuldig an meinem harten Schicksal. Gott gab es mir zu tragen. Er wird mich arme Waise nicht verlassen, wenn mich in dieser Welt Alles verläßt."

Hier unterbrach ein Strom von Thränen ihre Rede.

---

9. Der Besuch.

Wir hatten tiefbewegt Justinens Erzählung angehört. Wir umringten Alle das gute Kind; schlossen es in unsere Arme, und suchten es durch unsern Trost und die Betheurungen unserer Liebe zu beruhigen. Justine hatte wohl Recht; wenn ihr Vater die Folgen hätte voraussehen können, welche durch Gewohnheit und zuletzt durch Bedürfniß starker Getränke entstehen konnten, er hätte gewiß sich auf der Stelle davon losgesagt. — Und wie Viele leben noch, die mit dem Glase Branntewein in der Hand, das sie für so unschuldig und unschädlich halten, bei dem sie sogar etwas alt werden können, unbesorgt dem still heranschleichenden Verderben ihres Leibes, ihrer Seele, ihres Hauswesens entgegenlachen!

Ich berieth mich mit meiner Frau. Wir waren entschlossen, für Justinens Schicksal in jedem Fall zu sorgen, wie es auch komme. Daß sie mit ihrem Herzen im Stillen noch immer an dem ehemaligen Jugendgespielen hing, wenn auch mit aufgegebener Hoffnung, hatten wir deutlich bemerken können. Aber Frage war nur, wie es mit Fridolin Walter stehe? ob er noch an die arme, entlaufene Justine denke, oder sich schon verheirathet habe? ob er noch in seiner Heimath wohne, oder vielleicht nach England zurückgegangen sei? Ja, wir wußten überhaupt nicht einmal, ob er noch am Leben sei? — Ich bereute, meine Verbindung mit ihm vernachlässigt zu haben; entschloß mich kurz, die Reise zu ihm zu unternehmen, und mir über seine Verhältnisse Gewißheit zu verschaffen. Justine durfte indessen von Allem einsweilen nichts erfahren. Ich setzte mich in den Reisewagen und fuhr ab.

Am zweiten Tag befand ich mich schon im Angesicht von Fridolins und Justinens Heimath. Es war im Sommer; ein schöner Nachmittag. Die Leute arbeiteten im Felde. Ich stieg aus dem Wagen und ließ ihn in den Marktflecken voranfahren, um meine

ungeduldige Neugier etwas früher durch Nachfrage zu stillen, ob ich meine Reise vergebens gethan habe? — Ich redete den ersten, besten an, einen zerlumpten Bauer, der, auf seine Mistgabel gelehnt, müßig meinem Wagen nachgaffte. Auf die Frage, ob der Doktor Walter noch im Flecken dort wohne? sah mich der Kerl mit seinem bleichen, gedunsenen Gesicht eine Weile ganz einfältig an; wiederholte die Frage langsam, und setzte dann hinzu: „Verzeiht, Herr, aber bis diesen Morgen hat der Teufel den Leuteschinder noch nicht geholt." — Ich war durch diese Antwort etwas betroffen und setzte meine Fragen fort; erhielt aber nur immer verworrene und wenig erfreuliche Nachrichten über den Doktor. — Das that mir von Herzen leid. Wie hatte sich Fridolin in so wenigen Jahren verändern können! Und doch hatte ich ähnliche Aenderungen der Menschen schon oft erlebt. Arme Justine! dacht' ich. Ich ging weiter und holte auf dem Weg eine alte Frau ein, welche, mit einem Korb auf dem Kopf, ebenfalls in den Flecken ging. Bei Wiederholung meiner Frage nach Fridolin, sagte sie: „Ihr meinet unsern Gemeindsammann? Ja, freilich; Ihr findet ihn zu Hause."

— Also ist er jetzt Gemeindsammann? Und ist man mit ihm zufrieden? fragte ich weiter.

„Das sollt' ich meinen!" versetzte die Alte: „Er ist ein rechtschaffener, verständiger Mann, der unserm Ort schon viele tausend Gulden genützt hat."

Das ermuthigte mich wieder. Ich erfuhr nun von meiner geschwätzigen Begleiterin, daß er bei seiner Mutter wohne; daß er unverheirathet sei; daß er großes Vermögen besitze; daß er viele arme Haushaltungen unterstütze, ein wahrer Vater der Wittwen und Waisen wäre; daher allgemeine Achtung genieße in der ganzen Gegend, und sogar in den großen Rath des Kantons gewählt worden sei, was er aber ausgeschlagen habe, um sich nicht von

seinen Kranken entfernen zu müssen. Endlich, wie wir im Gespräch dem Flecken näher kamen, zeigte sie mir eines der schönen Häuser, rechts der Landstraße, in der Mitte eines Gartens, als Fridolins Haus. Ich trat ohne Umstände hinein.

Eine betagte, aber durch Kleidung und würdevolles Benehmen ausgezeichnete, Frau begegnete mir im Hausgang. Ich hielt sie für die Mutter des Doktors und irrte mich nicht. Auf mein Verlangen führte sie mich in das Zimmer ihres Sohnes. Er saß am Schreibtisch, kam mir entgegen und erkannte mich bald. Der Empfang war herzlich. Ich gab eine Geschäftsreise vor, die ich zur Erneuerung unserer alten Bekanntschaft benutze; und er, wie seine Mutter, bestanden nun darauf, daß ich einige Tage bei ihnen bleiben müsse. Mein Gepäck ward aus dem Wirthshause abgeholt.

Fridolin war noch derselbe kraftvolle, blühende Mann; aber der schwermüthige Zug seiner Mienen war nicht ganz aus seinem Antlitz vertilgt. „Ich zerstreue mich, wie ich kann," sagte er: „und habe Gelegenheit dazu genug; Arbeit vollauf."

„Und Justine?" fragt' ich.

Er zuckte die Achseln, sagte aber ganz ruhig mit fast gleichgültigem Tone, als wäre von einer fremden Person die Rede: „Gott weiß, wohin sie gekommen sein mag? Sie nahm sich den Tod des schändlichen Vaters nur zu sehr zu Herzen. Nachdem er Wittwen und Waisen und seine besten Freunde um das Ihrige betrogen und eine arme Magd verführt hatte, die sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzte, hing er sich zuletzt selber auf, um dem Henker die Mühe zu sparen. Mit Allem, was er hinterließ, konnte nicht die Hälfte seiner Schulden getilgt werden. Haus und Hof wurden verkauft; aber selbst das Haus des Fluches ward vor fünf Vierteljahren durch eine Feuersbrunst vernichtet. Jetzt befindet es sich, neu erbaut, schon in dritter Hand. Alle meine Nachforschungen, alle Anzeigen in öffentlichen Blättern, um die bekla-

genswürdige Justine zu finden, sind fruchtlos geblieben. Ich habe, freilich aber zu spät, nur dunkle, sehr unzuverlässige Nachricht von einem jungen Frauenzimmer erhalten, das um jene Zeit zum Bodensee gereist sein soll. Dort verlor sich auch diese Spur für mich. Ich hätte dem Mädchen in seiner Verlassenheit wenigstens einigen Beistand geleistet. Als ich aus England hier ankam, waren schon ein paar Monate seit ihrer Entfernung verflossen; und der Tod meines Vaters, die Betrübniß meiner guten Mutter, die Nothwendigkeit, in den verwirrten Vermögensverhältnissen unsers Hauses Ordnung herzustellen, hinderten mich, die ersten Nachforschungen persönlich zu unternehmen. Vielleicht wär' ich glücklicher gewesen."

„Unverhofft kommt oft!" sagt' ich: „Vielleicht hilft ein glücklicher Zufall das arme, verlassene Kind entdecken, dessen Aufenthalt, trotz all' Eurer Mühe, bisher unbekannt blieb. Indessen, lieber Doktor, freut mich's wenigstens, daß ich Euch gesund und beruhigter finde, als bei unserm ersten Zusammentreffen. Ihr müsset nun doch selber gestehen, die Zeit ist die beste Frau Doktorin. Auch Eure Mutter scheint jetzt getröstet und sogar heiterer zu sein, als Ihr selber."

„Gottlob!" rief Fridolin: „Doch bei meiner Ankunft fand ich sie sterbenskrank im Bett. Ich hatte alle Ursache zu fürchten, auch sie zu verlieren. Der plötzliche Tod meines Vaters —, man fand ihn, vom Schlag gerührt, eines Morgens leblos — er war ein Mann erst in den Fünfzigern —, und die Entdeckung, daß er durch eigene Schuld so frühzeitig dahingerafft wurde, hatte meine Mutter an den Rand des Grabes gebracht."

Ich sah den Doktor etwas verwundert an und sagte: „Ein Schlagfluß, den er sich selbst zugezogen? Darf ich fragen, wie das zu verstehen ist?"

Fridolin antwortete: „Er machte leider die heutige Modesünde mit. Erinnert Ihr Euch noch an unser Gespräch im Reisewagen?"

„Ich hab's noch nicht vergessen," entgegnete ich: „denn ich bin seither ein sehr mäßiger Wein-, aber ein starker Wassertrinker geworden, und die Schnappse sind ganz verabschiedet. Dafür bin ich nun gesund, wie ein Fisch, Dank Euch, und werde es hoffentlich bleiben."

„Wollte Gott, mein guter Vater hätte gethan wie Ihr; er würde noch heut' am Leben sein können!" sagte Fridolin mit traurigem Ernst. Und nun erzählte er mir den Hergang der Dinge.

---

10. Noch eine Erzählung.

Fridolins Vater war, wie der Doktor sagte, immer ein achtungswerther braver Mann gewesen. Er hatte zwar in guter Gesellschaft ein gutes Glas Wein geliebt, aber nicht im Uebermaß. Höchstens ward er zuweilen, wie man's zu nennen pflegt, weinwarm. Trunken sah man ihn nie; aber zu dem Warmwerden kam's denn doch allmälig öfters; besonders wenn er an Gastmählern zwei- und dreierlei Sorten Weins genoß. Am meisten schadete ihm, daß er gewohnt war, fast jeden Abend der Woche, in Gesellschaft von andern Bürgern zu gehen, wo man bald in diesem, bald in jenem Hause, regelmäßig zusammenkam, bei Wein oder Bier zu politisiren, oder ein Spiel zu machen. Da kehrte er dann freilich öfter weinwarm zurück. Kirschwasser, oder ein anderes starkes Getränk der Art, nahm er selten.

Diese Lebensweise hätte der brave Mann vielleicht noch lange, wenn auch nicht ganz ohne Nachtheil seiner Gesundheit, fortsetzen können. Der mäßige Genuß des Weins bei Tische erquickt und stärkt, wenn er nicht, statt des Wassers, zum Löschen des Durstes gebraucht wird. Er löscht nicht, sondern entzündet den Durst. Nur hätte er allem Likör entsagen sollen! Aber es erging dem

Vater Fridolins, wie vielen Andern. Man trinkt und weiß nicht, wenn man zuviel hat und vergißt sich. Sein tägliches Weinwarmwerden that ihm endlich, nach einer Reihe von Jahren, nicht ganz wohl. Er fühlte sich oftmals abgespannt, unaufgelegt zum Arbeiten. Seine Gesichtsfarbe war etwas verblichen und verwischt; in seinen Zügen eine gewisse Schlaffheit. Man bemerkte, daß er oft verdrießlich, oder wenigstens nicht mehr so guter Laune, wie sonst, war; auch leicht schläfrig wurde, während er selber klagte, daß des Nachts sein Schlummer leicht und unterbrochen sei. Er schrieb dies dem Altwerden zu. Frau Walter glaubte, es sei Folge seiner Arbeiten und der damit verknüpften Verdrießlichkeiten. Sie selber, um ihn zu erfrischen, setzte ihm liebevoll des Tages zuweilen ein Gläschen extra vor. Das ward sein Gift. Er gewöhnte sich daran. So lange durch den im Wein enthaltenen Spiritus die Aufregung des Blutes und der Nerven dauerte, war er wohlgemuth; aber dann sank er wieder in die vorige Unbehäglichkeit zurück.

„Meine Mutter war endlich um ihn besorgt," sagte Fridolin: „Sie fürchtete, es liege für ihn irgend eine Krankheit im Werden. Sie ließ einen Arzt berufen. Mein Vater lachte. Er war eigentlich nicht krank, was die Leute so heißen; und doch hatte ihn, ohne daß er's vermuthete, der Tod schon beschlichen. Er klagte nur über unregelmäßige Leibesöffnung; bald Durchfall, bald Verstopfung. Sein Eingeweide war also schon angegriffen und geschwächt. Der Arzt verordnete das Beste, nämlich eine Wasserkur. Die Mutter wachte ängstlich über die Beobachtung derselben. Der Vater entsagte, ihr zu Gefallen, sogar den Abendgesellschaften beim Weine. Dennoch besserte es nicht. Er ward vielmehr düsterer, schläfriger; klagte Morgens gewöhnlich über dumpfes Drücken im Kopf, über Schwere in den Gliedern. Doch arbeitete er dabei und gab sich, seiner Gesundheit willen, viel Leibesbewe-

gung. — Da ward er jählings vom Schlagfluß getödtet. — Nach seinem Tode fand man im Wandschrank seines Schlafzimmers leere Flaschen, worin berauschende Getränke enthalten gewesen waren. Er hatte heimlich getrunken; vermuthlich, um sich Nachts durch Betäubung Schlaf zu schaffen."

„Sein Tod, den ich noch jetzt beweinen muß, — er war ja ein vortrefflicher Vater und Mann, — sein Tod, allmälig durch das allgemein beliebte Gift bewirkt, ist aber nun der hiesigen Gemeinde und einigen benachbarten Dörfern zum größten Segen geworden."

— Was? rief ich verwundert: zum Segen, sagt Ihr? Wie war das möglich? Ihr macht mich neugierig.

Fridolin antwortete: „Der vorangegangene Selbstmord des alten Thaly, der nachfolgende Tod meines guten Vaters, die beide das Opfer der Trunkliebe geworden waren, trug nicht wenig zur Besserung des Volks in diesem Marktflecken bei. Und das Beispiel der hiesigen Gemeinde hatte bald wohlthätigen Einfluß auf ein paar andere Dorfschaften in unserer Nähe, wo man uns nachahmte. Wir stifteten nämlich einen sogenannten Enthaltsamkeitsverein, von welchem — —

— Halt! unterbrach ich ihn in seiner Rede: Besteht er noch? Das ist mir zu merkwürdig! Besteht er noch, oder — — —

„Allerdings besteht er noch," entgegnete der Doktor: „und zwar seit beinahe zwei Jahren. Die Einwohnerschaft unsers Ortes zählt ungefähr 900 Seelen, und davon gehören jetzt schon wenigstens 860 zum Verein."

— Wie denn? — fragt' ich lachend: gehören denn all' Eure Mädchen und Frauen und sogar Eure kleinen Kinder zum Enthaltsamkeitsverein, daß Ihr den Mund so voller Zahlen nehmt, und fast Eure ganze Bevölkerung dazu rechnet?

Der Doktor sah mich mit großen Augen an, und sagte: „Freilich! wie wär' es denn möglich, einen dergleichen Verein zu stif-

ten, wie könnte er heilsam wirken, ohne die Kinder, ohne die Weiber? Der Einfluß des weiblichen Geschlechts auf mäßige, nüchterne Lebensart der Männer und besonders auf junge Leute und Kinder ist vielwirkend. Sie leiden bei der Trinksucht der Männer das Meiste. Sie können, wenn auch nicht mehr die erwachsenen Leute, doch das nachkommende Geschlecht vor dem Verderben bewahren."

Ich gestehe, das kam mir wunderlich genug vor, und ich sagte: Wie in aller Welt habt Ihr denn das eingerichtet? Erzählt mir's. Ich muß Euch sagen, bei uns hat man auch dergleichen Mäßigkeitsvereine stiften wollen; denn das Branntweintrinken, welches, wie bei Euch, und in der ganzen Schweiz, in Deutschland, Frankreich, England, Rußland und aller Orten, so große Verwüstung anrichtete, hat auch in meinem Städtchen nicht minder zugenommen. Einige brave Männer, besonders unser Herr Pfarrer, gaben sich viele Mühe, einen Mäßigkeitsverein zu Stande zu bringen. Allein sie stießen auf eine große Menge von Hindernissen, daß sie den Plan aufgeben mußten.

Fridolin wollte antworten, als seine Mutter hereintrat, und uns zum Nachtessen einlud, das an dem schönen Abend in der Gartenlaube eingenommen werden sollte. Wir mußten gehorchen. Der Doktor sagte unterwegs: „Morgen finden wir wohl ein Stündchen, da wir allein beisammen sind. Da werd' ich Euch zufrieden stellen, und ich thu' es gern. Vermuthlich habt Ihr's mit Stiftung eines solchen Rettungsbundes nur falsch angegriffen, wie auch wohl anderswo geschehen ist."

In der That war nun den ganzen Abend nicht daran zu denken, jenes Gespräch fortzusetzen. Frau Walter lenkte die Unterhaltung auf hundert verschiedene Dinge und klagte endlich unter andern auch scherzend ihren Sohn bei mir an, daß er sie, bei ihrem beginnenden Alter, noch ohne freundlichen Beistand einer

jungen braven Schwiegertochter gelassen habe; wie es schiene, wollte er lieber ein Hagestolz werden. Das gab uns nun ein stoffreiches Kapitel. Ich dachte daran, meine gute Botschaft von der wiedergefundenen Justine anzubringen. Es kostete mir gar keine Mühe, die Rede auf das liebenswürdige Mädchen zu bringen. Aber der eiskalte Ton, mit welchem Fridolin jetzt von seiner ehemaligen Geliebten sprach, und plötzlich nach andern Dingen fragte, schreckte mich; sodann das schnelle Verstummen der Frau Walter, sowie der Ausdruck ihrer Miene, der mir zu sagen schien, ich hätte keinen sehr angenehmen Gegenstand berührt, hinderte mich fortzufahren. Ich schwieg und war etwas bestürzt. Ich sah, hier waren Verwandlungen vorgefallen, und der Zweck meiner Reise nichts weniger, als willkommen. Also brach ich ab, und behielt mir vor, die Sache mit Fridolin am folgenden Tage ins Reine zu bringen. Die arme Justine!

---

11. Der versuchte Rettungs-Bund.

Walter erschien am andern Morgen später als ich wünschte, auf meinem Zimmer, nachdem ich schon gefrühstückt, einen Gang durch den Marktflecken gethan, und mich nachher lange mit der Frau Walter unterhalten hatte.

„Nichts für ungut, lieber Freund!“ rief er, als er zu mir, mit einer Hand voll Schriften hereintrat: „Jetzt können wir einander ungestört angehören. Ich habe meine Kranken besucht, meine übrigen Amtsgeschäfte beseitigt; und nun setzt Euch! Ich will mein gestriges Versprechen erfüllen. Die Geschichte ist nicht lang und doch vielleicht der Mühe werth, angehört zu werden.“

Ohne weitere Umstände setzten wir uns beide. Was er erzählte, will ich nun, der Hauptsache nach, hier mittheilen. Es ist für viele unserer Städte und Dörfer zu wichtig.

„Das schreckliche Ende, welches der alte Thaly genommen hatte,“ sagte Fridolin: „so wie das plötzliche Hinscheiden meines Vaters, waren, wie ich Euch schon erzählt habe, nicht ohne bedeutenden Eindruck auf die Bewohner unsers Marktfleckens geblieben. Man kannte sehr gut die wahre Ursache dieser beiden Unglücksfälle. Aber, wie es nun geht, jeder sprach davon, bis die Trauergeschichte alt, und fast vergessen ward. Hingegen ich wollte sie nicht in Vergessenheit sinken lassen, sondern mein Unglück wenigstens zum Glück Anderer benutzen, und damit auf des Vaters Grab den schönsten Denkstein setzen. Ich wollte versuchen, den täglichen Gebrauch gebrannter Wasser, der seit 20 bis 30 Jahren in unserer Gemeinde so allgemein geworden war, allmälig wieder aus ihr zu verbannen, und zwar durch das Mittel, welches mir in England bekannt geworden war. Ich wollte versuchen, für meinen Zweck die wohlwollendsten, gemeinnützigsten Männern bei uns zu vereinigen. Es war nothwendig, daß sie mit ihrem Beispiel vorangingen und durch Ueberredung und überzeugende Vorstellungen auch andere gewönnen. Ich besprach mich zuerst mit angesehenen, würdigen Personen über den ungeheuern Verbrauch starker Getränke in der Gemeinde, und den daraus entstandenen schweren Schaden einzelner Leute und ganzer Familien. Alle stimmten mir bei; wünschten von Herzen gern zu helfen; fanden aber die Sache sehr schwierig. Ich lud sie zur ernsthaften Berathung des Unternehmens, zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft, bei mir ein. Es waren der erste Gemeindsvorsteher, der Ortspfarrer, ein junger Rechtsanwalt, ferner mein siebenzigjähriger Kollege, der Arzt, und ein braver Indiennefabrikant, der eine Viertelstunde von hier entfernt wohnt. — Sie kamen.

Nach langem Hin- und Herreden über die Mittel, das Trinken des Branntweins auszurotten, um in der dadurch schon viel benachtheiligten Gemeinde Arbeitsamkeit, Wohlstand, Gesundheit,

Eintracht, Sittlichkeit wiederherzustellen, und eine Menge unglücklicher Ereignisse zu verhüten, welche Folgen berauschter Zustände des Menschen sind: kamen wir keinen Schritt weiter. Jeder erhob unter den Anwesenden neue Bedenklichkeiten.

„So etwas muß, vom Staat aus, durch gute Gesetze bewirkt werden!“ sagte der junge Advokat: „So lange die Zahl der Wirthshäuser, Weinschenken und Branntweinbrennereien nicht beschränkt, die Einfuhr gebrannter Wasser nicht verboten oder doch erschwert und überhaupt jedes starke Getränk durch Auflagen vertheuert wird: müssen wir's leider bei frommen Wünschen bewenden lassen. Man spricht viel von Luxusabgaben. Der Branntewein ist der verderblichste Luxus, der sich ersinnen läßt. Für ihn gibt der Aermste den letzten Kreuzer hin, und läßt zu Hause Weib und Kind hungern. Durch ihn ist Mancher, der sein Brod gut hätte verdienen können, ins Armenhaus gebracht. Durch ihn ist schon manches Hauswesen zerrüttet. Der Branntewein ist wohlfeil, aber durch das, was er zur Folge hat, der theuerste Luxusartikel. Warum besteuert man ihn nicht? Alle Schuld daran hat die Regierung zu tragen.“

„Da habt Ihr ganz Recht, Herr Fürsprecher!“ erwiederte lächelnd der Gemeindsvorsteher, welcher Mitglied des gesetzgebenden Rathes war: „Luxus ist's; aber meinet Ihr, daß der Aufwand oder Luxus in denjenigen Ländern aufhört, wo er am stärksten besteuert wird? Nein, lieber Herr; er siegt zuletzt immer ob, und der menschliche Verstand findet beständig Mittel und Wege, die Gesetze zu umgehen, oder ein Gelüste auf andere Weise zu befriedigen. Wie hat man nicht in alten Zeiten gegen das aufkommende Tabakrauchen von Kanzeln und Thronen geeifert, in Büchern geschrieben, vor Gerichten gestraft! Umsonst aber belegte man den Tabak mit schweren Auflagen. Jetzt raucht Alt und Jung. Wie hat man nicht ehemals gegen das Kaffeetrinken geeifert, als

einen schändlichen Aufwand, als einen der Gesundheit nachtheiligen Trank! Was half's, er ist jetzt zum allgemeinen Bedürfniß geworden. Die ärmste Haushaltung will ihn nicht entbehren. Als Kaiser Napoleon seiner Zeit die Einfuhr von Zucker und Kaffee in Europa verbot, um England zu schaden: meint Ihr, das Kaffeetrinken hörte auf? Mit nichten! Es ward nur ärger damit. Man braute sich das Getränk aus Cichorien, Erbsen und Erdmandeln; man machte Rübenzucker und die Sache blieb beim Alten. Was hilft's bei uns, wenn man bekannten Trunkenbolden richterlich den Besuch der Wirthshäuser verbietet? Die Kerls trinken dann nur zu Hause! Sitten und Bedürfnisse des Landes machen das Gesetz, das Gesetz macht nicht die Sitten und Bedürfnisse. Wie schön Ihr auch reden könnet, Ihr würdet in unserm großen Rathe, wo selbst viele Liebhaber des Schnappses, viele Wirthe, Weinhändler und Likörfabrikanten Sitz und Stimme haben, zu tauben Ohren sprechen. Eigennutz ist ein harthöriger Gesell. Sollen die Menschen besser werden, so muß es durch die Macht der Religion geschehen. Die Herren Geistlichen sollten es sich angelegen sein lassen, kräftiger einzuwirken. Sie allein können durch rührende Ermahnungen und Belehrungen das Volk frömmer und besser machen. Wenn sie nicht, wenn die Religion nicht wer dann?"

Hier schüttelte der Herr Pfarrer traurig sein graues Haupt und sprach: „Ich predige seit 36 Jahren unverdrossen Gottes Wort; besuche rastlos die Leidenden, Kranken und Sterbenden. Wie wenig aber hat meine Arbeit im Weinberg des Herrn gefruchtet! Man kömmt wohl aus Gewohnheit, oder Anstandes willen, oder aus Neugier, oder Frömmigkeit, oft nur aus mißverstandener Frömmigkeit, in die Kirche. Aber geht man hinaus: so hört die Kirche auf, und das gewohnte Leben und Treiben geht wieder seinen Gang. Man vergißt die gehörten Ermahnungen

und hat an Anderes zu denken. Die Wirthshäuser sind wieder voll. Wenn alle guten Lehren christlicher Aeltern ihren Zweck bei den Kindern erreichten, würde es keine ungerathene Kinder mehr geben; und hätten die seit tausend Jahren gehaltenen Predigten all' das beabsichtigte Gute gestiftet, so müßte die Welt schon jetzt voller Engel sein. Aber Krankheiten, Gebrechen und Fehler der Seele lassen sich so wenig durch bloße Worte heilen, als Krankheiten und Gebrechen des Leibes. Da müßen ganz andere Mittel zu Hülfe genommen werden, um das Laster sowohl des mäßigen als des unmäßigen Branntweingebrauches auszurotten, wodurch unserer Gemeinde schon so viel Unfug und Elend erwachsen ist. Da sollten alle frommen, verständigen Hausväter, insbesondere aber diejenigen, welche vielen Leuten Verdienst und Arbeit geben, wie z. B. die reichen Gewerbsherren und Fabrikanten, das Beste thun. Sie sollten keine Branntweinliebhaber bei sich in Lohn und Brod nehmen."

Hier rieb sich unser Fabrikant die Stirn und rief: „Sehr schön gesprochen, Herr Pfarrer! Aber wir Fabrikanten bezahlen mit unserm Geld bloß Arbeit, und keine Frömmigkeit und Tugend des Arbeiters; so wie der Herr Pfarrer, wenn er sich Schuhe machen läßt, nur Leder und Arbeit bezahlt, und auf die Geschicklichkeit des Schuhmachers sieht, nicht aber auf dessen häusliches Leben. Wir Fabrikanten sind keine Oberherren, und von unsern Arbeitern gerade eben so sehr abhängig, als sie es von uns sind. Außer der Fabrike haben wir nichts zu befehlen. Der Herr Pfarrer könnte eben so gut zur Regierung sagen, sie solle keine Beamten anstellen, die Likör trinken. Hat ein Verwalter, ein Richter, ein Statthalter, ein Professor, oder anderer Beamter zu tief ins Glas gesehen, richtet er gewiß mehr Schaden an, als ein unbedeutender, benebelter Fabrikarbeiter. Ich läugne gar nicht, daß der Genuß des Branntweins, auch der mäßigste sogar, mit

der Zeit, Gesundheit und Hauswesen dieser Personen zerrüttet hat und noch immer zerrüttet. Man muß seine Schädlichkeit für die menschliche Gesundheit gar nicht mit dem unschuldigen Genuß des Kaffee's und Tabakrauchens vergleichen. Aber die ärmere Volksklasse, für die der Wein zu kostbar und theuer ist, und die doch dann und wann, so gut, wie der Reiche, einmal Kummer und Sorgen künstlich verjagen will, hält sich an den wohlfeilern und schneller wirkenden Weingeist. Die Leute bedenken oder wissen freilich nicht, daß dadurch auch die Gesundheit nur wohlfeiler und schneller zu Grunde gerichtet wird. Wir Fabrikanten aber haben keinen Auftrag und Beruf, für Gesundheitspflege unserer Arbeiter, oder auch anderer Leute in unserm Dienst, zu sorgen. Ich dächte, das wäre mehr Angelegenheit der Herren Mediziner."

Bei diesen Worten lachte der siebenzigjährige Doktor laut auf und sprach: „Wir Schweizer haben nie mehr „Aber" und „Wenn" und tausend Bedenklichkeiten bei der Hand, als wenn's darauf ankömmt, zu handeln. Nun, ihr Herren, bedenket aber auch noch, daß der Arzt nur in das Haus geht, in welches er, als Arzt, berufen wird; und daß er nicht sobald wieder einkehrt, wenn einmal sein Patient geheilt worden, oder gestorben ist. Er kann also keineswegs darüber wachen, ob man seine Vorschriften und Warnungen befolgt. Arme Haushaltungen aber lassen den Doktor gar nicht, oder oft nur dann erst rufen, wenn es gewöhnlich schon zu spät ist. Dergleichen Menschen gehen lieber zu einem Quacksalber, Harnbeschauer und Gütterlidoktor, oder zu einem alten Weibe oder Kapuziner, um sich ohne Nutzen, aber wohlfeil, betrügen zu lassen. Und komme ich zu bemittelten und reichen Leuten, wie würden die mich anschauen, wenn ich ihnen Bußpredigten über das Likörtrinken halten wollte? Würdet ihr aufgehört haben, ihr Herren, bei einem Gastmahl, starke Getränke vorzusetzen, wenn ich euch den Nachtheil jeder Art Branntewein für die Ge-

sundheit geschildert hätte? Ich zweifle. Leute, die gern einen Schnapps nehmen, bleiben ihm treu; und halten ihn für zuträglich und gesund, so lange sie nämlich gesund sind. Werden sie aber zuletzt dabei kränklich, was selten fehlt: so schreiben sie es hundert andern Umständen, doch gewiß nicht dem Branntewein zu, den alle Welt trinkt und bei dem Mancher ziemlich alt wird. Sind ihnen endlich Blut und Nerven verbrannt und verschrumpft, ja dann lassen sie wohl den Doktor holen, er soll sie geschwind vor dem Tode schützen. Viele, aus Leichtsinn, oder Schamgefühl, oder schon wirklich entstandener Verstandesschwäche, sterben jedoch hin und denken nicht einmal an Rettungsversuche."

„Ich habe wohl oft daran gedacht," fuhr der Greis fort: „man sollte auch bei uns Mäßigkeits-Vereine einführen, wie in England, oder Amerika. Aber wenn ich an unsre Branntweinbrenner, Wirthe, Pintenschenken, Wein- und Likörhandlungen denke, wie die mit aller Macht dagegen schreien würden: Ihr ruinirt uns! Wenn ich an unsere durstigen Brüder denke, die sich einbilden, man könnte in der Welt ohne Schnapps nicht leben, nicht des Lebens froh werden, nicht Kraft zum Arbeiten haben: so fällt mir aller Muth. Ich sehe, es geht nicht. Und doch thäte wahrhaftig Hülfe bei uns noth, so sehr wie in Amerika oder England. In unserm Marktflecken, mit seinen 800 bis 900 Seelen wird, mit wenigen Ausnahmen, fast in allen Häusern Branntewein getrunken, besserer oder schlechterer, mehr oder weniger. In ärmern Haushaltungen trinken ihn nicht nur allein die erwachsenen Männer; sondern auch Weiber und Mädchen haben sich daran gewöhnt, denen er noch schneller zum Gift wird. Zehnjährige Knaben dünken sich gewaltige Helden, wenn sie einen Schnapps hinunterstürzen können, ohne das Gesicht dabei zu verziehen; auch sieht man sie auf den Gassen mit ihren blassen Gesichtern Tabak rauchen. Ja, viehische Mütter flößen sogar ihren kleinen Kindern

Wein, oder Branntewein, in den Mund, und belustigen sich an dem Rausch der armen Unschuldigen. Fehlt's an Geld, muß es doch für Branntewein nicht fehlen; man geht lieber in Lumpen. Kann man nicht mehr borgen, so bettelt man zuletzt. Unser Ort war ehemals sehr wohlhabend; seit das Brannteweintrinken gewöhnlich geworden ist, hat sich leider die Zahl der Armen auffallend vermehrt. Unser Herr Gemeindsrath hier weiß so gut, als ich, daß 30 bis 40 Haushaltungen bei uns nichts haben, nur von der Hand in den Mund leben, und mehr oder weniger von der Gemeinde unterstützt werden müssen. Wir haben bei 30 andere dürftige Haushaltungen, die zwar keine Unterstützung genießen, denen man jedoch keine Steuern abfordern darf, ohne sie an den Bettelstab zu bringen. Sie ernähren sich kümmerlich. Doch immer noch halten sie sich aufrecht. Aber ihre Anzahl nimmt leider jährlich zu. Denn von den sogenannten bemittelten Familien stehen schon viele auf zu schwachen Füßen; ihr Eigenthum ist ganz oder größtentheils schon unterpfändlich verschrieben. Sie können kaum die Zinsen erschwingen, die sie schuldig sind. Andere von ihnen stehen sich freilich besser, aber behaupten sich mit Noth und Mühe. Wir zählen kaum 15 eigentlich wohlhabende Familien; und von reichen Häusern, was man bei uns reich nennt, kaum mehr, als ein halbes Dutzend. Wir ernähren im Spittel 18 Personen, von denen erwiesen ist, daß sie fast alle, wenigstens ihrer vierzehn, Brannteweintrinker waren. Wir kennen im Flecken acht eigentliche Trunkenbolde, die selten nüchtern sind und zuweilen im Straßenkoth gefunden werden. Seit zehn Jahren sind der Gemeinde 15 uneheliche Kinder zur Last gefallen. Zwei unserer Mitbürger sitzen bekanntlich im Zuchthause. An Sonnabenden, Sonntagen und Markttagen sind mit den Sausereien regelmäßig blutige, oft sogar lebensgefährliche Raufereien verbunden. Das, ihr Herren, ist die Wirkung des bei uns herrschenden Genusses der starken

Getränke. Die vielen mißfarbenen, bleichen Gesichter unserer meisten Arbeiter, Taglöhner und armen Leute, sind nicht Folge von schlechter Nahrung. Denn bei Wasser, Milch, Brod und Kartoffeln ibt es die frischesten, fröhlichsten, kräftigsten Leute in der Welt. Gesunde, von der Natur angewiesene Speise und Trank, macht nicht ungesund und schwach. Aber die Natur baut keinen Branntewein. Die Ungesundheit von tausend Menschen ist Folge vom Gebrauch der destillirten Getränke und der daraus entstehenden Selbstvernachlässigung. Die vielen früh siech werdenden, oft elenden Kinder, ohne Saft und Kraft, ohne Farbe und Wachsthum, diese Kinder in armen, wie in wohlhablichen Häusern, sind meistens schon im Keim zu Grunde gerichtete Geschöpfe, lebendige Ankläger und Zeugen von der Unmäßigkeit, oft Berauschung ihrer Aeltern."

---

12. Man kömmt zum Ziel.

So sprach der vielerfahrene Greis. Nun nahm auch ich das Wort, weil die Andern nachdenklich geworden zu sein schienen und still schwiegen. „Die Rede unsers alten, würdigen Freundes hat uns ernst gemacht," sagt' ich: „Leider ist's bei uns in der Bürgerschaft also, wie er gesagt hat. In andern Gemeinden geht's nicht viel besser, oft noch ärger. Warum helfen wir aber nicht zu rechter Zeit noch, ehe es viel schlimmer werden kann? Man hat von einem Mäßigkeitsverein gesprochen; ich glaube selbst, er sei das wahre Mittel, der Fluth des großen Unheils Schranken zu bauen. Man hat behauptet, die Stiftung solchen Vereins sei in hiesiger Gemeinde gar nicht ausführbar. Aber wo ist der Beweis davon? Wir haben ja noch nicht einmal den Versuch gemacht! Ich will glauben, es sei manche Schwierigkeit damit verbunden; allein haben wir denn schon unsere Kräfte gegen die allfälligen

Schwierigkeiten auf die Probe gesetzt? Warum sollte denn bei uns und überall im Schweizerland ganz unmöglich sein, was doch schon in Amerika, England, Irland, Schweden, Sachsen, ja sogar schon in einigen Gegenden von Rußland, mit Glück und großem Segen ins Werk gesetzt worden ist? Sind wir denn weniger vaterländisch, weniger gemeinnützig, weniger tugendhaft, als Russen, Engländer oder Amerikaner? Haben wir unter uns weniger Freunde des Volks, weniger Freunde der Gesundheit, des Wohlstandes und der Sittsamkeit, als in andern Ländern?"

„In Amerika ward schon im Jahr 1813 zu Boston der erste Mäßigkeitsverein durch rechtschaffene Hausväter errichtet. Die Gesellschaft daselbst hatte nur den Zweck, dahin zu wirken, daß der Mißbrauch des Branntweins und anderer starken, berauschenden Getränke aufhöre. Also der Mißbrauch! — Wer Arsenik oder Scheidewasser in den Magen bringt, treibt der nicht in jedem Fall damit Mißbrauch? Vergiftet er sich nicht dabei in jedem Fall, mäßig oder unmäßig, allmälig oder plötzlich? Ist nicht Branntewein aller Art schon an sich selbst, durch den darin enthaltenen Weingeist, Gift? Und weiß denn derjenige immer, welcher nur wenig, nur mäßig trinken will, wann er genug, vielleicht schon zuviel hat? Die berauschende Wirkung des Weingeistes stellt sich in jedem Menschen einmal früher, einmal später ein; ist sie aber eingetreten, ist die Aufregung der Nerven und des Blutes einmal da: dann ist auch der Leichtsinn, der Uebermuth, die Vergessung aller frühern guten Vorsätze, und die Verachtung aller gefährlichen spätern Folgen da."

„Genug, ihr Herren, die Gesellschaft zu Boston hatte einen argen, groben Fehler begangen. Statt den Gebrauch starker geistiger Getränke abzuthun, dachte sie nur an Abstellung des Mißbrauchs. Aber, mit dem Gebrauch des Branntweins, blieb, nach wie vor, auch der Mißbrauch. Der Gebrauch selbst war

schon Mißbrauch. Auch bewies es die Erfahrung. Der Verein verbesserte nichts, wirkte nichts, und gab sich 12 bis 13 Jahre vergebliche Mühe."

„Endlich sah man den begangenen Irrthum ein. Man vereinigte sich gegen den Genuß alles Branntweins, seltene Fälle ausgenommen, und suchte, so weit man wirken konnte, die Menschen zu bewegen, sich desselben vollkommen zu enthalten. Das half! Der Vortheil und Segen von der Abschaffung des Branntweins war in Amerika so offenbar, daß dem Beispiel überall nachgeahmt wurde und von Jahr zu Jahr und in den verschiedensten Gegenden neue Enthaltsamkeits-Vereine entstanden. Im Jahr 1835 hatten sich in Amerika schon über 8000 dieser menschenfreundlichen Vereine gebildet. Es gehören jetzt zu denselben über zwei Millionen Menschen. Mehr denn 12,000 Personen, die ehemals dem Trunk ergeben waren, genießen dort durchaus keinen Branntewein mehr. Auf weit über 1200 amerikanischen Seeschiffen wird nun keiner mehr für die Matrosen mitgenommen. Den Milizen ist der mindeste Genuß des Branntweins, so lange sie im Dienst stehen, von der Regierung unter strenger Bestrafung verboten. So schreitet die heilsame Ordnung noch alljährlich weiter fort. Freilich kömmt dabei die bisherige Giftmischerbande in Amerika übel weg. Man zählt wirklich nun schon 4000 bis 5000 Branntewein-Brennereien und Likörfabriken, die ganz eingegangen sind; und gegen 9000 Kaufleute und Wirthe, die keine gebrannte Wasser mehr in ihrem Verkehr haben, weil sie keinen Absatz finden, oder nicht öffentlich Giftmischer heißen wollen. — Seht, das ist die Macht der Wahrheit und der Vaterlandsliebe! Sind wir hier zu Lande ein verächtlicheres Volk, als die Amerikaner?"

„In England zählte man im Oktober 1835 schon 130,432 Mäßigkeitsvereine der Dörfer und Flecken des Landes. In großen Städten sind oft 10 bis 20 Vereine zugleich. Es haben dort 928

Aerzte und Wundärzte, darunter die berühmtesten Aerzte von London, in öffentlicher von ihnen unterzeichneter Druckschrift dem englischen Volke die heillosen Wirkungen des Branntweins auf die menschliche Gesundheit erklärt. Warum sollte bei uns in der Schweiz nichts Aehnliches geschehen? In Dänemark, Sachsen, Schweden, Finnland, Rußland ist man zum Entschluß gekommen, so viel als möglich, den Genuß der hitzigen Getränke abzuthun. Man hat Enthaltsamkeits-Vereine gegründet. Die Reform der Volkssitten muß vom Volk selbst ausgehen. Keine Regierung ist für sich allein dafür mächtig genug! — Was geschieht aber in der Schweiz? — O freilich, wir haben politische, vaterländische, gemeinnützige Gesellschaften. Aber was haben sie denn schon Großes geleistet? Die Streitsucht vermehrt. Man schreibt ein halbes Hundert Zeitungen; verbessert das Schulwesen; man theilt Volksbücher aus; man errichtet Volks-Bildungsvereine. Alles umsonst! Eure Schulen, eure Volks-Bildungsvereine sind ohne Wohlthätigkeit, so lange ihr es nicht dahin bringt, daß das betäubende Branntweingift aus tausend Familien entfernt wird. Denn dieses hat bisher in ihnen Zwietracht und Unglück aller Art, Leichtfertigkeit, Irreligion, Müßiggang, Armuth, Wollust, Kränklichkeit, elende Nachkommenschaft und zahllose Menge von Vergehen und Verbrechen erzeugt, oder befördert. Wer Verstand und Herz des Volks bilden will, muß nicht beide vorher durch Völlerei und Ausschweifung abstumpfen und lähmen lassen."

---

13. Der Bund für Volksrettung wird geschlossen.

Hier schwieg ich. Meine Worte schienen nicht ohne Eindruck geblieben zu sein.

„Brav gesprochen, Herr Kollega!" sagte der alte Doktor:

„Wenn nur eben so geschwind auch brav gehandelt wäre! — Aber da liegt der Hase im Pfeffer! Ihr seid jung; aber mich macht das Alter ein wenig bedächtig. Ich glaube, wir Schweizer sind mit Haut und Haar wohl nicht besser und nicht schlechter, als Engländer, Russen und Amerikaner. Aber unser Volk läßt sich nicht so leicht, wie das Schilfrohr im Winde, bewegen. Was es einmal angenommen und zur Gewohnheit gemacht hat, hält es hartnäckig fest und gibt es nicht sobald wieder auf, weder durch Güte noch Gewalt, sei es nun Gutes, oder Schlechtes. Ich frage Euch zum Beispiel, wie wollet Ihr es nun bei uns hier, in unserm Marktflecken, mit unserm Dutzend Wirthshäuser und Schenken, mit den vielen Schnappsfreunden und ausgezeichneten Säufern, anstellen, daß sie sich bekehren und geradezu vom Brannte-wein ganz ablassen?“

Diese Frage kam mir nicht unerwartet. Ich antwortete also: „Sehr einfach würd' ich's anstellen; ganz und gar, wie es überall geschieht. Meinet Ihr, ich würde mit den Zechbrüdern anfangen? Ich würde sie zur Gründung eines Enthaltsamkeits-Vereins bewegen wollen? Keineswegs! Da hätt' ich Hopfen und Malz im voraus verloren. Ich fange damit an, mich mit rechtlichen, gesitteten Männern zusammen zu thun, denen es gar keine Ueberwindung kostet, Branntewein und Likör bei sich abzuschaffen; z. B. grade mit euch, ihr Herren. Ich unterzeichne mit euch nur ein gegenseitiges Versprechen und Gelübde, daß wir für unsere Person, in unsern Häusern und Familien keine gebrannte Wasser mehr trinken wollen und andere unserer Freunde bereden wollen, dies Gelübde gleichfalls zu unterschreiben. Nicht Trunkenbolde, sondern an Nüchternheit und Mäßigkeit gewöhnte, achtbare Personen müssen den Grund zum Verein legen. Sollte das so große Mühe kosten?“

Unser Fabrikant erwiederte mit ungläubigem Lächeln: „Nein, gar nicht; aber es nützt auch nichts. Ich liebe ohnehin weder

Kirschwasser, noch Likör anderer Gattung. Wozu sollt' ich also erst Mitglied eines Mäßigkeits-Vereins werden? Für mich ist keiner nöthig. Wozu soll ich dem Gebrauch eines Getränks feierlich entsagen, das ich gar nicht trinke. Es wäre lächerlich."

Jetzt nahm mir der ehrwürdige Pfarrer das Wort, was ich erwiedern wollte, aus dem Munde. Er sagte nämlich zu dem Fabrikanten: „Mein lieber Herr Meyer, ich weiß wohl, in wenigen Häusern lebt man so enthaltsam, als bei Euch. Ihr seid auch ein redlicher Freund alles Guten im Vaterland; Niemand zweifelt daran. Aber was würdet Ihr demjenigen antworten, der zu Euch spräche: Ich bin mit Leib und Seele ohnehin schon ein Freund des Vaterlandes, und würde für dasselbe Gut und Blut aufopfern: also brauch' ich mich, wenn's noth thut, nicht an die Freunde des Vaterlandes anzuschließen! — Oder was würdet Ihr demjenigen antworten, der bei einer Feuersbrunst zu Euch spräche: Meine Mitbürger sind mir von Herzen lieb, und mein Haus ist ohnehin noch nicht in Gefahr, von den Flammen ergriffen zu werden: also brauch' ich bei Andern nicht zu löschen! — Ich sehe voraus, was Ihr solchem guten Bürger und wunderlichen Menschenfreund antworten würdet. — — Ein Enthaltsamkeits-Verein ist die Verbindung wohlgesinnter Familien und Haushaltungen, nicht für sie selber, sondern Anderer willen nöthig. Die Mitglieder sind schon dadurch und ohne große Mühe, Urheber vieles Guten, daß sie sich scheu und warnend von denjenigen absondern, welche mehr oder weniger dem Trunk ergeben sind. Ihre Entsagung der hitzigen Getränke wird Andern zum ermunternden Vorbilde; erregt wenigstens bei Liebhabern hitziger Getränke Aufmerksamkeit, Nachfrage und zuletzt Nachdenken. Und wenn man im Volke einmal dahin kömmt, zu überlegen und zu fragen: Ist denn das Trinken vom Branntewein, auch wenn er mäßig genossen wird,

ungesund, gefährlich und sündlich? fürwahr, da ist schon der erste Schritt zur Selbstheilung manches Elendes gethan."

Herr Fabrikant Meyer nickte zufrieden dem ehrwürdigen Pfarrer zu und sagte: „Kein Wort mehr darüber! Ihr habt Recht, Herr Pfarrer, ich bin ganz damit einverstanden. Es ist Pflicht guter Bürger, sich solchem Verein anzuschließen. Er muß ganz natürlich keineswegs aus Trinkern, sondern offenbar aus Nichttrinkern zusammengesetzt sein. Er muß Beispiel geben!"

„Und," setzt' ich hinzu: „mehr als das! Ist eine Verbindung dieser Art nicht schon dadurch wohlthätig, daß sie diejenigen, welche sich nur dann und wann ein Glas Schnapps erlauben, in der Meinung, das könne ihnen nicht schaden, zur Rettung ihrer Gesundheit davon ganz abbringt; sie überzeugt, daß auch der mäßige Genuß sie endlich, wider Vermuthen und trotz aller guten Grundsätze, zum Abgrund des unmäßigen treiben könne? Denn jeder sagt, so lange er nicht den Nachtheil geradezu an sich verspürt: das schadet mir nicht!" —

Der feurige Rechtsanwalt unterbrach mich hier mit dem Ausruf: „Machen wir's kurz! Ich bin von der Parthie. Schlagen wir Hand in Hand. Wir sind ein halbes Dutzend beisammen. Wir fangen den Enthaltsamkeits-Verein an."

Ich reichte ihm die Hand und sagte: „Wohlan, ich nehme Euch beim Wort. Sind Wenige einmal einig und fest unter einander: so halt ich dafür, das Schwerste sei gethan. Der erste Schritt ist ja immer der schwerste, sagt man."

Alle gaben wir einander die Hände. Der Bund ward geschlossen. Wir gelobten, dem Genuß von allen Arten Branntewein für immer zu entsagen; ihn aus unsern Familien zu verbannen; keinem Fremden, der an unserm Tisch sitzt, Likör vorzusetzen; keine Mägde und Knechte anzunehmen, die Branntewein trinken; und

ihn zu keiner Zeit den Feldarbeitern, Wäscherinnen, Taglöhnern u. s. w., deren wir bedürfen, zu geben.

„So soll's sein!“ rief der Gemeindsvorsteher: „Ich habe immer gefunden, daß Taglöhner und Feldarbeiter, die nicht an ihren vermaledeiten Fusel gewöhnt sind, aufmerksamer und anhaltender ihre Sache verrichten, als die Bränntsliebhaber. Ich hätte bei mir, in meinem Hauswesen, längst schon angefangen, den Schnapps für die Leute abzuschaffen. Aber es ging nicht. Man hätte mich ausgelacht. Ich hätte keine Knechte, keine Taglöhner bekommen. Eine einzige Person, eine einzige Haushaltung kann, für sich allein, den Mißbrauch des Branntweingebens an Arbeiter nicht wohl abstellen. Wer will sich auch gern auszeichnen? Wenn aber mehrere Familien zu gleicher Zeit damit anfangen und sagen können: Wir haben ein Gelübde gethan, keinen Branntewein mehr zu geben! ja, das ist etwas anders! Dann geht's leicht.“

Wir verabredeten also unter einander, mehrere rechtschaffene Hausväter im Marktflecken ebenfalls anzuwerben, und zwar unter den Bedingungen, die wir selber eingegangen hatten. Wir mußten durch Belehrung und Ueberzeugung nach allen Seiten hin wirken. Wir fingen damit an, kleine, zweckmäßige Schriften über die Gefahren der Unmäßigkeit zu verbreiten. Durch Zwang und Gewalt läßt sich in solchen Sachen nichts ausrichten. Unser Verein mußte als Ehrensache redlicher Haushaltungen, guter Bürger, wahrer Christen vor dem Volke dastehen. Wir mußten besonders anfangs auf die angesehenen Ortseinwohner Rücksicht nehmen. Wir entwarfen eine Liste derselben, aber immer von solchen Personen, deren Mäßigkeit uns bekannt war, oder von welchen wir hoffen konnten, daß sie unsern Zweck befördern würden, ohne mit ihrer Entsagung große Opfer der bisherigen Neigungen zu bringen. Wir vertheilten das Anwerbungsgeschäft derselben unter uns.

Denn, wie gesagt, nur durch Ueberzeugung wollten und konnten wir sie für die gute Sache gewinnen.

Es ward ferner unter uns ausgemacht, daß wir einstweilen uns Sonntags vom Fortgang unserer Bemühungen unterrichten wollten. Wenn endlich eine anständige Zahl von Freunden unsers Vorhabens gefunden worden wäre, sollte eine öffentliche Versammlung derselben gehalten werden, zu der auch jeder, der wollte, freien Zutritt haben könnte. Da sollte der Zweck des Mäßigkeits-Vereins öffentlich bekannt gemacht, die Statuten und Gesetze desselben vorgelesen, und von jedem, welcher ein Mitglied des Vereins zu werden Lust bezeuge, unterschrieben werden; und zwar von jedem Hausvater, nicht nur in seinem, sondern auch in seiner Frau und Kinder, oder ihm anvertrauten Mündel Namen.

---

14. Die Statuten des Enthaltsamkeits-Vereins.

Jetzt beriethen wir auch die Gesetze des künftigen Vereins. Sie sind einfach. Ich hatte sie, mit einigen uns angemessenen Veränderungen, ganz nach denen von Amerika und England entworfen. Sie lauten also:

„Wir Endesunterschriebene, die wir durch vielerlei Unglücksfälle belehrt und überzeugt worden sind, daß das Laster der Trunkenheit eines der verabscheuungswürdigsten vor Gott und Menschen sei, und daß besonders das Trinken jeder Gattung Brannteweins, welchen Namen sie haben möge, die Gesundheit zerrütte; Leib und Seele verderbe; Müßiggang und Wollust, Armuth, Zank und Streitsucht bewirke; ja oft zu schweren Verbrechen verleite: — Wir haben uns feierlich, mit unsern sämmtlichen Haushaltungen, zu einem christlichen Enthaltsamkeits-Verein verbunden, und geloben vor dem Angesichte Gottes und in Gegenwart unserer

anwesenden Mitbürger, folgende Verpflichtungen treu und gewissenhaft zu halten:

„Artikel I. Wir erklären und geloben, von nun an keinerlei gebrannte Wasser zu trinken; noch sie Frau und Kindern zu gestatten; noch sie unsern Freunden anzubieten; oder sie denen zu geben, die bei uns in Arbeit, Lohn und Dienst stehen; noch auch Verkehr und Handel damit zu treiben; sondern vielmehr unsere Freunde und Bekannte zu bewegen, sich dieses giftigen Getränkes gänzlich zu enthalten."

„Art. II. Wir erklären und geloben, von nun an mit keinem bekannten Trunkenbolde, sei es in Wirthshäusern oder an andern öffentlichen Orten, beisammen zu bleiben, und uns sogleich zu entfernen, wo Jemand durch einen Wein-, Bier-, und Branntweinrausch den Gebrauch der von Gott verliehenen Vernunft verliert."

„Art. III. Wir erklären und geloben, daß wir dem christlichen Enthaltsamkeits-Verein das Recht ertheilen, jeden von uns, der obiges Versprechen nicht erfüllt, aus der Gemeinschaft zu verstoßen, und in unsern öffentlichen Versammlungen, als Wortbrüchigen, namentlich bekannt zu machen."

„Art. IV. Alle Jahre einmal soll eine öffentliche Versammlung des Vereins gehalten, in ihm Präsident und Sekretäre, so wie ein engerer Ausschuß von neun Mitgliedern, zur Besorgung der Vereins-Angelegenheiten gewählt, auch über den Fortgang dieser christlichen Verbindung umständlicher Bericht erstattet werden."

„Art. V. Wer da will, kann sich jeden Tag, durch Einschreibung seines Namens beim Präsidenten oder Sekretär, in den Verein, als Mitglied desselben, aufnehmen lassen."

---

15. Der Gemeindsvorsteher hält eine Rede ans Volk.

„In der That war jetzt die Hauptsache abgethan!“ fuhr Fridolin in seiner Erzählung fort, zu der er die Schriften benutzte, welche er mitgebracht hatte: „Schon nach 3 Wochen war es gelungen, 29 Hausväter für unsern Enthaltsamkeitsbund zu gewinnen, ungerechnet sieben unverheirathete junge Männer. Ohne Zweifel hatte auch der Tod meines Vaters, und ganz vorzüglich das schreckliche Ende des alten Thaly nicht wenig beigetragen, die Gemüther für unser Unternehmen günstig zu machen. Wie konnte es anders sein, da man das Beispiel von den Wirkungen des Branntweins, vom Untergang einer sonst geachteten Familie, von dadurch entstandenem Selbstmord zweier Personen, von der Flucht einer unglücklichen Tochter, von der Verarmung eines ehemals guten Hauses so nahe vor Augen hatte! Aber wenn dies Alles auch nicht der Fall gewesen wäre, so hatte doch fast jeder an sich mehr oder weniger schon die Erfahrung gemacht, daß der gute, wie der schlechte Branntewein ein ungesundes Getränk sein müsse. Jeder wußte von den Schlägereien, Verwundungen und Schändlichkeiten, die im trunkenen Muthe fast alle Wochen begangen wurden. Jeder kannte die Haushaltungen, mit denen es den Krebsgang ging, weil der Mann Abends gewöhnlich weinwarm aus einem Wirthshaus kam, und, was er verdiente, vertrank und verspielte.“

Nun wurde von uns also die erste öffentliche Versammlung des Vereins beschlossen, und wirklich an einem Sonntag im großen Saal des Gemeindehauses abgehalten. Außer den von uns Eingeladenen waren weit mehr denn hundert Andere aus hiesigem Orte gekommen; die meisten wohl aus Neugier; manche vielleicht auch, um sich nachher über uns lustig machen zu können. Der erste Gemeindsvorsteher hatte, auf unsere Bitten, in dieser Ver-

sammlung einsweilen den Vorsitz übernommen, und hielt eine Anrede, die, in ihrer natürlichen Einfalt und Derbheit manchem Lachlustigen den Lachkitzel vertrieb. Sie lautete folgendermaßen:

„Liebe Mitbürger! — Man weiß im ganzen Marktflecken, warum wir hier zusammengekommen sind. Also brauch' ich es euch nicht erst zu sagen. Aber ich denke mir, die Wenigsten von euch sind wohl gekommen, um einem christlichen Mäßigkeits-Verein anzugehören, sondern um etwas Neues zu vernehmen. Gut! Ihr sollt Neues erfahren, was ihr vorher nicht wußtet."

„Wenn ich von Haus zu Haus laufen wollte und fragen: Wie viel glückliche und zufriedene Familien haben wir in der Gemeinde? Ich glaube, ich brächte keine volle drei Dutzend zusammen. — Wie geht's mit Wohlstand und Vermögen? Antwort: Selten vorwärts; bei den Meisten schief und rückwärts. Beinahe die Hälfte der Einwohner ist ziemlich verarmt; der übrige Theil bemittelt, aber verschuldet. Der Reichen haben wir wenige. — Wie steht's mit der Religion und Sittenzucht? Sonntags Morgens singt man in der Kirche, Abends in den Wirthshäusern. Zänkereien und Stänkereien, Schlaghändel und Prozesse gibt's bei uns in Hülle und Fülle; das weiß der Friedensrichter dort am besten. An Fallimenten fehlt's nicht; an Selbstmördern leider auch nicht! An unehelichen Kindern leider auch nicht! Ein paar unserer Mitbürger sind ins Zuchthaus gewandert! Sind das die Früchte der Religion? — Wahrhaftig nein! Das sind die Früchte des Teufels, die er seinen Freunden und Unterthanen bringt."

„Aber wo hat denn der Teufel gewöhnlich und für die Meisten unter uns seinen Thron aufgeschlagen? Auf dem Zapfen der Wein- und Branntweinflasche! Seht, das habt ihr doch noch nicht gewußt. Und davon soll eben die Rede sein. Allerdings, der Wein erfreut des Menschen Herz, sagt die heilige Schrift, nota bene, wenn man Maß und Ziel hält. Maß ist in allen Dingen gut,

also auch in guten Sachen. Der Wein ist eine Gabe Gottes; aber der Branntewein eine Gabe des Teufels, darum kann man ihn aus allerlei brennen und destilliren, und Jeder kann ihn machen, weil er uns in keinen Rebbergen in die Hand wächst. In mäßiger Menge genossen hat der Wein durchaus keine schädliche Wirkung. Selbst die völlige Weinbesoffenheit hat noch keine so zerstörenden Wirkungen auf Leib und Seele, als Branntweinbesoffenheit. Auch der vorsichtige Trinker des Weins wird oft, wenn er sich nicht hütet, zum Säufer; je mehr er trinkt, je mehr ihn dürstet. Zuletzt begnügt er sich nicht mehr mit dem Traubensaft; er greift zum Branntweinglase. Viele thun es früher, weil sie nicht Geld genug für Wein im Sack haben. Die Unglücklichen! sie wissen nicht, was sie thun. Sie trinken Gift! In allen Branntewein ist Gift gethan und zwar von allerlei Sorte. Das habt ihr noch nicht gewußt. Ich hab' es auch erst von den Doktoren erfahren. Darum muß es jetzt Allen bekannt werden. Hört aufmerksam zu!"

„Der Branntewein besteht hauptsächlich aus Wassertheilen und vielem Weingeist oder Spiritus. Dieser Weingeist ist das Giftartige. Er brennt in blauen Höllen-Flammen, wenn man ihn anzündet. Er wirkt auf Blut und Galle, und erzeugt bei seinen Liebhabern die ihnen gewöhnlichen Leberkrankheiten. Er vermischt sich nicht mit den andern Säften des Körpers, sondern bleibt wie er ist. Er geht in die Muttermilch über; und säugende Frauen, wenn sie Branntewein nehmen, haben des Nacht unruhige Kinder. Er geht in das Blut über und ändert seine Natur nicht. Das Blut eines rechten Säufers, dem man zur Ader gelassen, brennt, wenn man es destillirt, in blauen Weingeistflammen. Der Weingeist kann sich sogar im menschlichen Leibe entzünden. Daher hat man in allen Ländern Beispiele von Menschen, die von selbst in Flammen ausgebrochen und zu Asche verbrannt sind. Im Kanton

Basellandschaft verbrannte vor einigen Jahren ein Mann bei lebendigem Leibe zu Asche, der sich den Schnapps hatte zu sehr gefallen lassen."

„Im Branntewein, wenn er auch wasserhell ist, sind sehr häufig Kupfertheile aufgelöset. Man kann diese Auflösung nicht ganz verhüten, wenn beim Brennen des Brannteweins dieser durch die Röhren in die Vorlage abfließt. Ich habe in solchen Röhren schon eine ganze Kruste von Grünspan gesehen, aber ich habe auch schon viele vergiftete Trinker gesehen, die davon schleichendes Fieber, Schwindel, Auszehrung hatten. — Im Kirschwasser ist das bis jetzt bekannte stärkste Gift enthalten, nämlich die fürchterliche Blausäure. Ein kleiner Tropfen Blausäure, auf die Zunge eines jungen Hundes gethan, tödtet ihn auf der Stelle, unter vielen Zuckungen. Freilich ist im Kirschwasser die Blausäure sehr verdünnt; aber wer viel trinkt, schluckt natürlich auch viel davon."

„Dabei bleibt's nicht! Die Branntweinbrenner und Likörfabrikanten geben noch allerlei schädliche Beimischungen, um ihre Waare den Liebhabern schmackhafter und beliebter zu machen; gleich wie manche Wirthe, aus gleicher Ursach', ihre Weine stärker schwefeln und mit nachtheiligen Zusätzen zu verbessern meinen. Häufig werden dem Branntewein auch Alaun und Bleiauflösung zugemischt; oder Kirschlorbeerblätter, Pfeffer, bittere Mandeln und andere aufreizende oder betäubende Mittel. Daher zum Theil sind die verderblichen Wirkungen der gebrannten Wasser nicht bei allen Trinkern gleich. Der Eine leidet an diesem, der Andere an jenem Uebel. Vergiftung des Menschen findet aber in jedem Fall statt; sogar bei enthaltsamen Branntweintrinkern; geschweige bei denen, die täglich ihren Schnapps zu sich nehmen. Sie werden in der Regel nicht alt. Bei uns hier in der Gemeinde sind wenige Schnappsfreunde, die sich kräftig und gesund fühlen.

Fragt nur in ihren Häusern nach. Fragt nur unsere Herren Doktoren. Es gibt auch Manche, die trinken und nicht berauscht werden. Das bewirkt bei ihnen zum Theil die Gewohnheit. Sie thun sich darauf etwas zu gut. Sie glauben, sie können es ertragen. Man hält sie kaum für eigentliche Trunkenbolde und sind es dennoch. Aber innerlich sind sie zerfressen; Milz, Leber und Magen sind wurmstichig. Sie verdauen schlecht; auch das Wenige nicht. Kein Wunder. Man hat bei manchen Trinkern den Magen so klein gefunden, daß er nur eine Faust groß war; bei andern sah man den Magen durchlöchert. Manche Zechbrüder widerstehen mit eiserner Gesundheit allen Uebeln ihres Lasters; aber schaut auf ihre Nachkommenschaft! Was der Vater nicht verdienterweise leidet, davon werden die schwachen, ungesunden Kinder das Opfer! Wer Branntewein trinkt und seine Portion Gift einmal im Leibe hat, den nimmt jede Krankheit, wenn ihn eine befällt, weit härter mit, als den Nichttrinker, oder nimmt ihn schnell aus der Welt."

„Liebe Mitbürger, ihr seht mich verwundert an. Ich spreche aber nach dem Zeugniß berühmter Aerzte. Ihr denkt, ich übertreibe? Nein, ganz und gar nicht. Man hat bisher an die bösen Wirkungen des Brannteweins nicht viel gedacht; man mußte davon erst Erfahrung haben. Jetzt hat man sie. Unsere alten Vorfahren kannten dies Getränk nicht, und brauchten es nicht. Auch heut' leben Tausende, ohne dasselbe. Sie sind gesund. Und Tausende leben, die aus dem sichtbaren Schaden klug genug geworden sind, und sich seiner gänzlich entschlagen haben. Sie sind gesünder, frömmer und wohlhabender geworden."

„Der Branntewein ist bei uns erst seit den Theurungsjahren gemeiner geworden, als damals Wein und Bier zu schlecht und zu kostspielig wurden. Seitdem blieb man beim Schnapps. Aber seitdem ist Armuth und Bettelei und Liederlichkeit bei uns größer

geworden. Das Gesöff wärmt wohl ein paar Minuten den Magen, reizt wohl eine Stunde lang die Lebenskräfte an, aber hinterläßt nachher träge Gliedmaßen, schweren Kopf; lähmt Verstand und Herz und Arm. Branntweintrinkende Arbeiter sind in der Regel schlechte Arbeiter. Ich kenne diese faulen Vögel aus Erfahrung. Fort mit ihnen! Während sie im Wirthshaus ihren Lohn vertrinken und verspielen, leben daheim Weib und Kind elender, als die Hunde. Kömmt der Mann heim, gibt's Zank und Streit. Schaut auf der Gasse die blassen, halbnackten, lasterhaften Kinder! Wodurch sind sie blaß, halbnackt und lasterhaft? durch die Verruchtheit ihrer gewissenlosen, viehischen Aeltern. — Versteht ihr mich? — Kleine Buben können bei uns schon Branntewein saufen; sie machen es den Alten nach, die bei allen Gelegenheiten, sogar bei Begräbnissen, zechen. Das Laster der Trunkenheit steht nie allein. Es hat zur Gesellschaft die Spielsucht, Wollust und mancherlei heimliche Sünde. Selbst Kinder begehen schon Unzucht!"

„Werdet ihr mir glauben, wenn ich euch sage, daß in unserer Gemeinde die ärmsten Familien, welche Unterstützung genießen, doch täglich ihren Branntewein trinken, der aber weder satt macht, noch ihren Durst stillt? Werdet ihr mir glauben, daß sie dadurch ärmer und untüchtiger zur Arbeit werden? Daß von zehn Wahnsinnigen in den Irrenhäusern, von zehn Dieben und andern Verbrechern in den Zucht- und Strafanstalten, von zehn Kranken und Verlumpten in den Spitälern, gewiß ihrer neune sind, die gern Branntewein tranken und durch dies Getränk zuletzt dahin gerathen sind? — Christen, die ihr zur Kirche laufet, gehorchet ihr Gott, der das Laster der Trunkenheit verbietet? Ich glaube, der Giftteufel im Branntewein ist gar Vielen von euch lieber. Ihr setzet eher die Seligkeit eurer Seele aufs Spiel, als daß ihr jenen Giftteufel verabschieden möchtet."

„Ich merk' es wohl, mancher von euch denkt: es ist auch nicht

halb so arg. Ein Glas Branntewein, selbst ein kleiner Rausch kann nicht schaden. Es zerstreut den Kummer und macht das Herz fröhlich. O ja, ich will euch noch mehr sagen: ein kleiner Rausch macht eine Stunde lustig; aber einen Tag, oft ein Jahr lang bringt er Aerger und Reue. Ein kleiner Rausch macht eine Stunde lang reich; man verschwendet dann sein Geld, als hätte man dessen zu viel. Was man im Rausch kauft, sieht man schöner und sieht man doppelt. Aber nüchtern sieht man sich geprellt und den Beutel leer. Darum gibt man bei öffentlichen Steigerungen den Mehrbietenden Wein und Branntewein, damit sie doppelt sehen und sich reich dünken. Aber wie viele Menschen sind dadurch in Noth und Schulden gekommen!"

„Doch ich will zum Ziel schreiten. Es muß dem ekelhaften Unwesen und Elend bei uns abgeholfen werden. Regierungen und Gesetze bekümmern sich leider fast in keinem Lande darum. Ich weiß nicht, ob es ihnen an Willen, oder Kenntniß, oder an Macht fehlt. Man muß es ihnen endlich, wie euch, sagen: Weingeist und Gift sind einerlei; das bezeugen die gelehrtesten und erfahrensten Aerzte; das bezeugt fast in allen Städten und Dörfern wöchentlich und täglich eine traurige Erfahrung. Branntewein ist nicht nur Leibesgift, sondern auch Seelengift. Er verdirbt nicht nur die Gesundheit des Volks, sondern macht es ärmer, verwilderter, sittenloser, zahlreicher an Verbrechern. Aus Apotheken darf, ohne Aufsicht der Aerzte, kein Gift verkauft werden; aber für Geld gibt die Regierung Patente, Brannteweingift zu brennen und an Jedermann zu verkaufen. Ein Gesetz, das offenbar Unsittlichkeit und Rohheit begünstigt, ist ein unchristliches, unsittliches Gesetz. Und ein solches ist jedes Gesetz, welches leichtsinnig den Gifthandel gestattet. Spielhäuser und Bordelle richten nicht den tausendsten Theil des Schadens im Volk an, als der Branntewein. Jene aber verbietet man, und zu diesem lacht man! Das ist die Weis-

heit, oder vielmehr die Barbarei unserer Regierungen und Gesetzgeber. Vielleicht aber ist ihnen das Unglück unbekannt, welches die Branntweinliebhaberei veranlaßt oder geradezu stiftet? — Warum ziehen sie darüber nicht Erkundigungen in Städten, Flecken und Dörfern ein? Warum fordern sie nicht Berichte über den frühern Lebenswandel derer ein, die in Spitälern, Armenhäusern, Irren- und Strafanstalten sitzen? — Da würden sie erfahren, daß der Branntewein die Elenden dahingebracht hat; erfahren würden sie, daß kein Dieb, kein Mörder, kein Straßenräuber, kein Brandstifter leicht an sein Verbrechen gegangen sei, ohne daß er sich nicht vorher durch Wein und Branntewein Muth trank. — Und die Regierungen blieben gleichgültig dabei! Gott verzeih' ihnen!"

„Darum wollen und müssen wir uns selber helfen. Eine ansehnliche Zahl ehrenwerther Männer unserer Gemeinde hat sich einem christlichen Verein verbunden, wie er schon mit Glück in andern Ländern besteht. Diese Männer sind entschlossen, das Branntweintrinken bei sich und ihren Freunden und Bekannten, wo möglich, ganz abzuschaffen, und zu leben, wie unsere in Gott ruhenden Altvordern. In diesen Verein können aber nur Freunde eines nüchternen Wandels treten, mögen sie arm oder reich sein. Es ist dieser Verein kein politischer, kein gelehrter. Er beruht auf einem Vertrag wohlgesinnter Familien, um Religion, Wohlstand und Eintracht in unsere Gemeinde zurückzuführen und zwar einzig durch das Mittel, keine gebrannten Wasser mehr, als in höchst seltenen Fällen, zu genießen. Wir hoffen, ihr und eure Familien werdet nach und nach euch uns anschließen. Und nun ihr die Sünde, welche so großes Unheil bringt, als schwere Sünde erkennet gegen euch selbst, gegen eure Weiber und Kinder, gegen eure Mitmenschen und gegen Gott: werdet ihr davon ablassen. Höret nun das einfache Gesetz des Vereins."

Mit lauter Stimme las der Gemeindsvorsteher die von uns angenommenen Statuten ab, die sogleich von den sechsunddreißig Männern unterzeichnet wurden, welche sich zuvor schon dazu anheischig gemacht hatten. Man vertheilte nachher die Statuten gedruckt in alle Häuser, damit sie Jedermann kennen lerne.

---

16. Was die Folge davon war.

„Unser Vorsteher war ein kräftiger Volksredner; obgleich nur ein Landmann, doch ziemlich unterrichtet, nicht kunstgerecht, aber vom Herzen zum Herzen, derbe und biderbe. Dennoch wirkte seine Rede, die in der Versammlung bald Lächeln, bald Ernst erregte, nicht so viel, als ich erwartet hatte. Nur drei Hausväter, welche noch nicht zu unserm kleinen Bund gehört hatten, traten Einer nach dem Andern hervor, und erklärten, sie wollten ebenfalls unterschreiben und sich dem Verein anschließen."

„Mehr aber, als der Zutritt von diesen, freute mich ein schmieriger, verlumpter Kerl, der sich langsam dem Tische des Vorstehers nahte; übrigens in der Gemeinde, als Saufbruder, bekannt und schon öfters auf der Straße, oder in irgend einem Graben, berauscht gefunden worden war. Er begehrte Mitglied des Vereins zu werden; man solle seinen Namen, weil er selber nicht schreiben könne, ins große Buch eintragen; er wolle ein Kreuz dazu setzen. Es entstand ein schallendes, langes Gelächter in der ganzen Versammlung. Als sich dieses etwas gelegt hatte, wandte sich der Mensch, man nannte ihn nur den „Sauf-Jochen", gegen die heitere Menge ruhig um und sagte: „Ja doch, lacht euch satt! Ich will seiner Zeit auch über manchen von euch lachen. Ich weiß wohl, sonst war ich ein braver Kerl, so gut wie irgend einer. Das Schnappstrinken aber hat mich endlich, ich weiß es

wohl, zum Vieh gemacht; hat meiner armen Frau schon tausend Thränen gekostet, und meine Kinder gehören leider zu denen, die auch nackt und bloß gehen. Ich habe seitdem weder Muth noch Lust, etwas zu schaffen; bin weder krank noch gesund, und ein elender, bedauernswürdiger Kerl geworden. Ich habe viel auf dem Gewissen. Gott möge mir verzeihen und helfen! Aber Gott wolle auch denen verzeihen die mich zum Brännt'strinken verleitet haben. Das sind alle die, welche mir, wenn ich bei ihnen, als Taglöhner, in Arbeit stand, Branntewein einschenkten. Die gewöhnten mich allmälig daran! Aber verflucht sei von nun an jeder Tropfen von dem Höllentrank, der über meine Zunge geht!"

Es entstand bei dieser Rede große Stille. Man las in allen Gesichtern Verwunderung und Ungläubigkeit. Ich selbst zweifelte an der Beharrlichkeit des armen Mannes in seinem guten Vorsatz. Doch hat er nachher wirklich Wort gehalten. Er wurde, wie er es beharrlich verlangte, in das Vereinsbuch eingeschrieben. Die Versammlung ging aus einander."

„Wenn sich nicht gleich anfangs mehrere Leute um Aufnahme meldeten, so rührte dies von allerlei kleinlichen Ursachen her. Bei den Einen war der Genuß geistiger Getränke Gewohnheitssache geworden. Sie bildeten sich nach wie vor ein, es sei Bedürfniß für ihre Gesundheit; es sei für sie ohne Nachtheil, weil sie es nie so weit kommen ließen, benebelt zu werden. Die Andern machten sich über unsern Mäßigkeitsverein lustig; nannten ihn einen Müßigkeitsverein; glaubten, er werde nicht lange dauern; der Frömmigkeitseifer werde bald verflogen sein. Andere würden sich uns vielleicht angeschlossen haben, aber es verdroß sie, daß man den und diesen zur Stiftung eingeladen, und sie nicht zuerst darum begrüßt hätte. Wieder Andere, vorzüglich unter den Vermöglichern, zogen sich vornehm zurück; meinten, man könne mäßig leben, ohne zu einem Mäßigkeitsverein zu gehören; man

müsse nicht mit der Tugend prangen und groß thun. Auch lasse es sich Anstandes halber bei ihnen nicht wohl vermeiden, besuchenden Fremden oder Freunden ein Glas Kirschwasser, Cognac, oder andern Likör, vor oder nach Tisch vorzusetzen. Noch Andere gebrauchten andere Vorwände, um sich von der lästigen Bürger- und Menschenpflicht los zu machen, mit eigener Selbstüberwindung, Wohlfahrt und Sittlichkeit durch Ausrottung der Trinksucht befördern zu helfen. Daß die Gastwirthe, Winkelschenken und Schnappskrämer nicht auf unsere Seite treten mochten, versteht sich von selbst."

„Indessen wir Andern blieben unserer Sache treu; schafften, von Stund' an, alle Arten destillirter Getränke in unserer Haushaltung ab, und gaben davon weder Fremden noch Einheimischen, die uns besuchten, oder auf dem Felde arbeiteten. Weil wir mit einander im Marktflecken unserer Mehrere waren, nahm Keiner von uns Anstand, in solchem Fall offen zu gestehen, daß wir zum Enthaltsamkeitsverein gehörten, und daher Gelübde gethan hätten, zum Besten des Volks, auf keinerlei Weise Gebrauch von hitzigen Getränken zu machen. Gerade das gab nicht selten auch Gelegenheit, Andern unsere Ueberzeugungen mitzutheilen und bald diesen, bald jenen in seiner alten Neigung zu erschüttern. Wirklich kamen nach und nach Einzelne, und ließen sich in ihrem und ihrer Familie Namen ins Vereinsbuch eintragen, nachdem sie dem Vorsteher ihr Handgelübde abgelegt hatten. Einige Monate später hatten wir schon eine Zahl von 211 Seelen im Verein."

„Unsere Standhaftigkeit blieb nicht ohne guten Erfolg; und führte dann und wann auch zu sonderbaren Auftritten. Einige Arbeiter und Taglöhner wollten sich durchaus nicht zu unserer Regel bequemen. Sie forderten, wenn sie bei Einem oder dem Andern von uns arbeiteten, ihren gewohnten Schnapps. Schlug man es ab, so blieben sie weg. Einige, die als Hausknechte in

Lohn und Brod standen, kündigten ihren Herren und Meistern geradezu den Dienst auf. Mancher unserer Freunde kam dadurch in augenblickliche Verlegenheit. Wir halfen einander aber aus, wie wir konnten. Es fehlte auch nicht an Aufwiegelungen gegen uns."

„Der Ausschuß des Vereins, zu welchem wir mehrere Mitglieder beriefen, die eigentlich nicht zu ihm gehörten, versammelte sich öfters; denn es gab, besonders im Anfang, vielerlei zu besprechen. Weil man uns einen kleinen Krieg machen wollte, führten wir den Vertheidigungskrieg, und mit Glück. Gingen wir Abends einmal in ein Wirthshaus, um da nach alter Sitte gemeinschaftlich ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und setzte sich, im gleichen Zimmer, irgend ein bekannter Zecher, oder wer im Flecken, seit Stiftung des Vereins, irgend einmal einen Rausch gehabt, zu gleichem Zwecke nieder: so standen wir Alle plötzlich von unsern Sitzen auf und verließen das Haus, mit der Erklärung an den Wirth, daß wir mit keinem Saufaus in Gesellschaft sein wollten, und er entweder uns, als bisherige Kunden, verlieren, oder solche Leute, die als Trunkenbolde in übelm Ruf ständen, entfernen müsse. Ein paar Mal, und in verschiedenen öffentlichen Häusern wiederholten wir dies Spiel, und, ich gesteh' es, es geschah absichtlich. Einer der Wirthe achtete nicht darauf, und alle Mitglieder des Vereins blieben sogleich von ihm weg. Wir wandten uns einem seiner Nebenbuhler zu. Dieser entschuldigte sich das erste Mal; wollte uns ein eigenes Zimmer einräumen; da wir dieses aber abschlugen, besann er sich des Bessern, und wies die Saufgesellen fort, um nicht Kunden zu verlieren, die doch zu den achtbarsten Leuten des Orts gehörten. Gegenwärtig ist dieser Wirth selbst Mitglied des Vereins und wirthet keinen Branntewein, keinen Likör mehr aus. Er steht sich deswegen nicht übler. Umgekehrt, jeder von uns, wenn er Gelegenheit hat, weiset ihm Gäste zu."

„So entstand unvermerkt eine Absonderung zwischen denen,

welche nicht den Branntewein fahren lassen wollten, oder welche sich eines Weinrausches nicht schämten, und denen, welche das Gelübde der Enthaltsamkeit gethan hatten. Am schlimmsten kamen dabei die Taglöhner an, und die Handarbeiter, welche sich in oder außer dem Hause starker Getränke bedienten. Man gab ihnen keinen Verdienst, keine Arbeit, und wandte sich denen zu, die nüchtern lebten. Auch unterstützten wir diese und ihre Familien auf alle Weise. Dies hatte einen großen sittlichen Einfluß. Mehrere Handwerksleute und Andere schlossen sich dem Verein ohne Mühe an, sei es, um nicht ihre Kunden zu verlieren, oder um nicht für gemeinere und schlechtere Bürger, als andere zu gelten. Es ward Ehrensache, zur bessern Klasse zu gehören; und selbst jene Wohlhabendern, welche vorher, aus Eigensinn und einfältiger Vornehmthuerei, nicht in den Verein getreten waren, ließen sich nun bereden, mit ihm gemeine Sache zu machen. Ehe ein Jahr verflossen war, sah man schon die guten Früchte der gemeinnützigen Stiftung. Nächtliche Raufereien wurden seltener, während man ihrer sonst ganz gewohnt worden war. Selten sah man versoffene Kerls auf den Straßen zum Gespött der Kinder umhertaumeln. Man fand durch Erfahrung bestätigt, daß Feldarbeiter, die keinen Branntewein erhielten, um den dritten Theil mehr und besser schafften, als welchen man Branntewein gab. Auch daß in die zinstragende Ersparnißkasse nach und nach mehr Geldeinlagen erfolgten, und darin unbemittelte Leute den Ueberschuß ihres Verdienstes wöchentlich, oder monatlich, in Sicherheit brachten, war ein vortreffliches Zeichen. Dies Geld und mehr ward meistens sonst vertrunken und verspielt worden. An Belehrungen, an Ermunterungen, an Unterstützung der unbemittelten Gebesserten, ließen wir es nicht fehlen. Und merkwürdig genug, je zahlreicher die Glieder unsers Enthaltsamkeitsvereins allmälig wurden, je eifriger

sah man sie werden, Andere ebenfalls für denselben zu gewinnen. Das läßt sich erklären."

„Aber am auffallendsten war der Einfluß, den der sogenannte Sauf-Jochen, zum Besten der Nüchternheit, in unserm Orte hatte. Seit seiner Bekehrung trank er keinen Tropfen Branntewein; nur Wasser oder Milch, oder Bier; selten Wein, wenn man ihm anbot; und auch diesen nur äußerst mäßig, ein Glas voll, mehr nicht; und oft noch dazu mit Wasser vermischt. Um ihn zu retten, halfen wir mit Unterstützung, und Ertheilung von Arbeit. Er hatte an Kraft, Frische und Gesundheit sichtbar zugenommen. Aber er rühmte sich dessen auch überall, und erzählte alle Tage jedem, der es nur hören wollte, daß er erst wieder ein glücklicher Mensch geworden, seit ihm Gott den Gedanken gegeben habe, im Verein das Gelübde der Nüchternheit zu thun. Nur die ersten paar Wochen habe ihn der Branntweinteufel noch einige Mal in Versuchung geführt; allein er habe sich, wie ein Mann, gehalten und überwunden. Nun stinke ihn das brennende Gift an. Man sieht ihn noch jetzt bei den Bauern stehn, und hört ihn, mit lauter Stimme und sogar mit Bibelsprüchen, gegen das Schnappsen und übermäßige Weintrinken predigen. Wirklich ist es ihm gelungen, nicht nur mehrere arme Haushaltungen, sondern sogar bemittelte Personen durch seine Predigten auf andern Sinn zu bringen. Er geht jetzt mit seiner Frau und seinen Kindern auch reinlich und anständig gekleidet. Es fehlt ihm keinen Tag an Arbeit und Verdienst."

„Sogar ist er Sonntags, wie ein wahrer Mäßigkeitsapostel, in die benachbarten Dörfer gelaufen, um nach seiner Art mit schreiender Stimme das Evangelium des nüchternen Lebens zu verkünden. Der wunderliche Kauz benimmt sich dabei auf ganz eigene Art; bindet überall an; fleht und ermahnt mit Thränen; läßt sich durch nichts stören oder aus dem Text bringen; hat für Alles eine Ant-

wort bereit und ruft dabei jedesmal zuletzt: „Ich bin 21 Jahre lang ein Trunkenbold gewesen; habe mehr, als eine Seele, zu meinen Lasterwegen verführt. Jetzt ist's Schuldigkeit, daß ich den Himmel mit mir armem Sünder versöhne und so viel Leute, als ich kenne, vom Verderben rette!"

„Ich glaube fast selbst, Joachim hat mit seinen Predigten mehr bei unsern Nachbarn ausgerichtet, als ihre Pfarrer an den Sonntagen. Die Bauern hören ihn gern, sehen ihn, wie etwas Außerordentliches in seiner Art an: er spricht auf volksbeliebte Weise und ohne alle Rücksicht und Schonung gegen Vornehm und Gering. Wirklich sind schon seit einem Jahre in zwei Dörfern Enthaltsamkeitsvereine, gleich dem unsrigen, gestiftet. Anfangs ließen sich Leute von dort in den hiesigen Verein aufnehmen. Jetzt ist schon in einem dritten Dorf das Werk im Werden."

„Noch eins muß ich hinzufügen. Ein Marktflecken, wie der unsrige, schien anfänglich am wenigsten geeignet zu sein, einen Enthaltsamkeitsverein zu begünstigen. Es ist hier ein starker Durchpaß. Die öftern Jahrmärkte ziehen viele Krämer, Viehhändler, Fuhrleute, Einkäufer aus der Nachbarschaft, tanz- und trinklustiges junges Volk, auch mancherlei fremdes, lüderliches Gesindel herbei. Jetzt aber hat sich gezeigt, daß eben darum unser Ort am tauglichsten war, gute Gesinnungen zu verbreiten und den Samen des Bessern sogar in der Ferne auszustreuen. Denn der veränderte sittliche Zustand hiesiger Ortseinwohner mußte den Jahrmarktbesuchern endlich wohl ins Auge fallen. Sie sahen bei uns keine verlumpten Saufbrüder mehr; selbst die noch vorhandenen, ausgemachten Trunkenbolde nehmen sich wohl in Acht, daß sie, wenigstens nicht öffentlich, als solche erscheinen. Angebotener Branntewein ward überall ausgeschlagen. Dagegen fand man mehrere sonst baufällige Hütten, welche Sauställen ähnlich waren, sauber hergestellt; arme Kinder reinlich bekleidet; Jung und Alt gesunder

und frischer. Die Verwandlung wird von Jahr zu Jahr auffallender. Die Ursach blieb kein Geheimniß. Manchem kam sie sonderbar vor; aber Keinem dünkte sie übel. Die Fremden nahmen häufig die gedruckten Statuten des Vereins mit. Ich meine, der gute Same kann auch anderswo gute Frucht hervortreiben."

---

17. Die Ueberraschung.

Hiemit endete Fridolin seine Erzählung, die für mich von großem Interesse war.

Ich wußte aus den Zeitungen, daß man hie und da im Vaterlande Versuche gemacht habe, Mäßigkeitsvereine zu gründen. Aber ich kannte keinen wirklich bestehenden. Es ist wahrscheinlich an vielen Orten bei gutgemeinten Versuchen geblieben, weil Männer, welche dergleichen unternahmen, entweder nicht Festigkeit des Charakters genug besaßen, oder so wenig, als ich, wußten, wie die Sache eigentlich anzugreifen sei?

Ich dankte dem braven Fridolin herzlich. Ich hatte wahre Ehrfurcht vor dem edelherzigen, jungen Mann bekommen; und konnte mir nun die sehr verschiedenartigen Urtheile erklären, welche über ihn gefällt waren, als ich die ersten Nachfragen seinetwillen gehalten.

„Wahrlich, Ihr habt Gutes und Großes gethan!" sagt' ich zu ihm: „Wenn immer möglich, will ich Euer Nachfolger werden. Das Bewußtsein eines solchen Werkes muß Euer Herz mit Gottesfrieden und Gottesfreuden erfüllen. Ja, du lieber, edler, guter Fridolin, — nimm's nicht übel, ich will dich Du nennen; mache mich auch zu deinem Bruder. Du hast ja um meine Gesundheit und dadurch um meine Familie das größte Verdienst. Du hast ja auch mich von der Selbstvergiftung gerettet durch deinen Rath. Nenne mich deinen Bruder!"

Er umarmte mich, und sagte: „Lieber Freund, du schlägst meine Verdienste etwas zu hoch an. Aber wer wollte nicht gern der Bruder einer Seele sein, die schon durch so Weniges in Begeisterung gerathen kann, als ich gethan habe!“

„Nenn' es viel, oder wenig,“ rief ich: „Aber nun begreif' ich vollkommen, was du unter den Worten verstandest: du habest auf deines Vaters Grab den schönsten Denkstein setzen wollen. Die Tugenden der Kinder sind die schönsten Ehrensäulen ihrer Aeltern. O, wie wird dich Justine Thaly unter Freuden- und Wehmuthsthränen segnen und bewundern, wenn ich ihr davon zu Hause erzähle!“

Bei diesen Worten, die ich in der Lebhaftigkeit meiner Gefühle ganz unbedacht aussprach, ward der gute Fridolin todtblaß. Er starrte mich an und stammelte: „Was? zu Hause? Wer denn? Du sagst Justine Thaly?“

Ich ergriff seine Hand und erwiederte: „Verzeih', lieber Fridolin. Es ist mir in der Uebereilung' ein Wörtchen zu rasch entfahren, worauf ich dich besser hätte vorbereiten sollen und können. Und doch bin ich in der That, nur Justinens wegen, hierher gekommen, wiewohl sie selber nicht darum weiß. Beruhige dich. Ich habe schon bemerkt, daß es dir und deiner Mutter unlieb sei, wenn nur der Name des Mädchens ausgesprochen wird. Darum wollen wir kurz abbrechen.“

„Nein, nein!“ schrie Fridolin: „Rede, Justine, in deinem Hause! — Rede, sie lebt noch, und bei dir? Belüge mich um Gottes willen nicht! Wer sagt, daß dies arme Kind, daß mir sein Name unlieb sei? Blutet nicht mein Herz seit drei Jahren um die Unglückliche? Würde nicht meine vortreffliche Mutter, wenn sie noch frei ist, sich selbst hinopfern, mich durch sie wieder glücklich zu machen? — So rede doch, wenn du mich wirklich lieb

hast. Du kennst sie? Sie ist bei dir? Wie ward das möglich? Und ist sie deiner Achtung würdig?" — — —

Fridolin, trotz dem er mich beständig zum Reden aufforderte, hätte ganz sicher noch ein paar hundert Fragen an mich gerichtet, wenn er nicht von mir unterbrochen worden wäre. „Beruhige dich!" sagt' ich: „Du sollst Alles erfahren. — Ja doch! Justine ist ein Engel; ist deiner und meiner Hochachtung würdig; Justine ist bei mir." — — —

Hier sprang Fridolin, dem Freude und Ueberraschung alles Blut ins Gesicht trieb, hastig vom Stuhle auf, rannte durchs Zimmer und rief: „Bei dir? Und du verschwiegst es? Bei dir hier? Noch im Gasthof? Ich muß es meiner Mutter sagen. O wie konntest du mir solches Leid thun?"

Ich mußte den Doktor mit aller Kraft festhalten, daß er nicht davon lief. „Höre doch; fasse dich!" rief ich: „Es waltet Mißverständniß unter uns. Sie ist nicht bei mir hier, sondern bei meiner Frau und Tochter zu Hause; zweiundzwanzig Stunden Wegs von hier. Sie weiß nicht einmal davon, daß ich bei dir bin!"

Diese Erklärung stellte seine Ruhe scheinbar wieder her. Er sank aber still in den Sessel zurück, mit trauriger Miene, und sagte: „Wie ist es ihr in so vieler Zeit ergangen? Wie kam die Beklagenswürdige ins Haus zu dir?"

Nun erst konnt' ich dazu gelangen, ihm zu erzählen, wo und wann meine Frau und ich Justinen gefunden und sie mit uns genommen hätten. Wie umständlich immerhin mein Bericht sein mochte, schien er dem Doktor doch immer zu kurz und unvollständig. Er störte mich mit einigen Zwischenfragen hundert Mal in meinem Vortrag, bis ich endlich rundweg erkläte, mehr wisse ich nicht; und wolle er mehr wissen, solle er mit mir kommen, und seine ehemalige Verlobte selber fragen.

„Ehemalige!" seufzte Fridolin: „Ja wohl aus über-

mäßigem Zartgefühl machte sie mich und sich unglücklich, und schickte sie meiner Mutter den Ring zurück. Aber ich will wissen, ob sie sich und mich zeitlebens dem Gram überlassen will? Ich reise mit dir. Ich will sie hören. Es muß unter uns entschieden werden."

Fridolin nahm hastig meine Hand und führte mich zu seiner würdigen Mutter. Hier mußt' ich abermals Alles, was ich ihm gesagt hatte, wo möglich mit noch größerer Umständlichkeit wiederholen. Die gute Frau hörte mich erst mit Erstaunen, dann mit freudeleuchtenden Augen an, und schloß endlich mit Thränen ihren Sohn in die Arme, der an ihrer Brust laut weinte.

Es gehörten einige Stunden Zeit dazu, ehe sich die lieben Leute von ihrer Ueberraschung erholen und mit mir überlegen konnten, was zu thun sei? Unvorbereitet dürfte Justine, ohne Gefahr für ihre zarte Gesundheit, den ehemaligen und noch immer geliebten Jugendgespielen nicht bei sich erscheinen sehn. Ich schrieb vorläufig meiner Frau, in welcher Stimmung ich den Doktor Walter gefunden und daß ich ihrer Klugheit überlasse, Justinen mit unserer baldigen Ankunft bekannt zu machen. — Ein paar Tage nach diesem Schreiben setzte sich Fridolin zu mir in den Reisewagen.

---

18. Die Waisen der Selbstmörder.

Ich bekenne, daß ich heimlich vor dem ersten Augenblick zitterte, in welchem sich die jungen Leute, nach einer mehrjährigen, kummerreichen Trennung wieder erblicken würden. Ich verlor auch diese Furcht selbst da nicht, als uns meine Frau bei unserer Ankunft versicherte, Justine sei auf den Empfang ihres Freundes vollkommen gefaßt, wie tief sie auch, durch die erste Nachricht von unserer Bekanntschaft mit ihm, erschüttert worden sei. Meine Tochter

flog, um uns anzumelden, auf den Wink ihrer Mutter, zu Justinen. Nach einigen Minuten erschienen beide Mädchen in dem Zimmer, wo wir versammelt waren.

Schreckliche Todtenblässe hatte Justinens schönes Antlitz bedeckt. Dennoch ging sie, festen Schrittes, zuerst gegen mich, um mich zu begrüßen. Sie reichte mir stumm eine eiskalte Hand zum Willkommen, indem ein vergängliches Lächeln, wie das Lächeln eines Leichnams im Sarge, auf ihrem alabasterweißen Gesicht schwebte. Dann blickte sie auf Fridolin, und verneigte sich gegen ihn; aber mit einer Kälte und Gleichgültigkeit, als wäre sie ihm und allen irdischen Verhältnissen abgestorben. Er nahte sich der geisterhaften Gestalt mit sichtbarer Bestürzung, führte ihre Hand zu den Lippen, und sprach: „Meine Justine, warum siehst du mich so unfreundlich an? Dank sei der himmlischen Vorsehung, die dich mir und meiner Mutter wiedergegeben hat, die deine Mutter werden will! Du gehörst mir nun und ewig. Nichts soll uns wieder scheiden. Blicke mich freundlicher an. Ist dir Fridolin nicht mehr lieb und theuer?"

Die Jungfrau öffnete ihre Lippen zum Sprechen einige Mal ohne einen Laut zu geben. Dann endlich sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, und ihre Gesichtszüge belebten sich während des Redens immer mehr: „Fridolin, — lieb und theuer — du bist's. — Darum komm' ich; darum seh' ich dich noch einmal. Ich war deine verlobte Braut. Fridolin, nun nicht mehr. Ich bin mit Gram und Schmach beladen. Eine böse Mitgift! Ich darf dir nicht zugehören; dir nicht meine Schande zum Geschenk bringen. Fridolin, ehre den unbescholtenen Namen deiner Aeltern; er ist ein heiliges Kleinod! Er ist ein Segen für die Kinder. Fridolin, du darfst es nicht vergessen: „ich bin die Tochter eines Selbstmörders! Man zeigt auf mich mit Fingern. Ich darf dich nicht entehren. Nun geh! Leb' wohl!"

Fridolin hielt ihre Hand fester, als Justine zurücktreten wollte,

und rief: „O du Heilige, was hat das Lebensloos deines Vaters mit unserer Liebe zu schaffen? Und wäre mein Vater, oder der deinige, auf dem Blutgerüst gestorben, sollte dadurch unsere Unschuld zum Verbrechen, unsre eigne unbefleckte Ehre zum Ekel der Welt werden?"

„Fridolin!" sagte sie: „durch des Henkers Hand kann oft ein Schuldloser sterben; aber wer durch eigene Hand stirbt, ist jederzeit Verbrecher. Sein Mord tödtet nicht nur ihn selbst. Er mordet auch, nach seinem Tode, Frieden, Freude, Ehre und Leben der armen Hinterlassenen! so etwas verwischt sich nie! — O Fridolin, glaub' es, mein Vater war gewiß ein guter Mann, bis der erste Trank des Fluchs über seine Lippen ging, den das Feuer der Hölle destillirt hat."

Mit zärtlich flehender Stimme rief Fridolin: „Und darum kannst du mich verstoßen, Justine? O, wie viele tausend Selbstmörder ihres Lebens, ihrer Ehre, ihres Friedens, ihrer Seelenruhe sind vorhanden, die heut' noch athmen, und beim Traubensaft und Branntewein nicht ihr und ihrer Familie Verderben und Untergang voraussehn! Justine, du nennst diese Unglücklichen, mit Recht, Selbstmörder. Auch mein beklagenswerther Vater gehört ja leider zu ihrer schrecklichen Zahl. Auch er zerrüttete Leib und Seele mit dem brennenden Jammertrank so unmerklich, so lange, bis ihn das feurige Gift im eigenen Bette erwürgte. — Soll ich nun darum deiner nicht würdig sein?"

„Wie?" fragte Justine schaudernd: „Auch dein Vater? — Auch Er dem Trunk ergeben?"

Fridolin antwortete lange nicht. Sein Haupt sank vor sich auf die Brust nieder, die von heftigem, innerm Schmerz bewegt war. Endlich brach er in ein lautes Weinen aus, verhüllte sein Gesicht und warf sich auf einen Sessel nieder. Justine blieb unbeweglich, den Blick traurig auf ihren Freund geheftet. Ihre

Wangen hatten sich während des Redens wieder mit einer matten Röthe gefärbt. Es herrschte im Zimmer allgemeine Stille. Meine Tochter hatte ihre Arme um den Hals der weinenden Mutter geschlungen und verbarg ihr Angesicht an deren Busen. Ich suchte vergebens meine Standhaftigkeit und Ruhe zu behaupten. Der Anblick dieses Leidens zweier vortrefflichen Seelen, die jedes Glücks auf Erden werth waren, welches sie durch der Aeltern Schuld eingebüßt hatten, dieser Anblick zerriß mir das Herz.

Aber auch Justine schien ihr verlornes Gefühl wieder zu empfangen. Zwar in ihren Mienen zeigte sich nicht die mindeste Veränderung. Ihre schönen Züge blieben in der stummen Ruhe, wie vorher. Nur ihre Augen verdunkelten sich, und einzelne Thränen rollten über die Wangen. Sie glich einer weinenden Bildsäule.

Fridolin ermannte sich, fuhr mit dem Tuch über sein Gesicht, sprang auf, ergriff wieder Justinens Hand und rief: „Nein, Justine, das sei ferne von uns! Nein, Gott ist barmherzig! Verdammen wir unsere Väter nicht durch den Schmerz jetziger Erinnerungen und mit dem Elend unsers Lebens. Wenn den Geistern der Abgeschiedenen vergönnt ist, die schwarzen Folgen ihrer Sünden auf Erden wahrzunehmen; wenn sie in diesem Augenblick unsere blutenden Herzen, unsere Thränen sehn, so — sehn sie voll Entsetzens ihre Hölle! Wollte Gott, es ständen, statt dieser wenigen Freunde hier, die Tausende um uns, welche, mit dem schauderhaften Leichtsinn unsrer eignen Väter, heute noch, ihren Kindern Jahre voll Grams bereiten, und, wenn sie einst den letzten Tropfen des lebensfeindlichen Weingeistes hinuntergeschlürft haben, ihren Kindern das ausgeleerte Trinkglas, mit dem bittersten Wermuth gefüllt, zum Erbe hinterlassen. O daß sie hier um uns ständen! — Unsere Thränen, deine bleichen Wangen, der Wittwengram müßten sie bekehren!“

Hier wandte er sich plötzlich wieder, von seinem Schmerz überwältigt, hinweg von Justinen, und that einen Gang durchs Zimmer. Als er beruhigter zurückkehrte, stand er eine Zeit lang schweigend vor Justinen, und betrachtete sie mit wehmüthigem Blick. Dann fragte er leise: „Willst du mich und meine Mutter nicht trösten?“

„Aber Fridolin, ich bin eines Selbstmörders Tochter!“ antwortete die Unglückliche mit zitternder Stimme.

„Nun denn,“ rief Fridolin in leidenschaftlicher Bewegung: „Nun denn, Tochter des Selbstmörders? warum schämst du dich des Sohns eines Selbstmörders? Unser Loos ist das gleiche; reiße dein Schicksal nicht von dem meinigen los!“

Justine legte beide Hände vor ihr Gesicht; wankte einen Schritt vor und fiel lautschluchzend an seine Brust, indem er sie in seine Arme schloß.

Ich winkte meiner Gattin und Tochter. Wir entfernten uns.

---

19. Das merkwürdige Hochzeitsmahl.

Der Auftritt, dessen Zeugen wir eben gewesen waren, hatte uns mächtig erschüttert. Jeder von uns vermied es, darüber dem Andern ein Wort zu äußern, sondern suchte absichtlich Geschäfte, um sich für einige Augenblicke zu zerstreuen. Für mich lag mitten in den sanften Rührungen des Mitleids etwas unbeschreiblich Schauderhaftes. Welch ein Schicksal von Kindern, die ihre Väter Selbstmörder heißen, und, als solche, beklagen müssen! — Es empört die Natur, solche Klagen zu hören; nur den Trinker läßt solche Klage gleichgültig. Ob der Mann, den seine Leidenschaft umstrickt hält, sich endlich durch den Strang oder durch die Kugel, oder plötzlich durch Arsenik und Blausäure, oder langsam durch

Weingeist ums Leben bringt, — ist's zuletzt nicht dasselbe? Immer Selbstmörderei.

Es vergingen unsere Nachmittagsstunden in düstern Betrachtungen. Unsere beiden Gäste ließen sich nicht sehen. Meine ängstliche Frau äußerte mancherlei Besorgnisse. Doch wagten wir es nicht, die jungen Leute zu stören. Welches immerhin der endliche Ausgang ihrer Unterredung sein mochte, ich vertraute der Besonnenheit des braven Walter und der Liebe beider. Als aber der Abend kam und schon in unserm Speisezimmer der Tisch zum Nachtessen gedeckt stand, konnt' ich mich selber kaum einer gewissen Bangigkeit erwehren. Ich ließ die Eßglocke läuten, und meine Tochter auf das Zimmer gehen, wo wir Fridolin und Justinen zurückgelassen hatten. Fast eine Viertelstunde verfloß und niemand erschien. Meine Angst stieg. Ich fürchtete Unglück und war im Begriff mich zu den Ausbleibenden zu begeben.

Da öffnete sich die Thür. Welche Ueberraschung für uns! Fridolin, mit einem Antlitz, verklärt durch Seligkeit; und Justine, mit verschämt zu Boden gesenkten Blicken, traten Arm in Arm herein.

„Sie hören und sehen nichts mehr!“ rief meine Tochter lachend: „Ich mußte endlich Gewalt drohen, Justinen zu entführen; wußte aber wohl, Herr Walter werde sie mir nicht überlassen.“ Fridolin führte uns seine Braut zu, und sagte: „Sie ist wieder die Meinige; der Engel meines Himmelreichs!“

„Segne Euch Gott, Ihr lieben Dulder!“ rief ich gerührt: „Laßt mich, als Euern Vater, gelten; und nehmt den Vatersegen von mir.“

„Und ich will deine Mutter sein!“ sagte meine Frau mit vom Entzücken glänzenden Augen zu Justinen, indem sie das Mädchen an ihre Brust drückte.

Aber ich mag den feierlichen, seligkeitsvollen Abend hier nicht

beschreiben. Jeder kann sich die Mannigfaltigkeit der Gefühle denken, welche die Brust der Einzelnen in unserer kleinen Gesellschaft, abwechselnd, bald bitter, bald süß, durchzogen. Ja, ich würde hier überhaupt die Geschichte einer der merkwürdigsten und schönsten Begebenheiten meines wenig bedeutenden Lebenslaufes schließen, wenn ich nicht noch des Hochzeitfestes unsers glücklichen und glückswürdigsten Pärchens Erwähnung thun müßte. Ich gestehe, ein herrlicheres hab' ich nie erlebt; und schwerlich werd' ich dergleichen wieder erleben können. Was ist die todte Pracht kaiserlichen und königlichen Glanzes bei Vermählungsfeiern, neben der Pracht, in welcher Fridolin Walter erschien! Man kann sich eine Vorstellung davon machen, wenn ich sage, daß ihm sein Festtag einen Kostenaufwand von mehr denn 15,000 Gulden verursachte. Doch ich will einfach erzählen.

Fridolin verweilte einige Tage bei uns; dann reisete er zu seiner Mutter, um ihr sein Glück zu melden, und, wie er sagte, einige Vorkehrungen zur Aufnahme Justinens und zur Feier der Vermählung zu treffen. Erst nach einer Abwesenheit von fünf Wochen kehrte er zurück, um die Braut in Begleitung meiner Tochter abzuholen. Meine Frau wollte diese Frist benutzen, Justinen mit dem zierlichsten Brautschmuck auszustatten. Allein die Freude ward ihr vereitelt, als Justine berichtete, Walter lasse sich das Recht nicht nehmen, ihr selber für den großen Feiertag den Schmuck zu wählen. Daß wir, meine Frau und ich, zur Hochzeit nicht fehlen durften, versteht sich von selbst. Wir machten die Reise zu Fridolins Heimath vierzehn Tage später, und wurden von unsern Lieben dort, und von des Doktors trefflicher Mutter, mit einer Zärtlichkeit und Traulichkeit, wie die theuersten Verwandten, empfangen. Am Hochzeitsmorgen kamen wir Alle fröhlich zum Frühstück zusammen, versteht sich, im höchsten Putz; besonders die Frauenzimmer. Justine blieb am längsten aus, was sich leicht

erklären ließ. Aber sie hatte eigensinnig sowohl den Beistand meiner Tochter, als der Mutter Fridolins abgelehnt, sich bräutlich zu schmücken. Wie erstaunten wir, als sie endlich in den Saal trat. Mit Ausnahme einer Blumenkrone auf ihrem Goldhaar, und eines über ihren Locken herabschwebenden Schleiers, trug sie dasselbe einfache häusliche Gewand, worin Fridolin sie zuerst wieder in meinem Hause gefunden hatte. Ihre Schönheit war ihr Schmuck. „Das ist mir ein heiliges Gewand, in welchem sie die Meinige ward!“ sagte Fridolin: „Ein köstlicheres konnte ich nicht wählen, sie zum Altar zu führen. Auch sind wir nicht reich genug, uns im Prunk zu zeigen.“ Nach vielen Umarmungen und fröhlichem Geschwätz, ging es zum Frühstück.

Allein das lumpige Geplauder verstummte hier plötzlich. Vor dem Sitz der Braut ward auf dem Tisch eine verdeckte Schüssel, und ein Blumenkranz darüber aufgetragen. Die Frauenzimmer richteten die Augen voll ungeduldiger Neugier darauf, besonders, als Fridolin sagte: „Ein Hochzeitsgeschenk für meine Justine!“ — Sie nahm lächelnd den Kranz und den Deckel ab, und wir sahen uns Alle in unserer Erwartung sonderbar getäuscht. Keiner zweifelte einen glänzenden Juwelenschmuck zu erblicken. Statt dessen kamen einige zusammengefaltete Papiere zum Vorschein. Selbst Justine machte, etwas befremdet, oder vielleicht in einer Hoffnung getäuscht, wunderliche Miene dazu. Sie entfaltete und las einige der Papiere, ward ernst und blaß. Die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen. Außer sich selbst sprang sie vom Tisch auf, und warf sich stumm und weinend um Fridolins Hals, der vergebens einen Sturm beruhigen wollte, den er erregt hatte. Erst später, nachdem Justine besänftigt worden war, vernahmen wir den Werth des Geschenks. Es war kein Geringes und bestand in Titeln, Briefen und Quittungen der noch übrig gebliebenen Schulden, welche Justinens Vater unbezahlt hinterlassen hatte. Sämmtliche

Gläubiger waren befriedigt, und keiner von ihnen hatte an diesem Tage das Andenken des unglücklichen Thaly zu verwünschen. Fast eben so bewegt, als Thaly's Tochter, zog ich den großmüthigen Fridolin an mein Herz und rief: „Segne dich Gott, Herzensjunge, herrlicher kannst du nicht in den Himmel deines Lebens eingehen, als du heut' eintrittst!“

Indessen schien es, bei dieser hochzeitlichen Handlung sollte es noch nicht sein Bewenden haben. Denn ich hatte schon am Abend vorher bemerkt, als es dunkel geworden war, und sich Fridolin fast eine Stunde lang von uns entfernt hatte, daß eine Menge Leute von der ärmern Volksklasse zum Hause gekommen waren, und große Bündel mit sich davon getragen hatten. Ohne Zweifel wollte er seinen Freudentag auch zu dem vieler seiner dürftigen Mitbürger machen. Ich hatte mich nicht geirrt. Justine vertraute mir, er habe mehr denn zweitausend Gulden edelsinnig hingegeben, um 15 bis 20 der ärmsten Familien des Marktfleckens vom Kopf zu Fuß neu zu kleiden und sogar mit Hemden und Betttüchern zu versehen.

„Aber das ist fürstliche Verschwendung, lieber Fridolin!“ rief ich, als wir nach dem kirchlichen Gottesdienst und der feierlichen Trauung zum Mittagsmahl gingen. Dies ward unter freiem Himmel in einer großen Wiese gehalten, wo vier ziemlich lange Tische, unter ausgespannten Zelttüchern, ein großes Viereck bildeten, in dessen Mitte abermals eine gedeckte Tafel für etwa zwanzig Personen stand: „Hast du denn den ganzen Marktflecken zum Hochzeitsschmaus eingeladen? Bist du denn der reiche Mann im Evangelium? Zuviel ist zu viel, lieber Freund.“

Er lachte und sagte: „Sei ohne Kummer! Ich bin nicht reich; und werde durch den Aufwand, welcheh du heute wahrnimmst, nur um eine Handvoll kleiner, unnützer Steine ärmer, die bei mir todt im Schranke lagen. Ich habe nämlich Geschenke, die ich in

England von verschiedenen Seiten empfing, einige goldene Dosen und Ringe mit ihren Edelsteinen, sag' es Niemandem, verkauft; und sogar den kostbaren Schmuck, den ich vor zwei Wochen von der Familie meines Gönners, des Lords, für meine Braut empfing. Sie hat das Perlenhalsband und die Diamantennadeln nicht einmal gesehen; sie fand ihr Eigenthum nur in den eingelösten Schuldbriefen ihres Vaters wieder. Ich entdeckte ihr erst beim Heimgang aus der Kirche Alles, damit sie mich nur nicht für großmüthiger halte, als ich bin; und damit sie auch das Bewußtsein habe, des Vaters Schulden seien großen Theils durch das Gut seiner Tochter ausgelöscht. — Was hier die langen Gasttische betrifft, ich habe keineswegs den ganzen Marktflecken zur Hochzeit eingeladen; auch nicht einmal die angesehenern Familien unsers Orts, du wirst dich in keiner glänzenden Gesellschaft befinden. Es sind die allerärmsten Haushaltungen hiesigen Orts, welche brav geworden, dem Brannteweintrinken fremd, und unserm Mäßigkeits-Verein beigetreten sind. Ich wollte den guten Leuten einen frohen Tag schaffen. Und der kleine Tisch dort in der Mitte ist für uns, und die ersten Gründer des Mäßigkeits-Vereins. Man soll sich heut' mit mir und Justinen freuen!"

Ich drückte dem edeln Menschen die Hand und konnte ihm nur die wenigen Worte sagen: „Du hast deine Steine zum Kleid der Nothleidenden gemacht und deine Perlen in Freudenthränen verwandelt, du Reicher, aber das beneidenswertheste Kleinod behalten. Du trägst es in deiner Brust!"

Bräutigam und Braut empfingen natürlich den Ehrenplatz am mittlern Tisch. Als wir uns gesetzt hatten, begann in einem benachbarten Wäldchen Musik und die Bänke der langen Tafeln des großen Vierecks füllten sich mit den eingeladenen Gästen, Männern und Frauen, den Dürftigsten des Ortes. Aber heut' sah man ihnen keine Dürftigkeit an. Alle zeigten sich in neuen Klei-

dern, die sie der Freigebigkeit ihres Wohlthäters dankten; alle betrugen sich mit auffallender Anständigkeit und Stille. Nur das Geräusch unzähliger Zuschauer, welche aus dem Marktflecken und benachbarten Dörfern herbeigekommen waren, Zeugen dieser unerhörten Hochzeitfeier zu werden, erfüllte, anfangs vermischt mit den Tönen der Musik, die Luft. Es waltete aber unter den hundert Gästen und tausend Zuschauern bald eine sonderbare Ruhe und Würde, wie sie weder bei solchen Gelegenheiten noch in solchen Volksmassen gewöhnlich ist. War es das Ungewohnte dieses Schauspiels, welches den stillen Ernst, ich möchte fast sagen, die schwermüthigheitere Stimmung verbreitete; oder war es Bewunderung und Hochachtung für das schöne Brautpaar und Erinnerung an dessen frühere Unglückstage? — Ich kann es mir nicht erklären. Selbst die fröhliche, fern aus den Gebüschen hertönende Musik schien die Gemüther nur zu einer wehmüthigen Freude zu stimmen, die nirgends sichtbarer, als in Fridolins und Justinens Gesichtszügen zu lesen war.

---

20. Der Schluß dieser Geschichte.

Gegen Ende der Mahlzeit wurde beim Klang der Weingläser die Unterhaltung der Gäste lebhafter. Da aber stand der ehrwürdige Pfarrer von seinem Platze auf, bestieg die Bank, auf welcher wir saßen, und erhaben über Alle, fing er an zu der Versammlung zu reden. Es herrschte plötzlich allgemeines Schweigen. Der Pfarrer sprach ungefähr folgendermaßen:

„Wertheste Freunde, Mitgäste und all' Ihr Anwesenden!"

„Vielleicht erwartet Ihr einen der üblichen Trinksprüche von mir, mit dem Lobe unsers tugendhaften Brautpaars, dem wir den heutigen Tag der Freude verdanken. Dieses Lob, dieser öffentliche

Dank würde ihre bescheidenen Seelen mehr bedrücken, als erfreuen. Die Lebehochs der Trinksprüche sind meistens mit Weingeist erwärmte Höflichkeiten, vergänglich und vergessen, wie der Schall ihres Worts. — Aber, die Ihr wisset und fühlet, was unser edelsinniger Walter zum Segen der ganzen Gemeinde, zum Segen unserer Familien, zum Trost der Nothleidenden unter uns gethan hat, — lieben Freunde, erhebet Eure Blicke gen Himmel, und jeder dieser Blicke werde zum stillen Gebet vor Gott, daß er, der Gnadenreiche, auch ihn segne, der uns segnete; daß er ihn und seine Lebensgefährtin, zu unserm und unserer Kinder Heil lange erhalten wolle!" —

Der Pfarrer schwieg einen Augenblick. Sein Auge war zum Himmel gerichtet. Auf seinen Wimpern glänzte eine Thräne. Und ich sah bald vor mir längs den Tischen gefaltete Hände, himmelwärts gewandte Gesichter, nasse Augen. Dann verbreitete sich überall unruhige Bewegung. Es entstand undeutliches Gemurmel unter Gästen und Zuschauern, das immer lauter und lauter, endlich zum verworrenen Geschrei ward. Man konnte darin nur den Ruf einzelner Worte unterscheiden: „Ja, lange, lange! ewig Fridolin! lange, himmlischer Vater! lange! Walters Segen!"

Keine kirchliche Andacht, nicht das feierliche Zeremoniel eines Gottesdienstes, hat mich jemals so überraschend und gewaltig ergriffen, als dieser Ausbruch des Gefühls, diese Anerkennung vom Werthe eines wohlthätigen Mannes. Wer konnte unter den Tausenden unbewegt bleiben? Und wenn auch die Sterblichen allesammt einzeln, nicht fehlerfrei, nicht sündenlos sind, lebt dennoch in der Brust der Menschheit unsterblich der Sinn für das Heilige fort. Er flammt, als ein reines Licht, noch durch den düstern Rauch ihrer Leidenschaften auf.

Nachdem sich die Aufwallung allmälig wieder gestillt hatte, erhob der ehrwürdige Pfarrer abermals die Stimme und sprach:

„Lieben Freunde! Viele Jahre schon leb' ich unter Euch. Ich habe das göttliche Wort verkündet; den Weg zur Seligkeit gezeigt, mit inbrünstigem Eifer, ohne Unterlaß. Aber nicht ohne Entsetzen mußt' ich seit Jahren wahrnehmen, daß die Religion, das ächte Herzens-Christenthum, in Verfall kam, je länger ich es predigte. Wohl sah ich in der Kirche noch Regungen der Andacht, fromme Hingebung der Gemüther. Aber die Hingebung des Herzens verging dann wieder. Jeder kehrte auf die nüchternen Pfade seiner gewohnten Geschäfte und Neigungen zurück. Die Stunde im Tempel war verlorne Zeit gewesen; und der Ruf Gottes an die Seelen umsonst geblieben. Das schlug meinen Muth oft gänzlich nieder. Ich wußte nicht, ob das Menschengeschlecht heutiges Tages verderbter sei, als vor Zeiten; oder ob mir, zu meinem erwählten Beruf, Kraft und Tüchtigkeit fehlen? Da trat dieser edle Jüngling hervor, den wir mit Freuden Vater und Retter der Gemeinde nennen, und belehrte mich vom Hauptquell des sittlichen Uebels im Volke."

„Es ist nämlich, seit einem halben Jahrhundert, eine furchtbare Seuche in den meisten Ländern Europa's ausgebrochen, welche größere Verwüstungen angerichtet hat, als die tödtliche Cholera und die schmerzenreiche Grippe. Diese Seuche hat sich schon von Europa über die andern Welttheile ausgebreitet und rafft das Leben unzähliger Menschen, ihren Wohlstand, ihre Ruhe hinweg. Ihr kennet die Seuche. Es ist die Branntweinpestilenz! Sie verzehrt Lebens- und Vermögenskräfte, Geistesanlagen und Tugenden einzelner Personen, hoher und niederer, ganzer Familien, ganzer Nationen! Sie wird weder durch Schulen und Kirchen, weder durch Apotheken und Regierungsverordnungen, weder durch Gefängnisse, noch durch Zuchthäuser und Kettenstrafen in ihrem Umsichgreifen verhindert und gemindert. Sie geht ansteckend von Haus zu Haus vom Vater zum Sohne über; vom Freunde zum Freunde."

„Eine alte Sage spricht, daß kein Gift wirksamer beigebracht werden könne, als mit Weibermilch. Das ist ein wahres Wort von der Branntweinpest! Keine Verderbniß eines Volkes ist so tief eingreifend, so unwiderruflich, als die, welche das häusliche Leben angreift und selbst vom weiblichen Geschlecht geduldet, oft begünstigt wird."

„Man trinkt und trinkt wohl wieder, um eine vergangene Fröhlichkeit zurückzugewinnen, oder aber, um ein gegenwärtiges Unwohlsein zu verbannen. Man trinkt Tag für Tag, bis der entnervte Leib zusammensinkt, und Verstand und Herz abgestumpft erliegen. Wahrlich, wer seinen Nächsten zum übermäßigen Genuß des Weins, oder zur Angewöhnung des Branntweins verführt, ist in meinen Augen einer der strafwürdigsten Verbrecher. Er ist's der gleichsam den Dolch zuckt, durch welchen bisher unbescholtene Männer fallen und selbst unschuldige Kinder umkommen sollen. Er ist's, der unglückliche Gattinnen ins Grab stürzt und arme Waisen auf die Straße hinauswirft!"

„Aber wie ist jener Pestilenz zu wehren, die so viele Länder überzogen hat? Wie abhelfen, daß fast Niemand an die absolute Schädlichkeit der weingeistigen Getränke glauben mag, ja nicht einmal davon weiß? Wie abhelfen, da die ärmern Leute in ihrer Unerfahrenheit den Branntwein, weil er wohlfeil ist, zur Ermunterung und Stärkung unentbehrlich glauben; und die Bemitteltern ihn als Leckerhaftigkeit nicht vermissen wollen? Wie abhelfen, da selbst Regenten und Gesetzgeber den Beförderern der Pestverbreitung, den Branntweinbrennern, Likörfabrikanten, Casino-, Wein- Kaffee- und Schenkwirthen Ermunterungen und Privilegien ertheilen, um den Absatz gebrannter Wasser zum Vortheil der Staatskassen zu vermehren?"

„Auch derjenige, welcher nur selten ein Glas Branntwein nimmt, fühlt jedesmal sogleich an den Wirkungen, daß dieses

Getränk unnatürlich, gesundheitswidrig, den Kopf betäubend, die Nerven angreifend sei. Doch weil es einige Augenblicke muthiger und lustiger macht, ist die Anlockung schnell vorhanden. Mancher nimmt sich ernstlich vor, mäßig zu sein; doch vergebens. Nur Entsagung rettet. Entsagung ist in jeder Beziehung leichter, als Mäßigung. Wer dem Teufel erlaubt, ihn bloß bei einem einzigen Hauptpaar zu nehmen, den zieht er unvermerkt mit Kopf und Leib nach sich. Den Branntewein mäßig trinken wollen, heißt, nur mäßig sündigen wollen! Das Laster der Trunkenheit schleicht behend der Lust am Trinkglase nach."

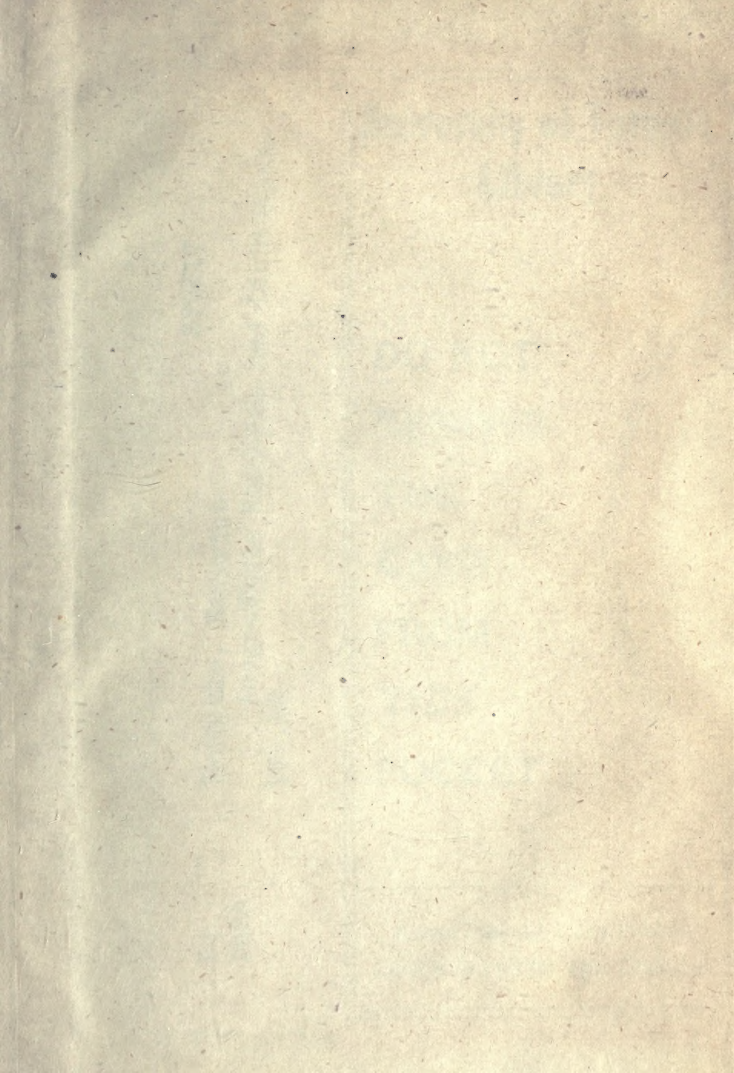
„Ich sah lange keine Hilfe, — keine, um wenigstens in unserer Gemeinde den Verfall ihres Wohlstandes und Friedens, und das stille Fortwuchern und Fortwürgen der Branntweinpest zu verhüten. Da kam unser Menschenfreund, unser guter Fridolin Walter, aus England zurück und ward der Engel, welcher den Weg der Rettung zeigte. In allgemeinen Landesgefahren, sagte er: kann kein Regent, kein Gesetzgeber, kein Richter, selbst kein stehendes Kriegsheer helfen. Da muß das Volk selbst aufstehen, und sich selber retten, wenn noch Tugend und Muth der Vaterlandsliebe in ihm vorhanden ist? — Und Fridolin stiftete den Enthaltsamkeits-Verein unter uns. Und die Religion, und in ihrem Gefolge die Unschuld, der Friede der Haushaltungen, die Freundschaft der Bürger, der Wohlstand des Orts, christliche Zucht und Sittsamkeit kehrten allgemach wieder zurück."

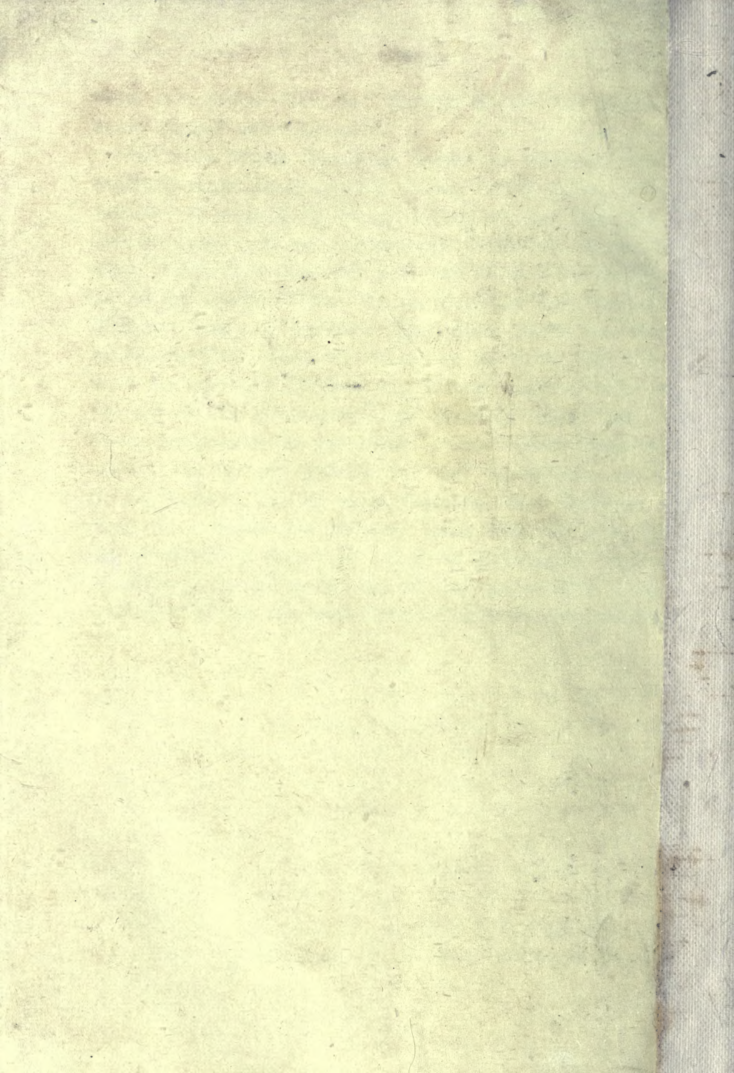
„Lieben Freunde! Sind wir nicht allesammt Schuldner dieses Biedermanns geworden? Wie wollen, wie können wir ihm vergelten? — Ja doch, wir können es! Hier unter Gottes freiem Himmel ein heiliges Gelübde: Verstoßen sei fortan, wie ein Aussätziger, Jeder, der es wagt, die Branntweinpest in unsere friedlichen Wohnungen zurückzuführen! Mehr noch: Fridolin Walter,

nimm unsre schönste Gabe an! Fridolin Walter, wir schenken dir unsere Herzen! unsere Herzen!"

Bei diesen Worten sprang der hochbetagte Geistliche, mit der Raschheit eines Jünglings, von seinem Stand herab; eilte zu Fridolin und umarmte ihn in wahrer Begeisterung. Wir, die wir zunächst standen, folgten, tiefbewegten Gemüthes, seinem Beispiele. Alles Volk erhob sich unter dem Geschrei der Dankbarkeit und Freude von den Sitzen. Es war keine Ruhe mehr herzustellen. Gäste und Zuschauer vermischten sich. Einer drückte dem Andern gerührt die Hand; Einer den Andern an die Brust. Ich sah Justinen von dankenden Mädchen und Frauen umgeben, deren mehrere weinend sich hindrängten, ihre Hände zu küssen. Ach, wie ärntete die Fromme für ihre Perlen so viel tausend Freudenthränen! — Und der gute Fridolin, fast hatt' ich Mitleiden mit ihm. Er war fort und fort von einem Schwarm seiner Mitbürger umringt, in ihrem Gewühl verloren. Jeder wollte ihn sehen, jeder ihm ein Wort der Liebe sagen. Erst mit einbrechender Nacht trat er wieder zu uns ins Haus, wo ihn sein junges Weib und seine vortreffliche Mutter mit neuer Lust und stolzem Entzücken empfingen.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.





LG
Z923
Zschokke, Heinrich
Ausgewählte Novellen und Dichtungen.
Vol.16
379817

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

